

FUSSBALL

Die besten ZEIT-Reportagen
und Interviews rund um Fußball
und die WM 2014



Einleitung

Deutschland ist Weltmeister! Verfolgen Sie noch einmal den Weg der deutschen Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien. In exklusiven Interviews und Porträts erfahren Sie, wie sich Spieler und Trainer auf die WM vorbereitet haben und was ihnen neben dem Fußball wichtig ist. Auch die Rolle des Gastgeberlands Brasilien und die der Fifa wird kritisch beleuchtet, und zum Schluss blicken unsere Autoren zurück auf die WM 2006, die die neue Fußball-Euphorie in Deutschland ausgelöst hat.

Entdecken Sie in diesem E-Book über 50 spannende ZEIT-Berichte rund um den Fußball und die Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien. U.a. mit exklusiven Interviews mit Mario Götze, Thomas Müller und Manuel Neuer.

Inhalt

Einleitung

Über alles in der Welt

Die ZEIT gilt als ein Flaggschiff intellektueller Debatten – und führt nun eine wöchentliche Seite über Fußball ein. Wie geht das zusammen? Wir baten den Berliner Philosophen Gunter Gebauer, zu erklären, warum der Rasensport ein Eckpfeiler des deutschen Nationalgefühls ist

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

»Man darf keine Lieblinge haben«

Wo liegen die Schwächen des Bundestrainers? Gibt es einen Masterplan für die WM in Brasilien? Wie erzieht man Fußballprofis? Ein Gespräch mit Joachim Löw und dem Psychologen Hans-Dieter Hermann

Gibt es einen Fußballgott?

Nach dem Triumph ist vor dem Finale – wie Bundestrainer Joachim Löw sein Team zum Titel führen will

»Es ist nicht einfach, glücklich zu sein«

Mario Götze ist Deutschlands begabtester Fußballer. Schon mit 20 lebt er seinen Traum. Wie lange noch? Ein Gespräch über die Zerrissenheit zwischen der Profi-Welt und dem wahren Leben sowie den vorläufigen Tiefpunkt seiner Laufbahn

Ganz da oben

André Schürrle ist mit 22 Jahren bereits dort, wo die meisten seiner Kollegen nie hingelangen werden – beim FC Chelsea. Begegnung mit einem Mann, dessen Karriere sich zwischen Weltruhm und tiefem Fall bewegt

»Wir sind ja nicht beim Militär«

Thomas Müller ist ein fußballerisches Genie: Bekannt ist der Mittelfeldspieler des FC Bayern und der Nationalmannschaft für sein Gespür für unberechenbare Laufwege und tödliche Pässe – und seinen besonderen Sinn für Humor

Der jüngste Alte

Mit Lukas Podolski begann der deutsche Fußball-Aufschwung. Zuletzt stand er nur noch selten in der Startelf – in der Nationalmannschaft und beim FC Arsenal. Frisst die Revolution eines ihrer ersten Kinder? Ein Besuch in London

Der König, als Bote getarnt

Was ist das Erfolgsgeheimnis der deutschen Mannschaft, Herr Lahm? Eine Begegnung mit dem Kapitän

Der Abräumer

Per Mertesacker ist Innenverteidiger, an ihm muss vorbei, wer die DFB-Elf in Brasilien schlagen will. Ein Gespräch über die Freiräume im Fußball und den Führungsstil von Bundestrainer Joachim Löw

Wer bin ich?

Mats Hummels hat sich zu einem der zuverlässigsten Spieler im DFB-Team entwickelt. Sein größter Gegner bleibt jedoch er selbst

Bodyguard der hohen Herren

Kraftbolzen und Faun, Rüpel und reine Seele: Warum Deutschland Typen wie Kevin Großkreutz braucht

Der Anti-Titan

Brasilien ist längst demontiert, aber Manuel Neuer verrichtet seinen Job, als ginge es noch immer um alles. Der Welttorhüter revolutioniert das Spiel des letzten Mannes

Tanz um den Ball

Was ist schwieriger: Einen Elfmeter zu halten oder zwei Freiwürfe zu versenken? Fußball-Nationaltorwart Manuel Neuer und Basketballstar Dirk Nowitzki über Fluch und Segen ihres Sports

Das grausam schöne Spiel

Jetzt auch noch Sami Khedira – die Liste der verletzten deutschen Nationalspieler wird immer länger. Eine Folge von Überlastung?

Mit durchgedrücktem Kreuz

Manager Oliver Bierhoff trägt die Verantwortung für den Erfolg der deutschen Nationalmannschaft.

»Das macht keinen Spaß«

Christoph Metzelder über seinen Rücktritt als Fußballprofi, Versagensängste auf dem Platz und den fehlenden »Arschlochfaktor« der aktuellen Nationalelf

Augen auf und durch

Als Mittelstürmer war er gewaltig gefürchtet, jetzt ist er als Trainer der U-21-Nationalmannschaft für den Schliff der Rohdiamanten des deutschen Fußballs zuständig. Ein Hofbesuch bei dem unverwüstlichen Fußballlehrer Horst Hrubesch

WM 2014

»Liefen, Löw!«

Die TV-Kommentatoren Marcel Reif und Béla Réthy sind sich sicher: Brasilien ist die letzte Chance für Deutschlands goldene Fußballergeneration

»Angst ist mein Antrieb«

Der dreifache Weltfußballer Ronaldo über kaputte Knie, die Lektüre von Kafka und seine beiden Tore gegen Oliver Kahn im WM-Finale von 2002

»In Brasilien geht was!«

Gemeinsam gegen das deutsche Team – Jürgen Klinsmann und Berater Berti

Vogts wollen mit den US-Boys bei der WM für Furore sorgen. Das Gefühl von Verstoßenen treibt sie an

Achtung, die Belgier!

Am 6. Dezember werden die WM-Vorrundengruppen ausgelost. Lucas Vogelsang über einen der Titelfavoriten

Sie brennen vor Ehrgeiz

Aufstand der Underdogs: Kolumbien und Co. heizen den etablierten Fußballmächten mächtig ein

O Sohn! – Mein Papa!

Wie Brasiliens Trainer Luiz Felipe Scolari und sein junger Star Neymar das Schicksal des ganzen Landes schultern

Futschibol!

Mit dem Fußball durch Brasilien. Die ersten Wochen der WM

Der Ball gehört den Überlebenden

Was man im Fegefeuer der WM in Brasilien lernt: Fußball ist das eigentliche Weltgeschehen

»We are family«

Deutschland ist Weltmeister! Zugleich feiert auch eine postnationale Weltfamilie ihren Sieg

E-Book Extra: Alle Ergebnisse der WM 2014

GASTGEBERLAND BRASILIEN

Der einsame Rebell

Am Samstag startet in Brasilien der Confed-Cup, die WM-Generalprobe für den Gastgeber. Unser Reporter Marian Blasberg hat den Weltfußballer und Politiker Romário bei seinem Einsatz gegen die Korruption begleitet

Spiel ihres Lebens

Warum ausgerechnet die fußballverliebten Brasilianer gegen die Weltmeisterschaft in ihrem Land Stimmung machen

Schwelle zum Nichts

Der lange Boom hat in Brasilien viele arme Menschen wohlhabender gemacht – und die Mittelschicht das Fürchten gelehrt. Wer sind die Absteiger?

Krieg mitten in der Stadt

Die Polizei vertreibt die Drogenbanden aus den Favelas von Rio. Jetzt verlagert sich das Geschäft in die Touristengebiete. Ein halbes Jahr vor der Fußball-WM eskaliert die Gewalt

Verfluchtes Paradies

Die Bewohner Rio de Janeiros sind sechs Monate vor der Fußballweltmeisterschaft so gespalten wie nie: Im Stadtviertel Jardim Botânico entlädt sich der Konflikt

Angriff auf das Fußballherz

Drei Monate vor dem Anpfiff bricht Gewalt in der WM-Stadt Rio aus: Drogenbanden attackieren die Polizei, die Regierung schickt Militär in Elendsviertel

Ein bitterer Cocktail

Zwei Monate vor der Fußball-WM kämpft Brasilien mit einer maroden Infrastruktur und einer schwächelnden Wirtschaft. Das Land ist dabei, seine Zukunft zu verspielen

Von wegen brasilianisch

Das Land hört kurz vor der WM endlich auf, sich selbst zu überschätzen

Bären im Dschungel der Paragrafen

Die Berliner Wappentiere werden am Strand von Rio de Janeiro aufgestellt. Ihr Import ist zur Posse geraten und hat doch geklappt – was viel über das

WM-Land Brasilien verrät

Da muss die Welt jetzt durch

Die WM in Brasilien wird kein Fest. Die Gastgeber haben Wichtigeres vor

FUSSBALL HEUTE

Nur ein Spiel?

Harald Martenstein liebt den Fußball, Sabine Rückert verachtet ihn, aus persönlichen wie aus politischen Gründen. Ein Briefwechsel

Abpfeifen! Jetzt!

Die Fifa ruiniert den Fußball. Aber die Fans können den Altherrenclub stoppen

Näher ans Volk

Die Geschäftsmodelle von Fifa, IOC und Co. geraten an ihre Grenzen. Wie kann man es besser machen?

Die Fifa-Farce

Der mächtigste Sportverband der Welt feiert beim vermeintlich wichtigsten Treffen seiner Geschichte seine Reformen. Nur welche eigentlich? Ein Sittengemälde

Anpfiff zum Lunch

Die Spielzeiten im Fußball werden von europäischem Geld bestimmt. Doch das könnte sich bald ändern

»Ich glaube an das Gute«

Fifa-Präsident Joseph »Sepp« Blatter über die Vergabe der Wüsten-WM nach Katar, Briefumschläge für Delegierte und feminine Trikots im Frauenfußball

Wenn sie ausrasten

Es wird gepöbelt, gewütet und gemahnt: Warum Gefühlsausbrüche der

Betreuer im Fußball so sinnlos sind

Die Späher

Kein Bereich wird im Fußball so von der Öffentlichkeit abgeschirmt wie die Arbeit der Scouts – was verbirgt sich dahinter? Eine Nahaufnahme

»Früher waren Fußballer fauler«

Der Spielervermittler Reinaldo Pitta über die Talentfabrik Brasilien und die weit verbreitete Sucht nach Fußballruhm

Allein unter Alphetieren

Petra Steinhöfer ist die einzige Frau unter den Fußballagenten. Sie will den Spielern das geben, was sie bei ihren Kollegen vermisst: Geborgenheit. Aber reicht das wirklich für den langfristigen Erfolg?

SOMMERMÄRCHEN 2006

Unser Ballgefühl

Müssen wir siegen? Können wir gut gelaunt sein? Was die WM 2006 über uns Deutsche verrät

Wie steht's?

Hilfe, die Gäste kommen! Vier Wochen vor der Fußball-Weltmeisterschaft arbeiten die Deutschen an ihrem Image. Erkundungen bei PR-Managern, auf einer Baustelle mitten in Berlin, im Bordell – und ein Termin beim Psychiater

Jetzt ging's los

Von Fußballpartys im Berliner Regierungsviertel bis in den Garten von Günter Grass: ZEIT-Reporter reisen durch ein euphorisiertes Land

Magie der Heiterkeit

Deutschland feiert sich und all seine WM-Gäste: Patriotismus muss man gar nicht verordnen

Das Wechsel-Spiel

Michael Ballack sammelt Souvenirs, Christoph Metzelder träumt sich auf die Fan-Meile, und Jens Lehmann erkennt sein Land nicht wieder. Die wahre Weltmeisterschaft findet auf der Straße statt

Deutschland leuchtet

Glücksfall Klinsmann: Wie der Bundestrainer mit seinem mutigen Spiel den Fußball revolutioniert

Aber schön war es doch

Auch ohne WM-Sieg: In diesem Sommer sind wir andere geworden

Jogis Welt

Joachim Löw ist der neue Trainer der Nationalelf. Eine Reise zu Stationen seiner Karriere: Nach Schönau im Schwarzwald, Freiburg im Breisgau und St. Gallen in der Schweiz

E-Book Extra: Alle Ergebnisse der WM 2006

Weitere ZEIT E-Books

Impressum

Über alles in der Welt

Die ZEIT gilt als ein Flaggschiff intellektueller Debatten – und führt nun eine wöchentliche Seite über Fußball ein. Wie geht das zusammen? Wir baten den Berliner Philosophen Gunter Gebauer, zu erklären, warum der Rasensport ein Eckpfeiler des deutschen Nationalgefühls ist

VON GUNTER GEBAUER
DIE ZEIT, 11.04.2013 Nr. 16

»Deutschland ohne Sturmspitze?«, so lautet derzeit eine der entscheidenden Fragen, gleichgültig, ob man mit Taxifahrern, Wissenschaftlern, Kulturschaffenden oder politischen Redakteuren spricht. Zufällig wird Europa von der Zypernkrise erschüttert – aber die wirklichen Probleme, welche die deutsche Nation in ihrem Inneren bewegen, betreffen Kasachstan und die sechs Punkte, die bei Hin- und Rückspiel in der WM-Qualifikation errungen werden sollen.

In Europas Süden wird Angela Merkel mit Hitler verglichen – welch ein Blödsinn! Deutsche wollen schon lange, dass nicht Deutschland gefürchtet wird, sondern die deutsche Fußballnationalmannschaft. Seitdem immer mehr Spieler mit nicht-deutscher Herkunft entdeckt, aktiv gefördert und in »unsere« Mannschaft aufgenommen werden, ist der deutsche Fußball deutlich größer als das deutsche Volk. Von dem Wunsch nach fußballerischer Größe werden alle Zäune gegenüber Türken, Muslimen, Polen, schwarzer Hautfarbe, französischsprachigen Deutschen weggekickt.

Wird im Fußball geheilt, was sonst in der Bundesrepublik als problematisch, ja gefährlich angesehen wird? Fußballarenen scheinen wie große Kessel zu sein, in denen das völkische Gift aus dem Alltag ausgekocht wird, welches das Leben in Deutschland oft schwer genießbar macht. Bücher werden besonders gerne gekauft, wenn sie einen Titel wie *Deutschland schafft sich ab*

tragen – wo doch Mesut Özil für Deutschland Tore heranschafft.

Intuitive Verbindungen zum Fußball sind schnell hergestellt. Im Jahr 2006 sprach die Kanzlerin davon, Deutschland sei ein »Auslaufmodell«. Kaum hatte sie es ausgesprochen, da begann mit dem WM-Turnier in deutschen Stadien das »Sommermärchen«, und in der deutschen Kanzlerin erblühte die Liebe zum Fußball. Als sie auf der Ehrentribüne vor Freude in die Hände patschte, war alles vergessen. Wenn man Deutschland, wie der Autor Thomas Wiczorek, für »abgewirtschaftet« hält, erwächst das Rettende offensichtlich im Fußball: Je mehr sich die Deutschen der Rhetorik der Medien anvertrauen und sich unter Angst und Pessimismus krümmen, desto ergiebiger ist der Quell von Stolz, Freude und Leidenschaft, der dem Fußball entspringt.

Welchen anderen Halt hätten die Deutschen denn sonst gegen ihre Verlustängste, an denen sie beharrlich festhalten, selbst wenn man in der Außenwahrnehmung des Landes das glatte Gegenteil erkennt? In einem politischen Klima fauliger Luft bersten die Fußballarenen an jedem Wochenende vor begeisterten Zuschauern. Es wird richtig schöner Fußball gespielt, die Nationalmannschaft zaubert inzwischen wie Brasilien und kombiniert druckvoll wie die Niederlande, im Nachwuchs machen reihenweise neue Talente auf sich aufmerksam.

War Fußball nicht immer das Trostpflaster auf der Seele der Nation, jedenfalls seit dem Gewinn der Fußball-WM 1954? Das ist die heutige Sicht – nur sie stimmt nicht ganz. Fußball hatte einen langen Weg zurückzulegen, bis er zu einem Eckstein der Nationalgeschichte wurde.

Der Triumph von Bern fiel in eine Zeit, in der Deutschland mit Mühe Zugang zur internationalen Gemeinschaft fand. Deutschland hatte einen Weltkrieg verschuldet und verloren. Mit dem unerwarteten Gewinn des Titels wurde den Deutschen etwas gegeben, worauf sie wieder stolz sein konnten – sie waren die Besten in der Welt, jedenfalls im Fußball. In den Augen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten zählte dies allerdings wenig – den alten Männern, die alle Zügel in der Hand hielten, galt das Rasenspiel eher als eine schmutzige Angelegenheit. Im Gedächtnis der meisten Deutschen

blieb jedoch die Grundkonstellation verankert, so übertrieben sie damals auch war: Mit einem Sieg im Fußball gewinnt Deutschland die Achtung der Welt.

Fußball wurde zu einem Objekt der Kunst, den Anfang machte Handke

Fußball war weit entfernt von allen Kulturleistungen, für die in Deutschland die alten Eliten Stolz empfanden. Darin lag zugleich die Chance, dass die Nationalmannschaft, jedenfalls für die unteren sozialen Schichten, zur nationalen Identitätsbildung beitragen konnte. Eine direkte Ablehnung der Hochkultur trauten sie sich nicht zu, auch wenn das Prestige der schönen Künste aufgrund ihrer Verstrickung in den Nationalsozialismus getrübt und nicht mehr unangefochten war.

Fußball war wie harte, dreckige Arbeit. Die neuen Heroen kamen aus einfachem Milieu, sie repräsentierten den Durchschnitt; in dem Kapitän Fritz Walter hatten sie einen genialen Regisseur und in Trainer Sepp Herberger einen Strategen mit dem Prestige eines Feldmarschalls.

Nach 1954 änderte sich an der Ächtung des Fußballs durch die höheren Schichten vorerst wenig. Ein grundlegender Wandel setzte in vielen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens der BRD ab Mitte der sechziger Jahre ein. Erst allmählich, dann rutschartig trat nach dem Sturz von Konrad Adenauer eine Verjüngung in allen wichtigen öffentlichen Funktionen ein. Weniger sichtbar, aber nicht minder wirkungsvoll war die Verjüngung des Lehrkörpers an Schulen, Universitäten und in den Medien. Wichtige Häuser der Kultur, insbesondere Theater und Kunsthallen, fielen in die Hände junger »Macher«. Mit den angloamerikanischen Einflüssen kamen Pop-Art und Happening nach Deutschland. Nach französischem Vorbild entstand der Autorenfilm. Anders als in zentralistischen Ländern wie Österreich und Frankreich gab es in Deutschland keine bewahrenden nationalen Einrichtungen, die Barrieren der Tradition gegen den Einbruch des Neuen hätten aufrichten können. Im föderalen Staat wetteiferten die Länder und Regionen um Prestige und Einfluss auf das kulturelle Geschehen. Innovation und Traditionsbruch waren die Mittel, um an die Spitze der Kultur zu

gelangen.

Den Kern des Neuen kann man in der Suche nach Erfahrung und Körperlichkeit erkennen. Viele der neuen Strömungen suchten die Nähe zur Arbeitswelt und zum Alltag. In diesem Kontext wurde das Ansehen des Fußballs deutlich gehoben, so weit, dass er zu einem Objekt von Kunst avancierte. Den Anfang machte Peter Handke mit einem Gedicht, das aus nichts anderem bestand als der Mannschaftsaufstellung des 1. FC Nürnberg, die in der grafischen Anordnung wie im *Kicker* erschien, als handle es sich um konkrete Lyrik.

Plötzlich wurde Gemeinschaft nicht mehr mit Gemeinheit assoziiert

Für junge Künstler, Intellektuelle und Wissenschaftler wurde Fußball zu einem Identifikationsobjekt. Gemeinschaft wurde jetzt nicht mehr mit Gemeinheit assoziiert; gemeinsam im Fernsehen Länderspiele und die *Sportschau* zu sehen wurde wie der Kick in einer wilden Liga zum Muss für Avantgarden aller Art. Auf der Seite der Fußballer gab es Spieler, die gern den Künstler gaben (Paul Breitner, Günter Netzer) oder die Nähe der Kunst suchten (Franz Beckenbauer in Bayreuth). In diese Zeit der deutschen Runderneuerung fiel der Gewinn der Fußball-WM 1974 im eigenen Land mit einer Mannschaft, die von den Kulturschaffenden unisono begrüßt wurde.

Auch in den siebziger und achtziger Jahren wurde Fußball von den herrschenden Schichten der Gesellschaft noch nicht als ein Element des Lebensstils akzeptiert. Für die feine Gesellschaft diente der Stadionbesuch nur zur Kontaktpflege mit dem Volk. In die Sphären der deutschen Mythologie stieg der Fußball erst auf, nachdem zwei Veränderungen eingetreten waren.

Das erste Ereignis war die deutsche Vereinigung. Nach der Wende lief eine gesamtdeutsche Nationalmannschaft auf. Nirgendwo bildete sich, nach den dramatischen Ereignissen des Herbsts 1989, der Geschichtsprozess so sinnfällig ab wie im Jahr darauf im Olympiastadion von Rom: Die aus west- und ostdeutschen Spielern gebildete Mannschaft gewann den Welttitel 1990.

Spätestens mit diesem Ereignis setzte sich der Glaube an die Symbolkraft des Fußballs in Deutschland allgemein durch.

Immer öfter bemühten sich Politiker, in Fußballstadien nah an Wähler heranzukommen. Erst Gerhard Schröder, dann Angela Merkel suchten auch die Nähe zu Spielern – der eine, um mit seinen Toren aus der Schülerzeit zu renommieren, die andere, um beim Anblick kickender Männer in helle Freude auszubrechen. Der Chiasmus war perfekt: Fußball war zu einem Spektakel der Politik, die Politiker waren zu einem Teil des Fußballspektakels geworden.

Der feinen Gesellschaft wird es heute leicht gemacht, Fußballspielen beizuwohnen – dies ist der zweite Grund, warum der Fußball alle Schichten der deutschen Gesellschaft, auch die maßgeblichen Kreise, für sich gewonnen hat. In das oberste Stockwerk der neuen Arenen wurden VIP-Lounges eingebaut, die es den Mitgliedern der Eliten erlaubt, an demselben Ereignis teilzunehmen wie das Volk, ohne unter ihm sitzen zu müssen. Durch die Beteiligung der oberen Schichten ist der Fußball zu einem nationalen Kulturgut geworden – eine Nobilitierung, die von den Hardcore-Fans energisch bekämpft wird.

Mit der Abkehr von der klassischen Idee der Kulturnation ist dem Fußball eine innovative Rolle zugefallen. In Deutschland gibt es keine unstrittig anerkannte Kapitale. Die fußballerischen Erregungszentren liegen in Bayern, der neuen Wirtschaftsmacht in Deutschland, und im Ruhrgebiet, der alten Industriemetropole. Im Fußball gilt eine andere Deutschlandkarte als in der politischen Geografie.

In meiner Kindheit gab es ein Würfelspiel mit Namen »Deutschlandreise«. Gäbe es heute eine »Bundesligareise«, würde man weitgehend im Süden und Westen herumwürfeln. Dies ist auch eine Wirklichkeit Deutschlands. Einmal im Jahr ist das Fußballzentrum jedoch identisch mit dem Machtzentrum: wenn das Endspiel um den deutschen Fußballpokal im Olympiastadion von Berlin ausgetragen wird. Den Pokal überreicht dann der Bundespräsident, ein Ostdeutscher. Zwischen diesen beiden Deutschlandkarten, der politischen und

der fußballerischen, bewegt sich die Bundesrepublik. Wenn man beide Karten in den Blick bekommt, ohne zu schießen, hat man viel von Deutschland verstanden.

Gunter Gebauer

Der Sprachphilosoph unterrichtet an der FU Berlin und ergründet in seinem Buch »Poetik des Fußballs« die deutsche Nationalleidenschaft.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Götze, Neuer & Co. – Porträts und Interviews zu Spielern, Trainern und dem
Team im Hintergrund

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

»Man darf keine Lieblinge haben«

Wo liegen die Schwächen des Bundestrainers? Gibt es einen Masterplan für die WM in Brasilien? Wie erzieht man Fußballprofis? Ein Gespräch mit Joachim Löw und dem Psychologen Hans-Dieter Hermann

VON CATHRIN GILBERT UND MORITZ MÜLLER-WIRTH
DIE ZEIT, 22.05.2014 Nr. 22

DIE ZEIT: Psychologen beschäftigen sich auch mit den Defiziten ihrer Gesprächspartner. Sind Sie kritikfähig, Herr Löw?

Joachim Löw: Was denkst du, Hans?

Hans-Dieter Hermann: Ja klar. Ich erlebe dich als absolut kritikfähig.

DIE ZEIT: Kritisieren Sie ihn hart, Herr Hermann?

Joachim Löw: Hart ist vielleicht das falsche Wort. Offen. Ehrlich. Darum geht es.

Hans-Dieter Hermann: Natürlich kritisiere ich ihn auch gelegentlich.

Joachim Löw: Er verpackt das dann aber so ...

Hans-Dieter Hermann: ... du meinst, dass es im Endeffekt wie ein Lob klingt ...

Joachim Löw: ... natürlich spiegelt mir Hans-Dieter Hermann, was ihm auffällt, das Positive und das Negative. Beides fällt auf fruchtbaren Boden.

DIE ZEIT: Herr Hermann, Sie kennen und begleiten Joachim Löw schon fast zehn Jahre. Was ist die größte Schwäche des Bundestrainers?

Hans-Dieter Hermann: Sein Espressokonsum! Im Ernst: Vielleicht, dass es ihm widerstrebt, sich vor der Öffentlichkeit oder vor den Spielern taktisch zu verhalten. Für mich bedeutet das menschliche Größe und Führungsstärke,

aber diese Offenheit und die damit verbundene Menschlichkeit, oder sagen wir: Zugänglichkeit, kann für eine öffentliche Person auch gewisse Risiken mit sich bringen und Angriffsfläche bieten.

DIE ZEIT: Ein kluger Stratege, ein Taktiker ist also eher führungsschwach?

Hans-Dieter Hermann: Das muss nicht sein, aber wer an Authentizität dabei verliert, kann nicht stark sein.

Joachim Löw: Zu Beginn meiner Zeit als Bundestrainer habe ich hier und da vielleicht ein bisschen versucht, mich bewusst so oder so zu geben. Ich habe auch mal überlegt, in der Öffentlichkeit eine bestimmte Rolle einzunehmen, die man von mir erwartet, mich auch der öffentlichen Meinung anzupassen. Alles aus Selbstschutz. Aber ich habe schnell erkannt, dass das Blödsinn ist. Ich habe schnell gemerkt: Ich kann nur überzeugen, wenn ich nach meiner Intuition handle und meinem Gefühl folge.

DIE ZEIT: Trotzdem gab es zuletzt Situationen, in denen auch langjährige Beobachter das Gefühl hatten, Sie spielten eine Rolle.

Joachim Löw: Ach ja?

DIE ZEIT: Am Tag vor dem Länderspiel gegen Chile im März ermahnten Sie die Spieler in einer Pressekonferenz ungewohnt scharf, jeder müsse das Bewusstsein haben, dass es jetzt ernst werde mit der Vorbereitung auf die WM. Ihr Auftritt wurde als Bestandteil eines detailliert durchgeplanten Konzeptes interpretiert. Herr Hermann, haben Sie dem Trainer zu diesem Auftritt geraten?

Hans-Dieter Hermann: Ich fand das Echo darauf unglaublich. Menschen, die den Bundestrainer aus der Ferne kennen, beklagten nach diesem Auftritt fehlende Authentizität. Das ist schon eine Anmaßung.

DIE ZEIT: Haben Sie ihm zu dem Auftritt geraten?

Hans-Dieter Hermann: Nein. Jogi Löw braucht, wie ich ja bereits gesagt habe, vielleicht nur einen Rat, wenn überhaupt: Überlege dir gut, wie ungeschützt du dich der Öffentlichkeit zeigst.

Joachim Löw: Ich erinnere mich an die Situation, die Sie ansprechen. Ungewohnt scharf? Ich bitte Sie. Wie oft habe ich gehört: Der ist zu weich, zu nachsichtig im Umgang mit den Spielern. In dieser Situation bin ich, wie sonst auch, meinem Gefühl gefolgt, das sagte mir: Du musst manche Dinge zurechtrücken, bevor sie eskalieren. Das war mir, wie drücke ich das jetzt am besten aus? Ja, es war mir ein Bedürfnis. Ich habe diese Botschaften genauso auch den Spielern gesagt, mir schien, sie haben nicht nur verstanden, was ich meinte, sondern waren sogar froh über diese Hinweise, die ja nur ein Ziel hatten: sich top vorzubereiten auf die Weltmeisterschaft in Brasilien.

DIE ZEIT: Diese Woche beginnt das Vorbereitungstrainingslager in Südtirol. Es heißt: In diesen vier Wochen »wächst die Mannschaft zusammen«. Haben Sie einen konkreten Wachstumsplan?

Hans-Dieter Hermann: Es wird Sie überraschen, aber in meinem Bereich besteht der Plan vor allem darin, gezielt der Kreativität, der Spontaneität und dem Miteinander genügend Raum zur Entfaltung zu geben. Die Herausforderung ist, in diesen Wochen jedem Einzelnen und dem Team ein Gefühl der Gemeinsamkeit zu geben, sodass die Spieler die mannschaftliche Stärke spüren, die sie für dieses Turnier benötigen.

Joachim Löw: Wir versuchen, so viel Normalität wie möglich zu schaffen, Normalität und Kontinuität. Das mag paradox klingen, aber das ist gar nicht so einfach angesichts der Schnellebigkeit und Terminhast des Fußballs sowie der Tatsache, dass alles unter dem Brennglas der Öffentlichkeit stattfindet. Eine unserer größten Schwierigkeiten bei der Nationalmannschaft im Umgang mit den Spielern ist doch, dass ich Spiele wie das gegen Chile gar nicht so richtig gemeinsam mit den Spielern analysieren kann, wenn die Eindrücke noch frisch und in den Köpfen sind. Es gibt kaum Raum für eine direkte Nachbereitung, weil die Spieler am nächsten Tag wieder zurück zu den Vereinen fliegen. Bis zum nächsten Länderspiel haben sie mit ihren Vereinsmannschaften so viele Eindrücke zu verarbeiten – positive wie negative –, dass sie das Länderspiel schon wieder vergessen haben.

Hans-Dieter Hermann: Deshalb ist es im Trainingslager entscheidend,

Zugang zu jedem Einzelnen zu finden. Und das geht nur, wenn sich die Spieler in der Gruppe wohlfühlen und Wertschätzung erfahren.

Joachim Löw: Das Formen dieser WM-Mannschaft vor dem Turnier müssen Sie sich ein bisschen wie die Erziehung von Kindern vorstellen. Die Spieler sind naturgemäß nicht mit allem einverstanden, was wir Trainer vorschlagen. Es dauert manchmal länger, bis sie sich darauf einlassen. Ich muss auf jeden Charakter individuell eingehen, schließlich haben die Spieler in ihren Vereinen teilweise jeweils ganz unterschiedliche Ziele verfolgt.

DIE ZEIT: Ist einem Trainer die Fähigkeit, auf Spieler einzugehen, gegeben, oder braucht man die Hilfe eines erfahrenen Psychologen?

Joachim Löw: Bei mir war das durchaus mit einem Lernprozess verbunden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich mich das ein oder andere Mal noch mehr auf Spieler hätte einlassen müssen. Sie glauben gar nicht, wie wichtig Vertrauen und Wertschätzung in einem so sensiblen Geflecht ist. Es geht ganz schnell, dass man durch ein Turnier durchrauscht und am Ende merkt: Vielleicht hätte ich noch wachsamer sein, dem einen oder anderen noch mehr Aufmerksamkeit widmen können. Man darf da keine »Lieblinge« haben, es darf da kein Zuwendungsgefälle geben.

DIE ZEIT: Der dritte Torwart will genauso umsorgt sein wie der Kapitän?

Joachim Löw: Ich habe den Anspruch, jedem Spieler eine Hauptrolle zuzuordnen – egal, ob Kapitän oder Ersatzspieler.

DIE ZEIT: Welche Rolle spielt der Psychologe?

Hans-Dieter Hermann: Er unterstützt die Spieler und den Trainer. Die Aufgabe liegt darin, trotz der kurzen Zeit bis zum Beginn der WM allen die notwendige Zeit und den Raum zu geben, sich auf die Situation einlassen zu können. Also auf das Turnier, auf die anderen Mannschaftsmitglieder, auf die eigene Rolle im Team und auch auf den Anspruch, den andere an sie haben. Spieler und Trainer gehen selbstständig aufeinander zu.

Joachim Löw: Die heutige Spielergeneration will verstehen, warum etwas

funktioniert – und wie. Sie können nicht einfach sagen: Mach das so! Jetzt oder nie! Die Spieler fordern Transparenz in der Argumentation und gewisse Einflussmöglichkeiten. Ich muss sie einbeziehen in die Turnierstrategie, in meine Idee vom Spiel, es muss ihre Idee werden.

DIE ZEIT: Es gab drei Situationen in den vergangenen Jahren, in denen der Eindruck entstehen konnte, dass diese Erziehung nicht wirklich gefruchtet hatte, dass der Trainer, während des Spiels, keinerlei Möglichkeit hatte, seine Spieler zu erreichen.

Joachim Löw: Daran müsste ich mich erinnern. Helfen Sie mir.

DIE ZEIT: Erstens beim Ausscheiden Ihrer Mannschaft gegen Italien im Halbfinale der Europameisterschaft, dann beim 4:4-Remis nach 4:0-Führung gegen Schweden im Oktober 2013 und dann beim glanzlosen Sieg gegen Chile. Als Beobachter dachte man während der Partien: Die müssen doch jetzt kapieren, dass man da was umstellen muss. Warum reagieren die nicht?

Joachim Löw: Weil Fußball insgesamt ein extrem komplexes Spiel ist, in dem unzählige Fehler passieren können. Bei 22 Spielern auf dem Feld passieren viele Fehler.

DIE ZEIT: Das lässt sich nicht bestreiten.

Joachim Löw: Man kämpft ja nicht nur mit der eigenen Schwäche in bestimmten Phasen des Spiels, sondern auch gegen die Stärke des Gegners, die individuellen Fähigkeiten seiner Spieler, seine Taktik, mit der er versucht, eben genau eine solche Reaktion zu verhindern. Das ist aber nicht immer so einfach, wie Sie sich das vielleicht vorstellen. Man muss sich Außergewöhnliches überlegen – und trotzdem seinem System treu bleiben.

DIE ZEIT: Was ist verwerflich daran, in solchen Situationen flexibel zu reagieren, dem System untreu zu werden, mit Blick auf drohende Niederlagen?

Joachim Löw: Wir haben aus den angesprochenen Spielen gelernt. Natürlich beschäftigen wir uns auch mit kritischen Situationen während einer Partie, wir

haben selbstverständlich »Wenn-dann-Strategien«. In erster Linie sprechen wir aber über unsere Stärken. Gibt es mal eine Phase, in der es nicht möglich ist, das zuvor in der Theorie Entwickelte umzusetzen, müssen die Spieler in der Lage sein, das zu erkennen und blitzschnell zu überlegen: Was sind unsere Stärken? Was haben wir trainiert? Was haben wir besprochen? Wir unterhalten uns zuvor nur bedingt über den Gegner, aber wir sprechen auch darüber, wie wir reagieren, wenn zum Beispiel ein Spieler des Feldes verwiesen wird oder wenn wir in Rückstand geraten. Die Grundidee und Organisation muss aber bestehen bleiben, da müssen wir bei unserer Linie bleiben, diese dürfen wir nicht verlieren. Ich bin davon überzeugt, dass es einer Mannschaft nicht guttut, wenn sie ständig ihre ganze Organisation über den Haufen wirft.

DIE ZEIT: Herr Hermann, arbeiten Sie mit den Spielern an dieser Reaktionsfähigkeit?

Hans-Dieter Hermann: Das ist eigentlich eine Frage an den Bundestrainer, aber ...

Joachim Löw: Richtig, das ist eine Frage an den Bundestrainer, und der hat doch bereits mit »Ja« geantwortet. Die Kunst ist jedoch, erst gar nicht in eine solche Situation zu kommen.

DIE ZEIT: Denken Sie darüber nach, Ihren Spielstil zu verändern, weil er durchschaubar geworden ist?

Joachim Löw: Sagen wir es mal so: Ich bin offen für eine gewisse Flexibilität und Variabilität. Natürlich lasse ich neue Erkenntnisse einfließen, aber die rote Linie werde ich beibehalten, weil ich davon überzeugt bin. Ob mein Stil nun öffentlich mal kritisiert wird oder nicht, davon muss ich mich auch frei machen können.

DIE ZEIT: Herr Löw, wie würden Sie selbst die Frage nach Ihren eigenen Schwächen beantworten?

Joachim Löw: Natürlich habe ich Schwächen. Kein Trainer kann in Personalunion alle Bereiche abdecken, in allen Einzeldisziplinen wird heute

von einem Nationaltrainer exzellentes Fachwissen erwartet, dies auch völlig zu Recht. Ich muss Ausbilder sein, mich um die Fitness kümmern, die Taktik vorgeben, und manchmal muss ich auch psychologische Dinge übernehmen. Außerdem bin ich Öffentlichkeitsarbeiter und Repräsentant eines Verbandes und, und, und. Natürlich bin ich da in einzelnen Bereichen stärker, in anderen eben weniger stark. Deswegen bin ich froh, dass ich ein Team von Spezialisten um mich herum habe, das in der Lage ist, mich entsprechend zu beraten. Ein Topmanager in der Wirtschaft hat auch seine Direktoren und lässt sich aus den jeweiligen Bereichen entsprechend beraten. Um es vorwegzunehmen: Die Entscheidungen muss natürlich ich treffen.

DIE ZEIT: Genug von den Schwächen. Zur Auflockerung würden wir Ihnen jetzt Zitate von Pep Guardiola vorlegen, das erste lautet: »Angst ist die beste Voraussetzung, um besser zu werden.« Stimmt oder stimmt nicht?

Hans-Dieter Hermann: Stimmt nicht, wenn jemand ein prinzipiell ängstlicher Mensch ist. Wenn Angsterleben jedoch der Ausgangspunkt ist, besser zu arbeiten, damit ich später keine Sorge mehr habe, dann kann Angst eine hilfreiche Initialzündung sein.

DIE ZEIT: Zweitens: »Ich kann nicht ändern, was ich liebe.« Stimmt das?

Joachim Löw: Vielleicht kann Guardiola es nicht ändern – vielleicht will er aber auch nicht ändern, wovon er überzeugt ist. Das unterschreibe ich sofort. Nur weil ich eine schwere Niederlage hinnehmen musste, verändere ich doch meine Spielweise nicht. Wir lieben beide unseren Stil, sind davon überzeugt, und deshalb ist es richtig, daran festzuhalten. Also: stimmt.

DIE ZEIT: »Wenn du schlecht spielst, verteidigst du auch die Standards schlecht.«

Joachim Löw: Muss nicht unbedingt sein. Stimmt nicht.

DIE ZEIT: »Lahm ist der intelligenteste Spieler, mit dem ich je zusammen gearbeitet habe.«

Joachim Löw: Er ist auf jeden Fall einer der Spieler, die die Dinge am

schnellsten umsetzen können, die ein Trainer verlangt. Er ist der am flexibelsten einsetzbare Spieler der Welt, er spielt auf drei, vier Positionen auf höchstem Niveau. Von daher – gute Spieler sind die, die schnell lernen und schnell umsetzen. Philipp gehört zu den Fußballintelligentesten Spielern, die es gibt.

DIE ZEIT: Stimmt also?

Joachim Löw: Stimmt.

DIE ZEIT: Herr Hermann, zum Abschluss ein Satz aus dem Wortschatz aller Co-Kommentatoren: »Ein Spiel wird im Kopf entschieden.«

Hans-Dieter Hermann: Stimmt.

DIE ZEIT: Apropos Kopf. Wann eigentlich sind Spieler schwieriger zu motivieren: nach einem Sieg oder nach einer Niederlage?

Hans-Dieter Hermann: Ich habe in der Nationalmannschaft noch nie einen unmotivierten Spieler gesehen.

DIE ZEIT: Ist das Ihr Ernst?

Hans-Dieter Hermann: Ob Sie es glauben oder nicht. Natürlich kann auch ein Fußballnationalspieler aus verschiedenen Gründen einmal weniger energiereich und weniger selbstsicher sein. Aber an Motivation mangelte es nie – jedenfalls nicht vor oder während eines Spiels.

DIE ZEIT: Philipp Lahm sagt selbst, wenn man ein solches Programm wie er habe, dann könne man nicht immer hundert Prozent geben.

Joachim Löw: Okay, der Ehrlichkeit halber muss man sagen, dass ein Spieler, der hundert Länderspiele bestritten hat, bei einem WM-K.-o.-Spiel vielleicht eine andere Spannung aufbaut als bei einem Testspiel im Vorfeld einer entscheidenden Champions-League-Partie. Da gibt es dann sicher auch mal Prioritäten. Aber eines steht doch auch fest: Gewinnen wollen die Spieler immer.

DIE ZEIT: Nach dem Ausscheiden bei der letzten Europameisterschaft

sagten Sie, Herr Löw, sinngemäß, Sie hätten eine Weile gebraucht, um herauszufinden, ob die Niederlage zu grundsätzlichen Selbstzweifeln Anlass gäbe. Darf ein Nationaltrainer an sich zweifeln?

Joachim Löw: Das ist nicht einfach zu beantworten. Natürlich darf ich zweifeln, ich bin ja auch nur ein Mensch. Wobei es eher ein »Sich-Hinterfragen« als ein Zweifeln ist. Die Situation nach dem EM-Aus war nicht einfach für mich, auch ich war sehr enttäuscht. Nach einer solchen Niederlage stehst du auch als Trainer mit dem Rücken zur Wand.

Hans-Dieter Hermann: Sich in einer solch emotional aufgewühlten Atmosphäre als Verantwortlicher richtig zu verhalten ist eine unfassbar schwierige Aufgabe – gerade für einen Trainer, der eigentlich einen klaren Plan, eine Strategie hat. Du trägst die Verantwortung für ein Geschehen, das du nur bedingt beeinflussen kannst, weil die Freiheitsgrade auf dem Feld unglaublich hoch sind. Vieles kannst du einfach nicht vorhersehen. In einem solchen Moment überlagert das Emotionale das Rationale. Trainer, die die Fähigkeit der Emotionalität nicht besitzen, sind nicht in solchen Positionen. Das führt dann zu Momenten der Sprachlosigkeit. Trainer, die mich fragen, empfehle ich in solchen Situationen: Lass nicht zu tief in dich hineinschauen. Aus Selbstschutz.

DIE ZEIT: Hat Löw Sie gefragt?

Hans-Dieter Hermann: Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass ich das hier öffentlich ...

Joachim Löw: Ja, er hat gefragt. Genau deshalb arbeiten wir doch zusammen.

DIE ZEIT: Also haben Sie auf Herrn Hermann gehört und um Zeit gebeten, bevor Sie das Spiel und die Fehler im Detail öffentlich bewertet haben. Dafür wurden Sie kritisiert, es hieß, Sie würden keine Verantwortung übernehmen.

Joachim Löw: Das verstehe ich bis heute nicht. Kurz nach der Niederlage gegen Italien habe ich mich in drei Presserunden der Öffentlichkeit gestellt und die Verantwortung übernommen. Das wurde aber gar nicht

wahrgenommen, da wurde die angebliche Überheblichkeit der Spieler thematisiert, der fehlende Ehrgeiz. Das hat mich sehr getroffen, weil das einfach nicht stimmte. Okay, wir haben nicht gut gespielt gegen Italien, wir haben Fehler gemacht, auch ich habe Fehler gemacht. Ich hatte aber während des Turniers vier Wochen lang gesehen, wie brutal ehrgeizig die Mannschaft war. Diese ganzen Gefühle und Eindrücke musste ich dann erst mal verarbeiten, darüber nachdenken, ob und wie ich weitermachen kann.

DIE ZEIT: Guardiola hat sich zuletzt bei Bayern für die gegenteilige Strategie entschieden: Er hat am Tag nach dem Ausscheiden gegen Madrid seine gesamte Strategie infrage gestellt: Taktik, Aufstellung, Spielsystem. Mit dieser Offenheit löste er die Debatte erst aus, die am Ende in der Frage gipfelte, ob sein gesamtes Spielsystem überhaupt noch tragfähig sei. Wie kann man das Dilemma auflösen?

Joachim Löw: Auflösen?

DIE ZEIT: War das jetzt zu kompliziert formuliert?

Joachim Löw: Nein, aber geben Sie mir die Chance, nachzudenken, bevor ich antworte.

DIE ZEIT: Verliert man an Autorität, wenn man Schwäche zeigt?

Joachim Löw: Ich glaube nicht, dass ein Trainer an Autorität verliert, wenn er Schwäche zeigt. Wenn er auch mal einen Fehler eingesteht. Die Frage ist nur: Macht man das nur nach innen oder auch nach außen? Ich bin doch ohnehin einer ständigen Beobachtung und Beurteilung ausgesetzt – warum darf ich mir dann nicht ein wenig Zeit nehmen, um selbst zu verstehen, bevor ich mich der ganzen Welt mitteile?

DIE ZEIT: Herr Hermann, auch Psychologen können nicht immer raus mit der ganzen Wahrheit.

Hans-Dieter Hermann: Jedenfalls nicht hier mit Ihnen.

DIE ZEIT: Können Sie uns trotzdem verraten: Wie oft suchen die Spieler der Nationalmannschaft bei Ihnen Rat?

Hans-Dieter Hermann: Wenn und wann sie das wollen. Alle individuellen Kontakte basieren auf Freiwilligkeit, es gibt keinen Stundenplan, der Einzelsitzungen vorsieht, wie sich das mancher vorstellt. Anders ist es bei Gruppenbesprechungen mit sportpsychologischen Trainingsinhalten. Da sind alle dabei.

DIE ZEIT: Kommen eher jüngere oder ältere Spieler zu Ihnen?

Hans-Dieter Hermann: Das ist eher eine Typ- als eine Altersfrage.

DIE ZEIT: Der Typ Mats Hummels kommt seltener als der Typ Miro Klose, richtig?

Hans-Dieter Hermann: Zu denen, die häufig zu mir kommen, zählt zum Beispiel ...

Joachim Löw: Das würde mich jetzt auch mal interessieren.

Hans-Dieter Hermann: Netter Versuch! Vergessen Sie es!

Gibt es einen Fußballgott?

Nach dem Triumph ist vor dem Finale – wie Bundestrainer Joachim Löw sein Team zum Titel führen will

VON CATHRIN GILBERT

DIE ZEIT, 10.07.2014 Nr. 29

Dienstagnacht hat das deutsche Team die Brasilianer mit 7:1 geschlagen und steht im Finale der Weltmeisterschaft. Gibt es etwas Schöneres für ein Land, als in Brasilien das WM-Finale zu erreichen? Irgendwie will sich die totale Freude angesichts der traurigen, demoralisierten Gastgeber nicht durchsetzen. Warum eigentlich nicht? Vielleicht weil die Leidenschaft, die dieses Turnier von Beginn an ausmachte, am Ende mit einer solchen Übermacht beendet wurde.

Hier in Brasilien sagt man, es gebe einen Fußballgott. Zugegeben, das ist eine romantische Vorstellung. Aber wenn es ihn wirklich gibt, hat er die Fans nun im Stich gelassen? Vielleicht sollte man weder mit dem deutschen Fußball noch mit dem brasilianischen Fußballgott zu streng sein, denn beide haben sich wirklich bemüht, diese Weltmeisterschaft zu einer ganz besonderen zu machen.

Wenn man morgens auf die Fähre wartet, die zum Hotel des deutschen Teams fährt, und die Geier beobachtet, die über dem kleinen Fischmarkt im Hafen lauern, gehen mir noch einmal all die Momente dieser Weltmeisterschaft durch den Kopf. Rund 30 Autos stehen in einer Schlange aufgereiht vor dem Ufer, in einem davon sitzt der DFB-Scout Urs Siegenthaler, in den anderen sitzen Journalisten – lauter Männer. Als ob es hier, weit jenseits aller gesperrten Fifa-Zonen irgendjemanden interessieren würde, tragen sie ihre Akkreditierung deutlich sichtbar auf der Brust. Sie sind schließlich stolz darauf, zu einer besonderen Spezies zu gehören. Eine Brasilianerin schenkt

unbeeindruckt Kaffee mit süßer Milch aus der Thermoskanne aus. Die Journalisten schauen genervt. Sie interessiert nur eine Frage: Stellt der Bundestrainer nun Philipp Lahm im Mittelfeld auf oder doch in die Abwehr, wie sie es seit Wochen fordern?

In Wahrheit geht es ihnen nicht um Philipp Lahm, sondern um sich selbst. Denn seit dem verlorenen Halbfinale der Europameisterschaft vor zwei Jahren sind sie der Meinung, Joachim Löw habe zu wenig Ahnung vom Fußball. »Wenn wir diese WM gewinnen, dann trotz Jogi Löw«, schreibt einer von ihnen in einem Kommentar am Morgen des Halbfinals. Welch ein Irrtum!

Die Geier haben sich auf einer Palme niedergelassen und gucken neugierig hinunter auf die Menschentraube. Seit Beginn dieses Turniers geht es den meisten darum, dem Trainer zu beweisen, er sei zu weich für diesen Job. Während man noch ein bisschen nachdenkt, schlängelt sich ein Motorradfahrer ohne Helm, aber mit kleiner Stereoanlage auf der Schulter durch die parkenden Autos. Brasilianische Rockmusik legt sich über den Fischgeruch: Es geht um unerfüllte Liebe, brasilianisches Drama kurz vor Trainingsbeginn.

Im Spiel gegen Frankreich zog Löw tatsächlich Philipp Lahm in die Abwehrreihe zurück. »Endlich, Jogi, klappt doch!«, bloggten Journalisten noch während des Spiels. Heißt: Haben wir doch gleich gesagt!

Wie selbstverständlich gingen sie davon aus, der Trainer habe sich dem öffentlichen Druck, ihrem Rat, gebeugt. Dass Joachim Löw von Beginn an die Meinung vertrat, diese Weltmeisterschaft werde nicht alleine über die Offensivkraft entschieden, sondern über die Physis und über eine kluge Mischung aus Kreativität, Härte und Effizienz, wurde in diesem Moment anscheinend übersehen.

Wie schön war es doch, den Underdog-Mannschaften Uruguay, Costa Rica oder Kolumbien beim Siegen zuzuschauen. Schade, dass sie alle ausgeschieden sind. Wurden um sie in der Heimat wohl auch solche Debatten geführt? Wohl kaum. Diese Mannschaften verzauberten mit ihrer

Teamleistung, mit dem unbedingten Willen, nach den Sternen zu greifen – zur Not rannten sie dafür auch, bis sie erschöpft auf den Rasen fielen.

Löst man sich für einen Moment von den machtstrategischen Debatten um die deutsche Mannschaft und analysiert einfach die Entwicklung dieses Teams während des Turniers, dann könnte man zu dem Fazit kommen, dass sich auch hier der Teamgeist durchgesetzt hat. Vielleicht liegt das daran, dass sich etwas Grundlegendes im Vergleich zu früheren Turnieren verändert hat. Dafür sind sowohl die Projektleiter als auch die Spieler verantwortlich, denn ohne deren Offenheit und Selbstbewusstsein hätten Joachim Löw und Oliver Bierhoff ihren Führungsstil nicht durchziehen können.

Die Grundidee beruhte auf Eigenverantwortlichkeit. Es sollte nicht mehr klassisch über Belohnen und Bestrafen dirigiert werden, sondern mithilfe von Kommunikation – transparent innerhalb des Teams, abgeschottet von der Außenwelt.

Man konnte den Eindruck haben, als handelten Spieler und Trainer bei diesem Turnier weniger von externen Beratern und Medien gesteuert als zuvor. Das könnte der Grund dafür sein, dass es eine so große Diskrepanz zwischen der Berichterstattung in Deutschland und der Stimmung in Brasilien gibt.

Joachim Löw hat vor seiner Entscheidung, Philipp Lahm in die Abwehrreihe zurückzuziehen, im Kreise der Mannschaft viele Gespräche geführt. Alle Beteiligten sollten die Gründe für diese Umstellung verstehen. Jeder sollte begreifen, dass es nicht nur um den Sieg oder eine Prämie geht. Nur die Leistung eines jeden Einzelnen in der Mannschaft macht den Gewinn des Titels möglich.

Damit dieses Modell funktioniert, mussten die richtigen Rahmenbedingungen geschaffen werden. Wie weit entfernt scheint heute die Diskussion über das Campo Bahia? Wäre es nicht ratsam, hieß es noch vor einem halben Jahr, wenn sich das Team in einem bereits gemachten Nest mitten in São Paulo oder Rio de Janeiro niederließe? Wäre es nicht naheliegend, in irgendeiner der Metropolen brasilianische Mentalität mit all ihrer Leidenschaft zu atmen?

Teammanager Oliver Bierhoff entschied sich für eine Anlage, deren Entstehungsprozess der DFB begleiten und mitbestimmen durfte, und erntete damit Kritik.

Hier in Porto Seguro, in den Bungalows am Strand des Atlantiks, sollte die Mannschaft konzentriert an ihrer physischen Stärke arbeiten, sie sollte sich in Ruhe entfalten können. An diesem Morgen im Hafen hat es den Anschein, als hätte Oliver Bierhoff für die Seinen keinen brasilianischeren Ort aussuchen können.

Die Fähre hat mittlerweile angelegt. Langsam rollt ein Auto nach dem anderen über die Stahlplanken an Land. Vielleicht hat der deutsche Fußball nicht das Kernige, Männliche verloren, sondern etwas dazugewonnen. Die Spieler sind viel mehr als früher Vertreter einer weltoffenen Gesellschaft. Der Trainer sucht das Gespräch mit ihnen, wohl auch den Widerspruch. Sie kämpfen wie früher auf dem Platz und bluten in der Kabine, aber sie wissen sich auszudrücken, sie können für sich selbst entscheiden.

Sport ist so schnelllebig. Sollte die deutsche Mannschaft so unwiderstehlich weiterspielen, dann wird sie das Finale gewinnen. Dieser Triumph wird alle Zweifel vergessen machen. Die Deutschen werden sich in der Modernität des Löwschen Führungs- und Spielstils gerne wiederfinden. Diese Eigenschaft des Bundestrainers werden sie auch in Zukunft nicht missen mögen.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

»Es ist nicht einfach, glücklich zu sein«

Mario Götze ist Deutschlands begabtester Fußballer. Schon mit 20 lebt er seinen Traum. Wie lange noch? Ein Gespräch über die Zerrissenheit zwischen der Profi-Welt und dem wahren Leben sowie den vorläufigen Tiefpunkt seiner Laufbahn

VON CATHRIN GILBERT
DIE ZEIT, 11.04.2013 Nr. 16

DIE ZEIT: Herr Götze, gerade sind Sie mit Riesenglück ins Halbfinale der Champions League eingezogen. Im Hinspiel haben Sie noch drei Großchancen ausgelassen. War das daher auch für Sie persönlich der Sieg des Jahres?

Mario Götze: Nein. Das war bislang sicher das Spiel des Jahres für uns als Mannschaft. Und natürlich sind wir im Kollektiv unfassbar glücklich. Aber ich persönlich spüre keine Genugtuung. Warum auch?

DIE ZEIT: Mit 20 waren Sie zweimal Deutscher Meister und sind jetzt Champions-League-Halbfinalist. Mit 17 Jahren waren Sie Profi, hatten bereits zehn Jahre lang Leistungssport betrieben. Wie lange hält ein Körper das aus?

Mario Götze: Eine solche Belastung hält man nicht ewig durch, weder körperlich noch mental. Es wäre naiv, mir vorzumachen, dass das länger als zwölf bis 15 Jahre so weitergehen wird.

DIE ZEIT: Dann wäre mit Anfang dreißig der große Lebenstraum bereits zu Ende geträumt?

Mario Götze: Das will ich mir gar nicht so klarmachen, ich verdränge das im Moment, und es ist ja noch viel Zeit bis dahin.

DIE ZEIT: Noch keinen Gedanken daran verwendet?

Mario Götze: Doch, aber ich habe wirklich noch keinen Plan B, und ich bin ja erst am Anfang meiner Karriere.

DIE ZEIT: So unbedarft kennen wir Sie eigentlich nicht.

Mario Götze: Es bringt einfach nichts, jetzt schon darüber nachzudenken, was ich danach machen werde.

DIE ZEIT: Sie gelten als Spieler mit hoher Intuition. Haben Sie das gelernt, oder ist das angeboren?

Mario Götze: Das Talent ist angeboren, aber ich muss es immer weiter verfeinern.

DIE ZEIT: Wie verfeinert man Intuition?

Mario Götze: Ich schaue mir Videoaufnahmen meines Spiels an, stelle mir Spielsituationen vor – immer und immer wieder. Die Leute denken bestimmt, ich gehe raus und trainiere Schnelligkeit, Technik oder den schwächeren Fuß. Das gehört natürlich auch dazu. Aber das allein führt zu nichts, wenn ich dem Gegner nicht im Kopf einen Schritt voraus bin. Schauen Sie sich ein Spiel des FC Barcelona an, die Spieler dort beherrschen das intuitive Denken in der Gemeinschaft. Sie scheinen identisch zu ticken, deshalb passen sie immer im richtigen Moment an den richtigen Platz. Das ist schon irre.

DIE ZEIT: Haben Sie ein Vorbild?

Mario Götze: Ich habe natürlich versucht, mir bei den Mittelfeldspielern von Barcelona, Xavi und Iniesta, was abzuschauen. Wer hat das nicht? Aber ich mag mich ehrlich gesagt nicht so gerne mit anderen Spielern vergleichen. Ich muss mich auf mich selbst konzentrieren und meinen eigenen Stil entwickeln, sonst verzettelte ich mich.

DIE ZEIT: In der Nationalelf spielten sie zuletzt die »falsche Neun«, eine Art Stoßstürmer, der aus dem Mittelfeld in die Spitze geht. Bundestrainer Joachim Löw überlegt, Sie nun häufiger als einzige Spitze auflaufen zu lassen und dafür auf gelernte Stürmer zu verzichten. Fühlen Sie sich wohl auf dieser

Position?

Mario Götze: Ja, sehr. Auf der Position habe ich in der Jugend häufig gespielt. Ich habe immer beides spielen können. Ganz vorne im Zentrum oder auch dahinter, als Ideengeber im Mittelfeld. Als Spieler bist du abhängig von der Philosophie des Trainers. Wenn du also nur eine Position spielen kannst, dann kann das ein Nachteil sein.

DIE ZEIT: Fürchten Sie, dass, bei abermaligem System- oder Trainerwechsel, auch Ihre Karriere einen Knick erhalten kann, wie jetzt die von Ihren Nationalmannschaftskollegen, den klassischen Stürmern Stefan Kießling oder Mario Gomez?

Mario Götze: Ich kann nur für mich sprechen. Klar kann ich mich verschiedenen Systemen unterordnen. Ich glaube nicht, dass mein Spielertyp auf absehbare Zeit nicht mehr gebraucht wird.

DIE ZEIT: Ihr Vater ist Professor für Datentechnik. Kann er sich überhaupt vorstellen, wie Ihr Alltag aussieht, kann er sich in Ihre Ängste oder Träume hineinversetzen? Versteht er, mit welchen Herausforderungen Sie umgehen müssen?

Mario Götze: Unsere Welten sind sehr unterschiedlich, das stimmt. Im Sport steht der Körper im Mittelpunkt, wenn der nicht funktioniert, dann bist du aufgeschmissen. Bei meinem Vater ist es wichtiger, dass er was im Kopf hat. Er kommt über die intellektuelle Schiene. Das heißt aber nicht, dass er mich nicht versteht. Außerdem kann ich von ihm profitieren. Wenn ich ein Spiel analysiere, dann muss ich auch strukturiert denken. Das kann ich von ihm lernen. Früher habe ich meinen Vater in der Uni besucht, habe ihm bei seinen Vorlesungen zugehört oder mit ihm in der Mensa gegessen.

DIE ZEIT: Das Leben hat es bisher sehr gut mit Ihnen gemeint. Fürchten Sie, gewissermaßen als ausgleichende Gerechtigkeit, dass das Schicksal irgendwann zuschlägt?

Mario Götze: Sie meinen, Glück und Pech müssen sich ausgleichen? Vielleicht ist das wirklich so. Ich hatte in meiner kurzen Zeit als Profi ja

schon einen heftigen Tiefpunkt. Ich habe mich im November 2011 am Schambein verletzt und konnte ein halbes Jahr lang nicht spielen. Das war schrecklich. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich gespürt, wie es sich anfühlt, wenn die Sonne mal nicht scheint.

DIE ZEIT: Eine Schambeinverletzung als Schicksalsschlag?

Mario Götze: Ein Schicksalsschlag ist sicherlich was anderes, aber in einem Fußballerleben ist ein solches Erlebnis ein heftiger Rückschlag. Im ersten Moment habe ich das gar nicht realisiert. Das kapiert man erst nach und nach. In der ersten Woche durfte ich gar nichts machen. Ich habe versucht, abzuschalten. Das ist anfangs unmöglich. Aber ich wurde gezwungen. Ganz oft dachte ich: Ich will spielen! Meine Mannschaft siegte, und ich durfte nur zuschauen. Auf einmal hatte ich Zeit für mich. Ich wusste überhaupt nichts mit der Zeit anzufangen. Mir wurde der Lebensmittelpunkt genommen. Erst als ich in die Reha kam, hatte ich wieder eine Aufgabe und habe mich von morgens bis abends damit beschäftigt, meinen Körper wieder fit und leistungsfähig zu bekommen.

DIE ZEIT: Der Fußball als Ihr einziger Lebensinhalt, wie sehr hat Sie diese Erkenntnis erschüttert?

Mario Götze: Nicht der einzige, aber ein extrem wichtiger. Das ist doch eigentlich logisch. Ich spiele Fußball im Verein, seitdem ich drei Jahre alt bin. Klar, ich habe die Schule besucht und Fachabitur gemacht, und meine Freunde sind keine Fußballprofis. Trotzdem funktionierte ich – seitdem ich denken kann – wie ein Rädchen in dieser Fußballwelt und ordne dem Erfolg vieles unter.

DIE ZEIT: Schreckliche Vorstellung.

Mario Götze: Ja und nein. Schließlich wurde das häufig mit unglaublich hoher Anerkennung belohnt. Auf einmal drohte mein Traum aber zu zerplatzen. Manchmal denke ich, dass diese Erfahrung auch etwas Gutes hatte.

DIE ZEIT: Was meinen Sie genau damit?

Mario Götze: Das klingt jetzt vielleicht wie eine Floskel, aber ich habe gelernt, mich nicht so wichtig zu nehmen. Die Erkenntnis war bis dorthin für mich gar nicht so selbstverständlich.

DIE ZEIT: Willkommen im richtigen Leben!

Mario Götze: Das kann man so sagen. Du musst als junger Spieler von dir überzeugt und enorm selbstbewusst sein. Zweifel gibt's nicht. Sonst setzt du dich nicht durch. Jetzt weiß ich, dass man theoretisch von heute auf morgen wieder vergessen sein kann. Wenn du eine Verletzung hast und die Mannschaft gut spielt, dann bist du halt einfach nicht mehr so wichtig.

DIE ZEIT: Die Ausbildung von Fußballprofis beginnt heute im Grundschulalter in sogenannten Leistungszentren mit angeschlossenen Schulen. Lebenserfahrung steht offenbar nicht auf dem Lehrplan.

Mario Götze: Das kommt darauf an. Früher, als ich noch zur Schule ging, war es einfacher, mal auszubrechen. Heute lebe ich nur noch in Teams – entweder bei Dortmund oder in der Nationalmannschaft. Das ist sportlich ein Traum, aber das Risiko der Eintönigkeit ist durchaus vorhanden.

DIE ZEIT: Die Spieler Ihrer Generation wirken oft sehr angepasst und brav. Es scheint kaum noch Spieler zu geben, die anecken. Statt Individualität scheint Gleichförmigkeit die Vorgabe zu sein.

Mario Götze: Wirkt das so? Bis zu einem gewissen Grad muss ich mich anpassen. Das stimmt, schließlich betreibe ich keinen Individualsport. Die Mannschaft steht über allem. Aber keiner verbietet uns eine eigene Meinung.

DIE ZEIT: Das stimmt, trotzdem werden Ihre Antworten, bevor sie veröffentlicht werden, noch einmal von einem Vertreter des Vereins oder der Nationalmannschaft gegengelesen, so auch in diesem Interview. Das ist inzwischen zur Regel geworden.

Mario Götze: Ja, gemeinsam mit mir. Das sind die Regeln in unserem Geschäft, aber auch bei Politikerinterviews oder Gesprächen mit Wirtschaftsbossen. Sie dienen durchaus auch dem Schutz der Journalisten.

Beide Seiten müssen sich aufeinander verlassen können.

DIE ZEIT: Wollen Sie aus diesem Geschäft nicht oft einfach mal ausbrechen?

Mario Götze: Ich bin froh, dass ich noch die Freunde von früher habe, es sind nicht viele, aber die wenigen kenne ich seit neun, zehn Jahren. Ich könnte es mir einfach machen und über Facebook und Twitter kommunizieren. Es ist mir wichtig, sie persönlich zu treffen.

DIE ZEIT: Und worum beneiden Sie Ihre Freunde?

Mario Götze: Dass sie einfach so zur Uni gehen können und rumhängen. Bei mir ist alles strukturiert. Aber es ist nicht so, dass ich traurig bin, etwas zu verpassen.

DIE ZEIT: Das ist kaum zu glauben.

Mario Götze: Wir haben vorhin über einen Plan B gesprochen, für die Zeit nach dem Fußball, vielleicht kann ich dann ja einiges, was ich verpasst habe, nachholen. Aber zum jetzigen Zeitpunkt bereue ich nichts. Der Fußball ermöglicht mir so viel. Mein Beruf gibt mir Sicherheit. Klar, finanziell, aber ich habe auch ein Gefühl der Geborgenheit innerhalb meiner Mannschaft, das ist schön. Ich lebe das, was mir Spaß macht. Und trotzdem ist es nicht immer einfach, glücklich zu sein. Ist das nicht merkwürdig?

Mario Götze

Der Einzug ins CL-Halbfinale

Was für ein Spiel! In der 90. Minute stand es noch 2:1 für Málaga. Nach vier Minuten Nachspielzeit hatten die Dortmunder das Spiel auf 3:2 gedreht. Unter den ausgelassen feiernden Dortmundern war Mario Götze wahrscheinlich der glücklichste. Denn nach vier vergebenen Großchancen in Hin- und Rückspiel wäre er bei einem Ausscheiden der tragische Held einer ganzen Saison geworden.

Borussia Dortmund

Götze debütierte mit 17 Jahren für den BVB und gewann innerhalb von drei Saisons bereits zweimal die Deutsche Meisterschaft. 2011 soll der FC Arsenal 40 Millionen Euro für Götze geboten haben – Dortmund lehnte ab. 2013 wechselt er für 37 Millionen zum deutschen Rekordmeister FC Bayern München.

Nationalmannschaft

27 Mal spielte Mario Götze bereits für Deutschland. Bundestrainer Joachim Löw setzte ihn zuletzt als »falsche Neun« ein – eine Art Stoßstürmer, der aus dem Mittelfeld in die Spitze geht.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Ganz da oben

André Schürrle ist mit 22 Jahren bereits dort, wo die meisten seiner Kollegen nie hingelangen werden – beim FC Chelsea. Begegnung mit einem Mann, dessen Karriere sich zwischen Weltruhm und tiefem Fall bewegt

VON CATHRIN GILBERT
DIE ZEIT, 29.08.2013 Nr. 36

André Schürrle zeigt mit dem Finger auf die Spitze eines Glaspalastes, der wie ein überdimensionaler Dominostein direkt an der Themse liegt. »Ganz da oben wohne ich!« Schürrle flüstert fast, so als könne er es selbst kaum glauben, dass ihn sein neues Leben nach London verschlagen hat. Wenige Hundert Meter entfernt lädt ein Hubschrauber Touristen zum Rundflug ein, das London Golf Center ist zu Fuß zu erreichen und über allem wacht eine Security-Firma, die Schürrles neues Heim nicht aus den Augen lässt. Die Grasflächen sind abgemessen, weder ein Kinderlachen noch Hundebellen ist zu hören. Er habe sich zwischen einer Wohnung im Zentrum und einem Haus am Stadtrand entscheiden können, sagt Schürrle fast entschuldigend: »Aber was soll ich denn allein auf dem Land?«

Er schlendert an der Fassade des Glasbaus entlang, geht direkt auf die Themse zu und setzt sich auf einen Baststuhl auf der Terrasse des Waterfront Restaurants im Erdgeschoss des Hauses. Die Bedienung kennt den schmalen, blonden Mann aus Deutschland schon. Ein paar Mannschaftskollegen wohnen im Nachbarhaus, manchmal essen die Spieler des FC Chelsea hier gemeinsam zu Abend. Trotz dieser Treffen macht der deutsche Fußballnationalspieler in London eine Erfahrung, die er bisher noch nicht machen musste: Zum ersten Mal in seinem Leben ist der 22 Jahre alte Schürrle auf sich allein gestellt. Seit Weihnachten vergangenen Jahres ist er nicht mehr mit seiner Partnerin

zusammen. Die Psychologiestudentin aus seinem Geburtsort Ludwigshafen und Schürle waren fast sechs Jahre lang ein Paar. Seine Freundin hatte ihn auf dem Weg vom Jugendspieler bei Mainz 05 bis in die Nationalmannschaft begleitet. *Liebes-Aus* titelte die »Bild«-Zeitung damals. Er fuhr erst mal mit Freunden in den Urlaub nach Dubai. »Eine sehr wichtige Beziehung ist die zu meiner Familie«, sagt er heute. Er habe schon immer eine starke Bindung zu seinen Eltern und seiner Schwester gehabt.

Anders als seine Mitspieler, die in einem Fußballinternat aufgewachsen sind, blieb Schürle in seinem Elternhaus wohnen. Als er begann, unter professionellen Bedingungen für die A-Jugend von Mainz zu spielen, besuchte er weiter das Gymnasium in Ludwigshafen; Leistungskurse: Mathe, Erdkunde und Englisch. Er fuhr täglich mit dem Zug eineinhalb Stunden nach Mainz zum Training und wieder zurück. »Ich war immer in Eile, musste rennen, um die Bahn zu erreichen.« Er sollte ein normales Familienleben führen, das war der Wunsch seiner Mutter. Obwohl der Sport eine große Rolle in der Familie spielte – die Schwester nahm in der Jugend an deutschen Leichtathletikmeisterschaften teil –, versuchten die Eltern, Grenzen zu ziehen. Vor allem ihr Sohn sollte sich von der Welt des Profisports mit all den Einflüsterern nicht vereinnahmen lassen.

Deshalb hat Joachim Schürle, ein Diplom-Volkswirt, nebenbei auch die Betreuung seines Sohnes übernommen, dessen Karriere bis hinauf in die Nationalmannschaft begleitet und gefördert. Nur bei komplizierten Vertragsverhandlungen zog das Vater-Sohn-Team einen Profi hinzu. »Den haben wir uns vor meinem Wechsel in die erste Mannschaft von Mainz ganz genau ausgewählt«, sagt André Schürle. Dabei sei es zugegangen wie bei einer dieser Castingshows im Fernsehen. Am Ende entschieden sich Vater und Sohn für eine kleine Agentur. Sie hatte versprochen, André als sogenannten Key-Spieler zu führen, als ihren wichtigsten Mann.

Gerade volljährig, absolvierte er sein erstes Bundesligaspiel für Mainz 05. Mit 20 Jahren wechselte er zu Bayer Leverkusen. Am 18. August 2013 lief er zum ersten Mal für den FC Chelsea in London auf, einen Verein, den er selbst

als »Weltklub« bezeichnet. An diesem Freitag tritt er als einziger deutscher Spieler im Kader in Prag im Endspiel des Supercups gegen den FC Bayern München an. Schürle ist in einer Fußballwelt angekommen, die nur wenigen Spielern vorbehalten ist. Eine Traumkarriere im Schnelldurchlauf.

Er ist einer von mehreren deutschen Nationalspielern, die in letzter Zeit zu Vereinen im Ausland gewechselt haben. Mesut Özil und Sami Khedira gingen nach der WM 2010 zu Real Madrid. Sie erkämpften sich dort nicht nur einen Stammplatz, sie entwickelten ihr Spiel weiter.

Wird Schürle einen ähnlichen Weg gehen?

Khedira und Özil hatten im Vergleich zu André Schürle bereits ihre Rolle im Verein gefunden. Bevor sie nach Spanien wechselten, hatten sie gelernt, mit großem Druck, mit Erfolgen und Niederlagen in Topteams umzugehen. Auch André Schürle ist ein ganz besonderer Fußballspieler, der am liebsten, vom linken Flügel aus kommend, sich in die Mitte hindurchspielt und aus der Distanz abzieht. Aber Schürle gehörte bisher weder bei seinem letzten Verein, Bayer 04 Leverkusen, noch in der Nationalmannschaft zu den unumstrittenen Spitzenkräften, seinen Platz hat er noch nicht gefunden, er ist noch auf der Suche – auf und neben dem Spielfeld.

Er ist 22 Jahre alt. Für einen Fußballer, dessen Karriere höchstens zehn Jahre lang andauert, ist das ein vergleichsweise hohes Alter. Für einen Menschen, der sich durch Lebenserfahrungen entwickeln muss, ist er noch sehr jung. Das ist die andere Seite. Er ist bereits jetzt ganz oben angekommen, aber gerade das macht es so gefährlich. Schürle wird dort erwachsen, wo die meisten ihre Karriere krönen, er bewegt sich dabei in einem Spannungsfeld zwischen Weltruhm und tiefem Fall.

Für Thomas Tuchel, Schürles Trainer in Mainz, war das junge Talent ein Schlüsselspieler. Die beiden sprachen viel miteinander. Schürle hat eine besondere Gabe: Er ist lernfähig, kann genau zuhören und Neues schnell umsetzen. Aber kann er auch ohne Fürsorge auskommen? Anfangs spielte Schürle noch auf der Sechser-Position, im mittleren offensiven Mittelfeld.

Der Trainer erklärte ihm, dass es gerade unzählige Spieler gebe, die sich auf dieser Position durchsetzen wollten. Er brauche ein Alleinstellungsmerkmal, etwas, das ihn von den Götzes, Özils, Reus' unterscheide. Schürrle spielte dann links außen.

Beschützt die Familie ihren Sohn, oder überfordert sie ihn in Wahrheit?

»Anders zu sein ist nicht gewollt«, sagt André Schürrle plötzlich. Die meisten jungen Spieler erfahren auf den Fußballinternaten eine sehr gleichförmige Erziehung: Sie werden nicht nur technisch geschult, sie lernen auch, wie sie sich in Interviews äußern sollten und dass sie das, was über sie geschrieben wird, besser erst gar nicht lesen sollten. Alle lernen das auf die gleiche Weise. Es ist eine merkwürdige Form des Erwachsenwerdens, die die Jungprofis durchleben. Eine, die wenig mit Individualität oder Identitätsfindung zu tun hat. Und die für viele Profis segensreich war.

Schürrle wurde von seinen Eltern erzogen. Er las alles, was über ihn geschrieben wurde und trat im *ZDF-sportstudio* mit einer Luftgitarre als Teil der Mainzer Bruchweg Boys auf. Moderatorin Katrin Müller-Hohenstein bezeichnete die Sendung als eine der tollsten überhaupt. Schürrles damaliger Trainer sah das anders. »Tuchel forderte mich dazu auf, mich lieber auf mein Spiel zu konzentrieren, als das Unterhaltungsbedürfnis der Öffentlichkeit zu bedienen«, sagt Schürrle. »Das war eine der wichtigsten Erfahrungen in meiner Karriere.« Damals habe er das Gefühl gehabt, so ein Auftritt passe zu ihm. »Heute weiß ich, dass Tuchel damals recht hatte.«

2011 wechselte Schürrle nach Leverkusen, es war der Beginn einer komplizierten Beziehung. Das habe auch daran gelegen, sagen sie dort, »dass sein Umfeld einen genauen Karriereplan hat, der dem Jungen nicht hilft und seiner Entwicklung nicht entspricht«. Beschützt die Familie ihren Sohn also nicht, sondern überfordert sie ihn in Wahrheit? Ist der Ehrgeiz der Eltern zu groß? André Schürrle schüttelt den Kopf. Unsinn! »Wenn alles so schnell geht wie bei mir, dann gibt es eben manchmal Neider. Ich kann inzwischen auch selbst einschätzen, was gut für mich ist.«

Schürrle müsse an seiner Robustheit arbeiten, meint der Bundestrainer

Bereits nach einem Jahr bekundete Chelsea Interesse an einer Verpflichtung Schürrles. Der hatte jedoch bei Leverkusen einen Vertrag bis 2016 unterschrieben. Als Leverkusen deshalb einen Verkauf ablehnte, krachte es öffentlich zwischen dem Vater-Sohn-Team und der Vereinsführung. Er sei »irritiert« darüber gewesen, sagt Schürrle heute, dass die ganze Sache so schnell und detailliert von Vereinsseite aus öffentlich kommuniziert worden sei. Er hätte sich gewünscht, als Spieler in dieser Situation besser »geschützt« zu werden. So, wie er es in Mainz gewohnt war. Aber die Zeiten der Fürsorge waren zu diesem Zeitpunkt längst vorbei.

Heute, ein Jahr später, ist Schürrle bei Chelsea angekommen. Er sagt, er habe sich in den vergangenen beiden Jahren spielerisch weiterentwickelt.

Bundestrainer Joachim Löw sieht das kritischer. Seit August 2011 hat Schürrle kein Tor mehr für das DFB-Team erzielt. Er müsse an seiner Robustheit arbeiten, sagt Löw.

Das hat Schürrle seinem neuen Trainer, dem Portugiesen José Mourinho, versprochen. Er pocht mit der flachen Hand auf seine Schultern und den Brustkorb. »Hier sitzt die Druckmuskulatur, die muss ich ausbauen, gerade hier in England muss ich noch mehr an meiner Durchsetzungskraft arbeiten.« Ihm gefalle die Art, wie Mourinho mit ihm umgehe. »Er war derjenige, der meinem Wechsel den letzten Push gegeben hat. Ihn interessiert die Meinung seiner Spieler, und er lebt uns das vor, was er von uns verlangt.«

Vor dem Treffen in London hatte Joachim Schürrle entschieden, Sohn André allein solle im Mittelpunkt des Porträts stehen. Deshalb wollte der Vater nicht dabei sein. Schließlich sei sein Sohn jetzt erwachsen. Vielleicht ist genau dieser Schritt der entscheidende für André Schürrle. Wenn es ihm gelingt, sich von seinem Vater abzunabeln und dabei weiter neugierig auf die Welt jenseits des Fußballs zu blicken, dann womöglich wird er sich eine ganze Weile ganz oben halten.

Der ehemalige Nationalspieler Marko Marin hat das nicht geschafft. Er

unterschrieb im vergangenen Jahr einen Vertrag bei Chelsea bis 2017, konnte die Erwartungen nicht erfüllen und wurde in der Sommerpause nach Spanien ausgeliehen. Schürrle sagt, er wisse, dass er jetzt an einen kritischen Punkt seiner Karriere gelangt sei, »aber soll ich es deshalb erst gar nicht versuchen?«

Wie jeder neue Spieler in Mourinhos Team musste auch Schürrle im Trainingslager ein Lied vor der Mannschaft singen, eine merkwürdige Form der Bloßstellung. Der Portugiese liebt dieses Ritual. Er will sehen, wie weit seine Spieler gehen. Schürrle entschied sich für *Burn*, einen Song des amerikanischen R&B-Sängers Usher. Er druckte sich die Textzeilen aus dem Internet aus und übte allein im Hotel vor dem Spiegel. Dann stellte er sich auf einen Stuhl vor sein Team und sang: »*Think it's best we go our separate ways, tell me why I should stay in this relationship, when I'm hurting baby, I ain't happy baby ... let it burn.*«

»Die gesamte Mannschaft sang mit«, sagt Schürrle. Und lächelt stolz.

Schürrles Stationen

2003: Als Bambino spielte Schürrle in Ludwigshafen.

2010: Seine Profikarriere begann er bei Mainz 05.

2011: Bei Bayer Leverkusen blieb er zwei Spielzeiten.

2012: Sein erstes Länderspiel absolvierte er gegen Schweden.

2013: Seit dieser Saison spielt er für den FC Chelsea.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

»Wir sind ja nicht beim Militär«

Thomas Müller ist ein fußballerisches Genie: Bekannt ist der Mittelfeldspieler des FC Bayern und der Nationalmannschaft für sein Gespür für unberechenbare Laufwege und tödliche Pässe – und seinen besonderen Sinn für Humor

VON CATHRIN GILBERT
DIE ZEIT, 10.10.2013 Nr. 42

»So«, sagt Thomas Müller und zieht die linke Augenbraue nach oben, »Sie wollen also über Humor reden?« Das Thema scheint ihn zu interessieren, das Mittagessen mit der Mannschaft hat er nach sieben Minuten beendet. Er formt die Lippen zu einem breiten Grinsen und macht es sich, so gut es geht, in einem Designer-Baststuhl auf einer Münchner Hotelterrasse bequem. Müller streckt die wertvollen Beine weit aus und schlägt die Füße, Schuhgröße 44, gekonnt übereinander. Humor? Den habe er reichlich, stellt er klar. »Sie auch?« Je länger das Gespräch dauert, desto wilder fuchtelt er mit den Armen. Es zeigt den Druck, der auf dem 24 Jahre alten Fußballspieler lastet. Fußball ist nicht lustig – wenn man Thomas Müller reden hört, glaubt man es sofort.

DIE ZEIT: Herr Müller, was ist guter Humor?

Thomas Müller: Guter Humor ist eine Mischung aus Witz und Ironie.

DIE ZEIT: Erzählen Sie Witze?

Thomas Müller: Nur dann, wenn ich mir sicher bin, dass sie gut ankommen – und wenn ich sie selbst gut finde. Das ist wichtig.

DIE ZEIT: ... sonst hält man besser den Mund?

Thomas Müller: ... ja, es ist dumm, über Sachen zu lachen, die offensichtlich nicht witzig sind. Man muss nicht über alles lachen können.

Bevor man einfach nur blöd mitlacht oder gar einen aufgeschnappten Witz weitererzählt, sollte man besser zugeben, dass man die Pointe nicht verstanden hat.

DIE ZEIT: Sie gelten als der humorvollste unter den deutschen Fußballspielern. Wie kommt es zu diesem Ruf?

Thomas Müller: Ich mag trockenen Humor, Situationskomik, drücke gerne mal einen Spruch rein, wenn der Moment es hergibt. Aber ich bin mir auch nicht zu schade, mich selbst auf den Arm zu nehmen. Du kannst nur wirklich humorvoll sein, wenn du mit dir selbst klarkommst.

DIE ZEIT: Die Satiresendung *heute-show* liegt Ihnen also mehr als der Comedian Mario Barth?

Thomas Müller: Generell finde ich die gut, die das Skurrile im Alltag finden, es überzeichnen und so Realsatire schaffen. So etwas würde ich mir nicht zutrauen. Zwischen dem Talent, wirklich witzig zu sein, und dem Drang, witzig sein zu wollen, gibt es schon einen feinen Unterschied.

DIE ZEIT: Die Fußballwelt gilt als ernste, als weithin humorfreie Zone – wie pflegen Sie da Ihre fröhliche Seite?

Thomas Müller: Das ist deshalb nicht ganz so schwierig, weil ich mir diesen Wesenszug nicht antrainiert habe. Ich war schon immer spontan. In der Schule wurde das manchmal als vorlaut abgetan. Dabei war es nie böse gemeint. Das endete meist in einer Ermahnung durch den Lehrer, ich solle mich doch bitte melden, bevor ich irgendetwas herausposaune. Die Zeit ist Gott sei Dank vorbei. Im Ernst: Ich bin mir schon im Klaren darüber, dass ich mich manchmal im Grenzbereich bewege. Aber ich kann wirklich auch ganz gut einstecken.

DIE ZEIT: Wie viel Ihrer kindlichen Unbefangenheit mussten Sie in der Profiwelt ablegen?

Thomas Müller: Anfangs habe ich versucht, mich zurückzuhalten, mich zu kontrollieren. Du kannst natürlich nicht als junger Spieler hochkommen und

gleich die Klappe bis hinten hin aufreißen. Peu à peu wurde ich dann aufgeweckter. Niemand hat sich damals ernsthaft beschwert – tja, entweder waren die anderen zu perplex, oder sie empfanden meine Art als angenehm erfrischend.

DIE ZEIT: Sie haben Ihr erstes Spiel als Profi mit 19 Jahren für den FC Bayern München absolviert, heute sind Sie 24 Jahre alt. Sie wurden also erwachsen in dieser Welt. Sie müssen doch auch Situationen erlebt haben, in denen Sie sich anpassen mussten, oder?

Thomas Müller: Natürlich hat mich dieses Geschäft geprägt. Ich erlebe jeden Tag eine Extradosis an Input.

DIE ZEIT: Wie meinen Sie das?

Thomas Müller: Ich werde nicht bei irgendeinem Dorfverein, sondern in der Nationalmannschaft und beim FC Bayern erwachsen. Das ist besonders herausfordernd.

DIE ZEIT: Können Sie uns ein Beispiel geben?

Thomas Müller: Auf mich prasseln so viele Einflüsse ein. Die sind nicht alle nur positiv: Zum Beispiel während der Europameisterschaft 2012 oder als wir mit Bayern gegen Dortmund zwei Jahre lang nicht gut aussahen, da hagelte es Kritik. Und gleich im nächsten Moment werde ich dann wieder gefeiert. Ich stehe und falle schlagartig mit dem sportlichen Erfolg. Dessen musste ich mir schnell bewusst werden, sonst gehst du unter. Für die Öffentlichkeit bin ich der Fußballer. Zu 90 Prozent geht es darum, wie ich auf dem Platz funktioniere. Es wird mir nicht helfen, ein ganz netter Typ zu sein und Sinn für Humor zu haben, sobald die Leistung nicht stimmt.

DIE ZEIT: Nationalmannschaftspsychologe Hans-Dieter Hermann bezeichnet Sie als Geschenk des Himmels für jede Fußballmannschaft ...

Thomas Müller: ... sehen Sie, der versteht meinen Humor. Aber jetzt mal ganz ehrlich: Wenn ich fünf oder zehn Jahre früher geboren wäre, hätte ich es schwerer gehabt.

DIE ZEIT: Warum?

Thomas Müller: Das war einfach noch eine andere Zeit. Damals mussten sich junge Spieler erst mal ihre Sporen verdienen. Mein schneller sportlicher Erfolg hat mir sehr dabei geholfen, ich selbst sein zu können. Man klettert nur über die sportliche Leistung in der Hierarchie einer Mannschaft nach oben. Wenn du keine Leistung bringst, fliegst du raus. Hast du dir diese Grundakzeptanz erkämpft, musst du schnell eine gute menschliche Ebene finden. Dabei hat mir geholfen, dass ich mich gut artikuliere. Was aber nicht heißt, dass ich mich mit jedem gleich gut verstehe.

DIE ZEIT: Wann verging Ihnen zuletzt der Humor?

Thomas Müller: Es gibt ganz, ganz wenige Tage, an denen ich schlecht drauf bin. Passiert etwas nicht so Schönes, dann denke ich innerhalb weniger Sekunden: Wie kann ich da jetzt das Beste draus machen? Wenn ich absolut nichts Positives finde, dann lasse ich meiner Verärgerung freien Lauf. Auf dem Platz kann ich laut werden.

DIE ZEIT: In einer modern geführten Mannschaft, heißt es, werde viel diskutiert und moderiert. Diskutieren Sie mit 24 Jahren auch schon mit?

Thomas Müller: Wenn ich im Training bei einer bestimmten Spielsituation anderer Meinung bin als der Trainer und diese auch gut begründen kann, dann spreche ich das an. Aber keine Frage, auf dem Platz entscheidet am Ende der Trainer. Das respektiere ich selbstverständlich, und natürlich verschließe ich mich auch nicht vor Kritik. Die Trainer sind ja nicht einfach so Trainer geworden, weil sie mal Glück hatten im Leben. Die haben auch was drauf, verstehen vom Fußball in der Regel noch mal ein Stückchen mehr. Deshalb denke ich nie: Ich weiß eh schon alles über Fußball, weil ich schon alles erreicht habe. Du musst offen für Neues sein und dich damit auseinandersetzen. Man sollte mit jedem Trainer diskutieren können, solange man Argumente vorlegt.

DIE ZEIT: Zeichnet das gute Trainer aus?

Thomas Müller: Richtig. Deshalb sage ich ja bewusst: Gute Trainer

verstehen was von Pädagogik. Wir sind ja trotz aller Ernsthaftigkeit in einer Fußballmannschaft und nicht beim Militär.

DIE ZEIT: Worin haben Sie sich seit der WM 2010, bei der Sie Torschützenkönig wurden, weiterentwickelt?

Thomas Müller: In allem. Ich habe in den vier Jahren körperlich einen großen Sprung gemacht. Das ist in meinem Alter aber normal. Mittlerweile kann ich bestimmte Spielsituationen besser voraussehen und verhalte mich deshalb taktisch geschickter. Außerdem habe ich einen technisch besseren linken Fuß, auch wenn bei mir sicher noch Luft nach oben ist.

DIE ZEIT: Sie haben direkt zu Beginn Ihrer Karriere in Südafrika bewiesen, dass Sie auf höchstem Niveau bestehen können. So vorbildlich und beneidenswert das ist, verursacht ein solcher Blitzstart auch enormen Druck, oder?

Thomas Müller: Ja, das tut er. Der Druck ist immer da, er ist mein ständiger Begleiter. Es ist schwer, eine sportliche Höchstleistung immer wieder neu zu bestätigen. Sich hochzuschießen ist einfacher, als oben zu bleiben. Die Messlatte war gigantisch hoch. Ich wusste, ich kann es nur schaffen, wenn ich mich nicht verstelle.

DIE ZEIT: Sie haben in Ihrer noch kurzen Karriere bereits drei Vereinstrainer erlebt, die verschiedene Systeme spielen lassen. Verwirren Sie die unterschiedlichen Systeme?

Thomas Müller: Nein. Fußball ist im Grunde immer das Gleiche. Jeder von uns Spielern sollte für sich ein Fußballverständnis haben. Ich habe zumindest das Gefühl, einigermaßen zu verstehen, wie Fußball funktioniert. Das liegt vor allem an meiner sehr guten taktischen Ausbildung. Davon profitiere ich heute noch. Jeder Trainer will das Spiel anders umgesetzt sehen. Der eine fordert, ganz vorne zu attackieren, der andere sagt: Warte ein bisschen ab, damit wir mehr Platz haben. Am Ende geht es immer um Organisation und Timing. Und um Abstimmung zwischen den Spielern.

DIE ZEIT: Hilft Ihnen Ihr Sinn für Humor auch auf dem Platz während eines

Spiels?

Thomas Müller: Auf dem Platz bin ich nicht witzig, sondern emotional. Da kann ich richtig laut sein. Ein Fußballspiel ist eine ernsthafte Angelegenheit. Auf dem Platz bin ich manchmal auch mit meinen Mitspielern im Zwist. Das lässt sich nicht vermeiden. Wenn die Organisation nicht stimmt, kann es nicht nur freundliche Worte geben. Macht mir ein Mitspieler den Vorwurf, ich solle defensiv mehr helfen, dann kann ich nicht lange darüber nachdenken, warum der mich jetzt so laut angeschrien hat, sondern muss schnell reagieren.

DIE ZEIT: Was tun Sie gegen die Anspannung vor dem Anpfiff?

Thomas Müller: Ich unterhalte mich gern im Spielertunnel mit dem Buben oder dem Mädchen, das an meiner Hand mit ins Stadion läuft. Es gibt die Spieler, die in diesem Moment mit Vollkonzentration in ihrem eigenen Tunnel sind. Die wollen dann nichts hören und nichts sehen. Ich hingegen freue mich richtig aufs Fußballspielen und bin ziemlich locker. Die Kinder sind oft sehr aufgeregt. Dann nehme ich ihnen mit ein paar lockeren Sprüchen gern ein bisschen die Nervosität. Manche sind auch ganz cool und flachsen zurück. Am lustigsten sind oft allerdings die Interviews mit Ihren Kollegen kurz nach dem Spiel.

DIE ZEIT: Schnaubend und verschwitzt Antwort zu geben macht Ihnen Spaß?

Thomas Müller: Spaß machen ist vielleicht ein bisschen übertrieben. Ich weiß, dass das ein Spiel ist, und da spiele ich eben mit.

DIE ZEIT: Wie funktioniert dieses Spiel?

Thomas Müller: Meistens finde ich Fragen, an denen ich so ein bisschen zu knabbern habe, ganz gut. Es gibt auch Journalisten, die stellen mit Absicht blöde Fragen. Manchmal wirken die Sätze aber einfach nur dumm, nur um einen zu provozieren. Da hau ich dann auch mal einen zurück. Wenn Journalisten ein Fehler unterläuft oder sie sich verhaspeln, dann kann man das gut ausnutzen, das greife ich dann auf – natürlich immer mit dem nötigen Respekt und einem feinen Gespür für Humor. Oder haben Sie da andere

Beobachtungen gemacht?

Thomas Müller

kommt am 13. September 1989 im oberbayerischen Weilheim zur Welt. Mit vier Jahren beginnt er beim TSV Pähl mit dem Fußballspielen. Im Jahr 2000 wechselt er in die D-Jugend Bayern Münchens. Der Holländer Louis van Gaal stellt ihn in der Saison 2009/2010 erstmals in der Profimannschaft auf.

Seitdem hat Müller alle Titel gewonnen, die man als Vereinsspieler gewinnen kann: die Champions League 2013 und jeweils dreimal die Deutsche Meisterschaft und den DFB-Pokal. Sein Vertrag bei den Bayern läuft noch bis Juni 2017. Bei seiner ersten WM (2010) wurde er mit fünf Treffern Torschützenkönig.

Der jüngste Alte

Mit Lukas Podolski begann der deutsche Fußball-Aufschwung. Zuletzt stand er nur noch selten in der Startelf – in der Nationalmannschaft und beim FC Arsenal. Frisst die Revolution eines ihrer ersten Kinder? Ein Besuch in London

VON HENNING SUSSEBACH
DIE ZEIT, 08.05.2013 Nr. 20

Ein Treffen im Pub, gute Idee. Wenn Lukas Podolski nicht das Image anhaften würde, eher kein Strategie zu sein, würde man denken: Da muss Strategie hinterstecken! Wo könnte ein Fußballspieler, der weltweit als Mentalitätskölner gilt, als »Homo colonius«, besser demonstrieren, dass er zehn Monate nach seinem Wechsel vom 1. FC Köln zu Arsenal London heimisch geworden ist in der Fremde?

»Der Lukas«, hatte sein Spielerberater jedenfalls gesagt, werde an diesem Dienstagmittag um 14 Uhr in den Holly Bush kommen, einen Pub in London-Hampstead, ganz in der Nähe seiner Wohnung, um über den englischen Fußball, die englische Liga, das englische Leben zu reden. Nun ist es Dienstagmittag, 14 Uhr, und der Holly Bush gibt sich *very British*, wie bestellt. Zerkratztes Holz, rissiges Leder, bierklebrige Tische. Am Tresen hypnotisiert ein alter Mann sein Ale. In einem Einmachglas treiben Mixed Pickles, leichenblass. Kurz fragt man sich, ob diese Spelunke vielleicht zu »authentisch« ist, um wahr zu sein, da klingelt das Telefon.

»Tschuldigung«, sagt der Spielerberater, »aber der Lukas wartet nicht im Holly Bush, sondern im Old Bull & Bush. Kleines Missverständnis.«

Medien sind ungerecht. Gern greifen sie sich einzelne Sätze und Szenen heraus, um sie in vorgegebene Deutungsmuster zu pressen. Aber dieser Moment: Ist er nicht wirklich symptomatisch? Lukas Podolski sucht derzeit

seinen Platz ja nicht nur zwischen fast gleichnamigen Pubs, sondern auch in der ihm ureigenen Welt, dem Fußball.

Bald werden Borussia Dortmund und der FC Bayern ausgerechnet in London die Champions League unter sich ausmachen, aber Podolski wird nur zuschauen, wenn zig Nationalmannschaftskollegen im Wembley-Stadion einlaufen. Nur dabei, statt mittendrin: Er kennt das jetzt. In der Nationalelf hat Podolski, in dessen Biografie sich 108 Länderspiele angesammelt haben (mehr als bei Franz Beckenbauer), seit der Europameisterschaft vor einem Jahr nur noch ein einziges Mal von Beginn an gespielt. Sein letztes Länderspieltor schoss er vor zehn Monaten. Beim FC Arsenal, dem Vierten der englischen Premier League, stand er – nach guter Hinrunde – in diesem Jahr nur noch in fünf von 16 Ligaspielen in der Startelf. Ein einziges Mal spielte er durch.

Was ist mit Lukas Podolski los, dem einstigen Stürmer Sorglos des deutschen Fußballs? Dem Spieler, den sich das ganze Land zur WM 2006 als »Poldi« zu eigen machte?

Podolski hat den Fußball vorangebracht, kann aber nicht so gut »zurückarbeiten«

Podolski stellt sich an diesem Dienstagmittag, es ist mittlerweile 14.40 Uhr, erst mal eine ganz andere Frage, nämlich: »*Boah, what is this!?*« Sie gilt dem Kellner, der ihm im Old Bull & Bush einen Vanilleshake von der Größe eines Eimers serviert. Der Pub hat sich als Edel-Essboutique herausgestellt, Podolski wirkt hier noch unpräntiöser als ohnehin schon – und genervt von der Bull-and-Bush-Verwirrung. Er sieht die Sache so: Sein Berater im fernen Rheinland hat entweder ihm oder dem Reporter den falschen Ort für das Gespräch genannt. An ihm liegt's jedenfalls nicht.

Also Vorsicht erst mal und harmlose Fragen.

Wie klingt eigentlich Ihr Name, wenn die Arsenal-Fans ihn rufen?

»Englisch. Britisch. Fußballerisch irgendwie.« Eine typische Poldi-Antwort:

knapp und kehlig.

Echt wahr, dass die Zuschauer hier fachkundiger sind als in der Bundesliga?

»Die bejubeln auch Kleinigkeiten. Eine Grätsche, die zum Einwurf führt.

Wenn man einen Kopfball gewinnt. Oder auf den Torwart sprintet. In England sind die Zuschauer objektiver und fairer. Hier wird nach Niederlagen nicht gepfiffen.«

Ist es gut oder schlecht, zwischen all den Stars beim FC Arsenal nicht so im Blickpunkt zu stehen wie beim 1. FC Köln?

»Ist besser. Bei Arsenal ist auch das Training abgeschirmt. Keine Presse, keine Fans. In Köln habe ich mein Auto geparkt und erst mal 500 Autogramme geschrieben. Dann haben 1000 Leute jeden Schuss kommentiert. Das war nicht für jeden Spieler leistungsfördernd. Wenn bei einem Automechaniker jeden Tag zwanzig Leute in der Werkstatt stehen und sagen ›Ey, die Schraube muss aber da rein‹, ist der auch irgendwann genervt.«

Stimmt es, dass die Briten so höflich sind, dass Sie in London unbehelligt U-Bahn fahren können?

»Ist richtig.«

Mit oder ohne Kapuzenpullover?

»Kommt drauf an, was ich anhab an dem Tag.«

Auch nach Jahren unter medialer Beobachtung spricht Podolski, wie er spielt: einfach, direkt, geradeaus. Auf dem Platz ist er auf der linken Außenbahn unterwegs, in Interviews auf dem Grat zwischen Binse und Weisheit. Intuitiv gelingen ihm dabei Sätze, die präziser sind als vieles, was die geschwätzige Branche sonst so von sich gibt. Oft wirken dann die Fragen der Reporter blöd, nicht seine Antworten. Man könnte von schlicht-schönen »Poldismen« sprechen. Einen Besuch der Kanzlerin im Mannschaftshotel fasste Podolski einmal so zusammen: »Sie hat uns viel Glück gewünscht, dann war sie auch schon wieder weg.« Auf einer Pressekonferenz erklärte er den Journalisten: »Ich geb euch kurze Antworten, damit ihr nicht so viel schreiben müsst.« Als

Oliver Pocher ihn im Fernsehen fragte, ob er gern Kinder hätte, antwortete Podolski: »Später.« Wie viele? »Einer auf jeden Fall.« *Einer* Kinder? »Ein Junge halt, der muss dabei sein.« Seine Losung »So ist Fußball. Manchmal gewinnt der Bessere« kürte die Deutsche Akademie für Fußballkultur 2006 zum Spruch des Jahres.

Als Podolski während der WM im eigenen Land schon einmal mit der *ZEIT* sprach, antwortete er auf die Frage, ob er ein Idol sei: »Das sollen andere machen.« *Machen*, nicht *sein*. Wie wahr.

Mittlerweile ist Podolski 27 Jahre alt – schwer zu sagen, ob schon oder noch. Ein altersloser Mann trinkt da seinen Vanilleshake: seit Jahren dieselbe Jungfrisur, keine Sorgenkerben im Gesicht, kein neumodischer Bart. Podolski hat seine Jugendfreundin Monika Puchalski geheiratet, in Polen geboren wie er. Das Paar hat einen Sohn bekommen, *einer* Kind. Als Podolski im Sommer nach London zog, entschied er mit seiner Frau, dass die Familie in Köln bleibe – der Junge hatte sich gerade im Kindergarten eingewöhnt. Podolski und Puchalski: Die Fußballindustrie hat auch für dieses Paar längst ein Etikett gefunden, darauf steht »bodenständig«. Nie war von Eskapaden oder Skandalen zu hören. Nicht mal einen geckenhaften Beckham-Haarschnitt hat sich Podolski in all den Jahren zugelegt.

»Ich habe ja auch keinen Bock, mich zu verstellen«, sagt Podolski. »Ich bin der Lukas, ich habe Spaß am Spiel und Spaß am Leben.« Seine größte Leistung: immer er selbst geblieben zu sein.

Diese Unveränderlichkeit ist auf dem Fußballplatz für ihn zum Problem geworden. Die Sache ist zu komplex, als dass Podolski sie in einem neuen Poldismus zusammenfassen könnte: Ende 2003 wurde er entdeckt, in der Jugend des 1. FC Köln. Sein erstes Bundesligator schoss er mit 18, sein erstes Länderspiel machte er mit 19. Im Juni 2004 – Deutschland verlor 0:2 gegen Ungarn – wechselte ein Teamchef namens Völler für einen Stürmer namens Bobic in der 74. Minute einen Youngster namens Podolski ein. Die Aufstellung von damals liest sich heute wie aus dem Pleistozän des Sports: Kahn – Hinkel, Wörns, Nowotny, Lahm – Hamann, Schneider, Ballack,

Frings – Bobic, Klose.

»Hamann?«, fragt Podolski. »Mit dem habe ich noch zusammengespielt?! Wahnsinn!«

Podolski war genau der Richtige für die große deutsche Fußballdepression: dynamisch, einfach, unbekümmert. Anfangs schoss er Tor um Tor, mehr als Uwe Seeler. Aber wenn man Podolskis 108 Länderspiele und 44 Treffer durch das Sieb der Statistik presst, bleibt von Jahr zu Jahr weniger übrig: weniger Einsatzzeit, weniger Treffer, weniger Wirkung.

»Der Fußball hat sich verändert«, sagt Podolski. »Hoch talentierte junge Spieler kommen dazu. Ist ja gut für den deutschen Fußball.«

Die Unbekümmertheit, die vor zehn Jahren sein Wettbewerbsvorteil war, ist jetzt ein Nachteil. Lukas Podolski hat den deutschen Fußball ein großes Stück vorangebracht, aber leider kann er nicht sonderlich gut »zurückarbeiten«, wie es in der neuzeitlichen Taktiksprache heißt. Frank Wormuth, Trainerausbilder beim Deutschen Fußball-Bund, sagte nach der WM 2010, er werde »wahnsinnig« angesichts von Podolskis Defensivverhalten: »Es ist nicht so, als ob er faul wäre und bewusst nicht umschaltet. Er sieht häufig gar nicht die Notwendigkeit, nach hinten zu arbeiten, weil ihm das in der Jugend nie antrainiert wurde.« Podolski wirkt manchmal wie der letzte monothematische Fußballer in einer Zeit, in der Stürmer verteidigen, Verteidiger angreifen und Torhüter mit schnellen Pässen das Spiel machen. Früher gab es dafür Spielmacher.

Reus, Schürle, Draxler: Seine neuen Konkurrenten sind taktisch geschult

Arsenals Trainer Arsène Wenger, Chefdompteur einer internationalen Truppe, attestierte Podolski kürzlich Probleme, 90 Minuten im Vor-und-zurück-Fußball durchzustehen. Und ausgerechnet Podolskis Heimatblatt, der *Kölner Stadt-Anzeiger*, hat ihn zu einem »Relikt« erklärt, »dessen große Zeit im Elitezirkel des Fußballs vorbei ist. Wenger nutzt für seine Zwecke nur Podolskis jedem bekannte Spezialfähigkeiten – die Schnelligkeit und den

fantastischen linken Fuß. Eine Umerziehung oder Weiterentwicklung ist nicht zu beobachten.«

Ist es zu viel gesagt, dass sich in der neuen deutschen Fußballeuphorie ein kleines Drama abspielt?

Die Revolution frisst eines ihrer ersten Kinder. Sie schreitet schneller voran, als Podolski Schritt halten kann. Mit 27 Jahren ist er plötzlich der jüngste Alte im deutschen Fußball. Er ist das erste innerdeutsche Opfer des neuen deutschen Fußballbooms. In seiner Angriffslust ist er nach wie vor unvergleichlich – in seinem defensiven Leichtsinn aber auch. Zählt man Stärken und Schwächen zusammen, haben nachgerückte Spieler wie Dortmunds Marco Reus, Leverkusens André Schürrle und Schalkes Julian Draxler in der Summe mehr zu bieten. Sie wurden seit frühester Kindheit taktisch geschult. Podolski wuchs noch in Freilandhaltung auf.

Es ist jetzt wieder so wie zu Beginn seiner Karriere: Oft wird er um die 74. Minute eingewechselt. Kann man einen wie ihn umprogrammieren?

»Man soll den Fußball nicht komplizierter machen, als er ist«, sagt Podolski im Bull & Bush. Er kann nichts anfangen mit dieser Fußballphilosophie, von der jetzt alle reden. Sein Trikot gehörte in der Hinrunde doch zu den zehn meistverkauften in der Premier League! Und im Emirates-Stadium von Arsenal singen die Fans nach wie vor ihre Lobeshymne »*Lu-kas Po-dol-ski, he scores when he wants*« – er trifft, wann er will. »Sie singen es auch, wenn er nicht trifft!«, hat der Sportreporter David Hytner vom *Guardian* verwundert festgestellt. Die Fans sind Fans eines Spielers mit dem Wesen eines Fans.

Schwer zu sagen, ob es Podolskis naturgegebene Unbeschwertheit oder professionell antrainierte Autosuggestion ist (oder der Vanilleshake): Er liegt mehr auf dem Ledersofa im Bull & Bush, als dass er säße, und tut alles, um seine Lage als Kurzzeitkrise zu deuten: Er war einige Wochen am Sprunggelenk verletzt, deshalb spielten andere bei Arsenal. Das Team gewann, die Tektonik im Kader verschob sich. »Wieso soll der Trainer da was

ändern?«

Zuletzt kam Podolski wieder öfter zum Einsatz, für seinen rotgesperrten Kollegen und Konkurrenten im Sturm: den Franzosen Olivier Giroud. Aber ist das schon ein neuer Trend, der den alten bricht? Wer weiß das schon.

So schleichen sich an diesem Dienstag kleine Fußballphilosophien auch in Podolskis Rede. Wegen »Schweini« zum Beispiel. Er nennt ihn noch immer so. »Obwohl der Schweini ja Schweinsteiger genannt werden will.«

Poldi und Schweini – bei der WM 2006 traten sie wie ein Zirkusduo auf. Sieben Jahre später ist aus Schweini Bastian Schweinsteiger geworden, ein Mann mit Spielintelligenz, Bergsteigergesicht und Diplomatenprache. Schweinsteiger, der nie den FC Bayern verließ, dessen Heimatort Oberaudorf nur 100 Kilometer von der Münchner Arena entfernt liegt, wirkt heute weltläufig. Podolski, im ober-schlesischen Gliwice geboren, als Spätaussiedler-Kind im Rheinland aufgewachsen, vom 1. FC Köln zum FC Bayern und zurück gewechselt und jetzt in London, gilt nach wie vor als provinziell. Er ist Poldi geblieben. Warum?

»Könnte an der Position liegen«, sagt Podolski. Ein Mittelfeldspieler nimmt mehr Einfluss aufs Spiel – und das Spiel auf ihn. Anders als Podolski linksaußen, steht Schweinsteiger in jeder Hinsicht im Zentrum. Das hat ihn gefordert und geformt. »Für mich ist er ein richtiger Führungsspieler«, sagt Podolski. Die beiden sind nach wie vor enge Freunde, mailen sich jede Woche, YouTube-Filmchen oder Kabinenfotos. Über den Schweinsteiger im Fernsehen staunt Podolski manchmal.

Hin und wieder, sagt Podolski, frage er sich auch, ob er – anders als Schweinsteiger in München oder Mario Götze in Dortmund – zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen sei (meint damit aber nicht den Pub). In Köln war immer Abstiegskampf. In München hatte er in drei Jahren vier Trainer. »Wenn ich die Bayern von heute sehe, würde ich da gut reinpassen. Uli Hoeneß hat das vor ein paar Wochen auch gesagt: Unter Heynckes wäre ich noch da.«

Würde. Wäre. Das erste Mal an diesem Tag spricht Podolski, dem jedes »Was wäre, wenn?« missfällt, im Konjunktiv. Anders als in Köln hat er in London Zeit zu grübeln: Nach dem Training isst er noch bei Arsenal zu Mittag, dann fährt er nach Hause. Oft kommt seine Frau aus Köln herbeigeflogen, mit Sohn und Hund. Manchmal sind auch Vater, Mutter, Schwester da. Meistens ist Podolski allerdings allein. Einmal hat sein Club eine Stadtrundfahrt organisiert. Neulich hat er mit seinem Mitspieler Per Mertesacker, der auch sein Nachbar ist, Champions League geguckt. Er plant gerade ein Benefizspiel in Köln. Er spielt auf seiner Playstation. Außerdem, sagt Podolski, habe er noch seine große DVD-Sammlung, »von meinem ersten Bundesligaspiel, meinen Turnieren, alles«. Da guckt er jetzt manchmal rein.

Im Old Bull & Bush kramt Lukas Podolski seine Sachen zusammen. Handy, Jacke, Portemonnaie. Vor dem Vanilleshake hat er kapituliert. Podolski verabschiedet sich mit Handschlag und Schulterklaps, wie bei einer Auswechslung: Der jüngste Alte des deutschen Fußballs. Er sollte sofort seine DVDs verbrennen, um vielleicht noch einmal der älteste Junge zu werden.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Der König, als Bote getarnt

Was ist das Erfolgsgeheimnis der deutschen Mannschaft, Herr Lahm?

Eine Begegnung mit dem Kapitän

VON PETER KÜMMEL

DIE ZEIT, 18.06.2014 Nr. 26

Cristiano Ronaldo aus Portugal ist kürzlich zum Weltrangobersten seiner Zunft gewählt worden, also zum besten Fußballer der Gegenwart. Zur Pressekonferenz, die am Tag vor dem Spiel der Portugiesen gegen die Deutschen im Stadion von Salvador stattfindet, erscheint er mit einer Verspätung von 65 Minuten – er zieht sozusagen eine Schleppe aus königlicher Zeit hinter sich her. Während der Pressekonferenz fragt er beiläufig: »Ich war zu spät?«, ehe er das Stadion im Kreise seiner Bodyguards (angeblich sind es vier) zügig verlässt. Voila: ein Weltstar.

Man kann es auch anders machen. Philipp Lahm, Teamkollege Ronaldos in der von der Fifa zusammengestellten Weltelf der besten Fußballer, ist ein höflicher, pünktlicher Mann, dessen einzige Eitelkeit sich in der Makellosigkeit seines Spiels verrät. Alle seine Läufe und Pässe haben Maß und Perfektion. Auf seine Weise ist er vielleicht der Allerbeste: Er ist auf mindestens drei Positionen einsetzbar. Im Spiel gegen Portugal, dem 4:0 von Salvador de Bahia, kamen sich die beiden Kapitäne, Lahm und Ronaldo, kurz vor Schluss einmal recht nahe: Ronaldo, am Rande der Verbitterung, versuchte ein paar klappernd mechanische Übersteiger, der Ball ging ihm verloren, und Lahm, gelassen und arbeitsam, als wische er Schmutz aus der Gefahrenzone, spielte den Ball nach vorn.

Gespräch mit Lahm, wenige Tage vor dem Spiel gegen Portugal. Unter einem Sonnendach zwischen zwei Pools, 150 Meter entfernt vom Strand, sitzt er, der Kapitän der deutschen Mannschaft. Lahm lächelt ganz leicht, während er

spricht. Drei Bereiche gibt es, in denen man jung zum Weltstar werden kann, den Film, die Popmusik – und den Fußball. Und einen unarroganteren Weltstar wird man kaum finden als Lahm, den Konstruktivisten unter den Fußballern; nichts an seinem Spiel ist Show; was er tut, dient der Struktur des Spiels.

Frage: Wenn er mit einer Zeitmaschine zurück ins Jahr 1974 reisen könnte, in die Zeit zehn Jahre vor seiner Geburt, und sich mit den deutschen Weltmeisterspielern von 1974 messen müsste – hätte dann irgendeiner von denen, Beckenbauer, Breitner, Hoeness, eine Chance? Wäre Lahm ihnen allen körperlich nicht total überlegen?

Lahm: »Die Frage habe ich mir tatsächlich schon gestellt. Kürzlich habe ich im Fernsehen Ausschnitte aus dem WM-Finale 1974 gesehen. Das war ein ganz anderes, viel langsames, weniger athletisches Spiel als heute. Ich bin gespannt, wo der Fußball noch hinget – man kann sich kaum vorstellen, dass es noch schneller und athletischer wird. Offenbar entwickelt sich der menschliche Körper aber immer noch weiter, wird robuster und dynamischer. Aber übrigens: Die Spieler der Vergangenheit, das waren Superspieler – man wird sie nie mit denen von heute vergleichen können.«

Aber vermutlich hätte er sie alle in Grund und Boden gespielt ...

»Es sieht jetzt, von heute gesehen, so aus. Das muss ich ganz klar sagen. Aber man kann es nicht vergleichen. Ich erinnere mich, wie Franz Beckenbauer ganz locker und gemütlich den Ball 50 Meter unangefochten übers Feld getrieben hat. Das gibt es halt heute nicht mehr, das geht nicht.«

Lahm gilt als ein Mann mit 360-Grad-Blick, also einem umfassenden Raumgefühl. Heißt das, dass man sich beim Spiel auf dem Spielfeld sozusagen von oben selbst sieht wie eine Playstation-Figur?

»Man weiß, wo man ist, es gibt immer Anhaltspunkte: die Mittellinie, den Sechzehnmeterraum – und so weiß man auch, wo man platziert sein müsste. Man hat das Spielfeld sozusagen in Sektoren aufgeteilt. Aber dass man das Spielfeld von oben sähe und sich selbst darauf – nein, das nicht.«

Sieht er vor seinem inneren Auge schon den Pass, den er gleich spielen wird?

»Man sieht oft in der Bewegung eines Spielers, was er vorhat. Man ahnt also etwas voraus. Wir spielen so lange zusammen, dass wir an einem Bewegungsablauf schon vieles erkennen können.«

Lahm könnte Schiedsrichter in einer Partie sein, in der er selber mitspielt

Urs Siegenthaler, der Spielbeobachter der deutschen Mannschaft, hat kürzlich geklagt, dass beim Confed Cup in Brasilien im vergangenen Jahr, der Generalprobe zur WM, die brasilianische Mannschaft sehr viele gegnerische Angriffe durch taktische Fouls unterbrochen habe, die zum größten Teil von den Schiedsrichtern nicht geahndet wurden. Wenn das bei der WM auch so laufe, dass also die Schiedsrichter aus Angst vor dem Publikum die brasilianische Mannschaft bevorzugen, dann, so Siegenthaler, sei die WM schon entschieden. Frage an Philipp Lahm: Was tut man als Spieler, wenn man auf dem Platz das Gefühl hat, der Schiedsrichter gibt das Spiel aus der Hand – aus Panik?

»Taktische Fouls gehören zum Fußball. Aber man hat erst mal das Vertrauen in den Schiedsrichter – dass der irgendwann die Gelbe Karte zieht. Und irgendwann wird's für die gegnerische Mannschaft gefährlich, wenn vier, fünf Mann die gelbe Karte haben. Man muss auf die Schiedsrichter vertrauen. Man kann das Spiel ja nicht selbst leiten. Man kann nicht alles in die eigene Hand nehmen, deshalb muss man manche Sachen einfach abgeben. Deshalb braucht man Schiedsrichter.«

Vielleicht will Lahm damit sagen: Eigentlich könnte er das auch noch selber machen – die Partie pfeifen, in der er selbst mitspielt. Die Übersicht hätte er.

Das ist sein Spiel: so gut wie keine Fouls, so gut wie keine Fehlpässe. Er treibt aus dem defensiven Mittelfeld den Ball in die Spitze, als spiele er bergauf: als sei die gegnerische Hälfte ein Berg, auf den er die Mannschaft mitsamt des Balles hinaufbringen muss. Seine unerschütterliche, hakenschlagende Emsigkeit erinnert eher an einen Boten als an einen König: Er muss seine Lieferung an den Mann bringen, er führt den anderen die Bälle

zu, damit sie gut aussehen. Mit dem manchmal ein wenig pomadigen Toni Kroos bildete er auf diese Weise gegen Portugal ein harmonisches Gegensatzpaar.

Das Problem mit Lahms Perfektion besteht darin, dass sie anderen Spielern deren Fehlbarkeit vorführt. Lahm ist der Mann, den sein Trainer am liebsten in drei Rollen gleichzeitig aufs Feld schicken würde: als rechten Verteidiger, als linken Verteidiger und als defensiven Mittelfeldspieler.

Was lesen die anderen Außenverteidiger und defensiven Mittelfeldspieler aus diesem Umstand heraus? Dass sie hoch qualifizierte Notlösungen sind, dass sie vielleicht gar nicht spielen würden, wenn es mehr Spieler vom Schlage Lahms gäbe. Die Art, wie der Bundestrainer Löw die Personalie Lahm bedenkt, erinnert an einen Schachspieler, der einen entscheidenden Zug zu setzen hat: Wo ist Lahm am wichtigsten? So ergibt sich ein neues Problem: Wenn Lahm dort spielt, wo er am wichtigsten ist, fehlt er dort, wo er am zweitwichtigsten, also eigentlich immer noch unersetzlich ist. Über Lahm nachzudenken heißt auch: den Mangel zu beklagen, nämlich den Umstand, dass es zu wenig Lahms gibt.

Die Weltmeisterschaft 2014 wirkt ein wenig wie ein Springen von Burg zu Burg: Viele Stadien liegen in gefährlichen Städten mit hoher Armutskriminalität. Das Stadion von Salvador beispielsweise, die Arena Fonte Nova, in dem das Spiel gegen Portugal stattfand, ist wie eine riesige Betonschüssel in ein von Favelas überwuchertes und von Stadtautobahnen durchzogenes Tal gequetscht. Man muss, wenn man von dieser brasilianischen Weltmeisterschaft redet, auch von Gewalt reden.

Das Gespräch kommt auf Carlos Dunga, den ehemaligen brasilianischen Nationalspieler und Nationaltrainer. Nach dem WM-Sieg der Brasilianer im Jahr 1994 sagte Dunga: »Wenn wir verloren hätten, wäre es uns gegangen wie Andrés Escobar.« Er meinte den kolumbianischen Nationalspieler, dem bei jener WM ein Eigentor unterlief, das zum Ausscheiden seiner Mannschaft führte. Kurz darauf wurde Escobar in Kolumbien erschossen. Hat Philipp Lahm manchmal die Witterung in der Nase, dass wirkliche Gewalt im Stadion

schwebt? Und, auf Brasilien bezogen: Könnte es sein, dass der aktuelle brasilianische Superstar Neymar den Satz von Dunga insgeheim bald unterschreiben würde?

»Solche Szenarien hab ich nie im Kopf«, sagt Lahm, »das kann ich mir nicht vorstellen. Fußball ist die schönste Nebensache der Welt ... es gibt wichtigere Dinge. Ich glaube allerdings schon, für viele Leute ist es mehr als Sport. Vor allem in Ländern, wo Unruhen oder Not herrschen, stecken die Menschen sehr viel Hoffnung in diese Wochen eines Turniers – sie hoffen, dass sich etwas ändert. Das ist ja auch berechtigt. Man kann auch diese Bühne nützen, wenn nicht alles gerecht abläuft. Aber es muss gewaltfrei sein.«

Aber Dunga hat seinen Satz damals ernst gemeint, oder?

»Das glaube ich, ja. Der Druck ist enorm – vor allem auf die Mannschaften, denen zuzutrauen ist, dass sie Weltmeister werden.«

Lahm sagt immer wieder, er habe vor Spielen keine Angst. Aber wenn man im Auswärtsstadion ist, und es peitschen 60.000 gegnerische Fans mit Häme und Zorn auf einen ein, dann produziert der Körper doch Fluchtadrenalin, oder?

»Man muss den Kampf aufnehmen, darf den Kopf aber nicht vergessen«

»Nein, ich finde es schön, in ein volles Stadion rauszugehen – es ist wunderschön, die Spannung, die Erwartung. Es ist nur schwer, wenn man persönlich ausgepiffen wird, ja. Aber ich habe Gott sei Dank noch nie im Stadion wirklichen Hass erlebt – und ich hoffe, ich werde es auch nicht erleben.«

Urs Siegenthaler hat in einem Interview gesagt, diese WM würden nicht elf Fußballspieler, sondern elf Männer gewinnen. Und er fügte hinzu: Wenn die Deutschen im Spiel gegen Ghana am nächsten Samstag den Kampf aufnehmen, haben sie schon verloren. Zwischen den Zeilen könnte man das so lesen: Die Kampfkraft, das Testosteron, ist bei Ghana stärker als bei uns, aber wir werden sie doch schlagen, aufgrund der höheren Spiel-Intelligenz.

Lahm sagt dazu:

»Wir haben die Qualität, vieles spielerisch zu lösen. Ich glaube aber trotzdem, dass wir die deutschen Tugenden – das Arbeiten auf dem Platz – nicht unterschlagen werden. Man muss den Kampf aufnehmen, aber man darf den Kopf nicht vergessen. Das heißt nicht, wir sind klüger als andere, aber wir haben eine hohe Spielintelligenz, hohe taktische Schulung, hohe Ligaerfahrung. Da haben wir Vorteile gegenüber anderen.

Direkt nach dem Spiel gegen Portugal flog die deutsche Mannschaft zurück in ihr Mannschaftslager, wo sie sich auf das Spiel gegen Ghana vorbereitet. Campo Bahia liegt an der Atlantikküste und ist ein wunderschöner Ort. Man möchte hier Weltmeisterschaften erleben, an denen nicht nur 32 Länder, sondern alle 204 Länder der Erde beteiligt sind. Man könnte es, unter den Palmen von Bahia, gut ein paar Monate aushalten.

Vor dem Spiel gegen Portugal wurden Befürchtungen laut, die Deutschen könnten früh, schon nach der Vorrunde, ausscheiden. Das hätte die Mannschaft schlimm getroffen: wie ein Feldverweis aus dem Paradies. Sie hätten Campo Bahia sofort verlassen müssen.

Danach sieht es jetzt nicht aus. Die Stimmung rund um das deutsche Camp ist so wie an jedem schönen Ferienstrand: Alle, die hier in Badelatschen umhergehen, Spieler, Funktionäre, Journalisten, strahlen etwas Alteingesessenes aus, vor allem aber wirken sie wie Leute, deren Abreise in weiter Ferne liegt.

Der Abräumer

Per Mertesacker ist Innenverteidiger, an ihm muss vorbei, wer die DFB-Elf in Brasilien schlagen will. Ein Gespräch über die Freiräume im Fußball und den Führungsstil von Bundestrainer Joachim Löw

VON HENNING SUSSEBACH

DIE ZEIT, 15.05.2014 Nr. 21

Ein sonniger Frühlingstag in London. Per Mertesacker kommt in Jeans und T-Shirt in den Pizza Express im Stadtteil Hampstead geschlendert, das Restaurant seiner Wahl: altes Parkett, verschrammte Tische, unaffektierte Speisekarte – alles so bodenständig, wie auch Mertesacker selbst sein soll. Er lässt eine Flasche stilles Wasser kommen und legt sein Handy daneben: das klassische Leistungssportlergedeck. Seit drei Jahren spielt Mertesacker, 29, für den FC Arsenal London. Der Innenverteidiger hat sich dort wie auch in der deutschen Nationalelf längst etabliert. Im vorläufigen Kader für die Weltmeisterschaft in Brasilien ist er eine feste Größe – zwischen gerade genesenen Langzeitverletzten und Bayern-Spielern in Form- und Sinnkrise. Darum soll es gehen.

DIE ZEIT: Herr Mertesacker, können Sie uns jetzt schon sagen, warum wir auch in diesem Jahr nicht Fußballweltmeister werden?

Per Mertesacker: Nö. Ich kann Ihnen aber sagen, dass mir die Scouting-Experten hier bei Arsenal erzählen: »Per, you will do it! Ich hab beim Buchmacher mein ganzes Geld auf euch *Germans* gesetzt.«

DIE ZEIT: Wie erklären Sie sich dann den Pessimismus rund um die deutsche Nationalelf? Vor einem Jahr war das Team in den Augen der Fans der sichere Weltmeister – jetzt rechnet fast jeder damit, dass spätestens im Halbfinale wieder Schluss ist ...

Per Mertesacker: ... und zwar gegen Spanien oder Italien, schon klar. Ich teile dieses Gefühl nicht. Es entsteht wohl daraus, dass wir Deutschen auf dem Papier super Spieler haben und inzwischen auf jeder Position doppelt besetzt sind. Aber wir sind weit davon entfernt, zu sagen: Alle sind in ihrem Rhythmus, in Topform. Stand jetzt sind wir nicht in der Lage, die WM so zu bestreiten, wie wir das wollen: nämlich erfolgreich.

DIE ZEIT: Das klingt auch nicht sehr optimistisch.

Per Mertesacker: Die Engländer sind genauso skeptisch und wühlen immer noch in ihrer Vergangenheit: »Wir können kein Elfmeterschießen«, »Gegen Deutschland verlieren wir immer«, solche Sachen.

DIE ZEIT: Sie spielen beim FC Arsenal in einem multinationalen Kader: Da sind englische, französische, spanische, deutsche Nationalspieler. Reden Sie untereinander oft über die WM, die aus Teamkollegen Konkurrenten macht?

Per Mertesacker: Ja, spaßig. Den Engländern sagen wir: Ihr fliegt schon in der Vorrunde raus, gegen Italien und Uruguay. Keiner, egal, für welches Land er spielt, hat genug Selbstvertrauen, zu sagen: Wir hauen euch in Brasilien alle weg.

DIE ZEIT: Woran liegt das?

Per Mertesacker: Wir spielen in den Vereinen inzwischen alle einen sehr schnellen, laufintensiven Fußball – und niemand von uns weiß so genau, wie viel davon wir unter tropischen Bedingungen umsetzen können. Ich war noch nie in Brasilien. Aber die Florida-Reise mit der Nationalelf im vorigen Sommer (*Deutschland spielte gegen Ecuador und gewann 4:2, Anm. d. Red.*) hat uns eine Ahnung vermittelt: dieses Gefühl, nicht genug Luft in die Lungen zu bekommen. Diese Ermattung schon nach fünf Minuten. Noch mehr als sonst werden Teamgeist und totale Fitness bei dieser WM entscheiden.

DIE ZEIT: Wie soll das gut gehen mit Spielern wie Klose und Khedira, die lange verletzt waren?

Per Mertesacker: Viele von uns stehen doch in der Blüte ihrer Karriere. Da

ist die Motivation, nach so vielen zweiten und dritten Plätzen eben doch noch diesen Titel zu holen, viel größer als alle Versagensängste.

DIE ZEIT: Allerdings ist beim FC Bayern jetzt auch noch die große Systemdebatte um Pep Guardiolas Ballbesitz-Fußball entbrannt. War vor einem großen Turnier jemals mehr Verunsicherung?

Per Mertesacker: Mich stört an der Debatte vor allem die fehlende Konsistenz in der Berichterstattung und Meinung. Im März holt der FC Bayern die schnellste Meisterschaft der Bundesligageschichte, und man feiert Guardiola und die Mannschaft. Vier Wochen später stellt man das gesamte System infrage.

DIE ZEIT: Mit Ihnen bei Arsenal spielen zwei weitere Sorgenkinder der Deutschen: Mesut Özil und Lukas Podolski. Trägt die Hoffnung, dass Sie sich als Ältester um die beiden kümmern wie ein Herbergsvater?

Per Mertesacker: *(lacht)* Herbergsvater? Wenn, dann nur abseits des Platzes. Als Poldi 2012 nach London kam, war ich ja schon ein Jahr hier und habe ihm gesagt: »Lukas, England ist super, aber zieh bloß nicht in ein freistehendes Einfamilienhaus – im Sommer ist alles schön, aber im Winter kommt der Wasserrohrbruch. Guck auch, dass die Fenster Doppelverglasung haben.« Am Ende hat er dann fast neben mir gewohnt.

DIE ZEIT: Und wenn Sie eine Wurst zu viel auf dem Grill haben, holen Sie die beiden rüber?

Per Mertesacker: Wir sehen uns sowieso jeden Tag – und wenn man sich jeden Tag sieht ... Poldi habe ich in den ersten zwei Wochen zum Training mitgenommen. Aber der Poldi lernt schnell. Ab und zu bekomme ich von ihm oder Mesut noch eine SMS mit Detailfragen, so etwas wie: »Meine Familie steht in Heathrow am Flughafen. Wie kommt die jetzt zu mir?« Dann schreibe ich: »Mit dem Heathrow-Express bis Paddington Station. Von da mit der U-Bahn über King's Cross nach Hampstead.«

DIE ZEIT: Sie fahren U-Bahn?

Per Mertesacker: Hin und wieder. London ist so groß, so bunt, dass mich niemand erkennt.

Der Stadtteil Hampstead im Norden der englischen Hauptstadt ist eine Art London-Prenzlauer Berg: viele Cafés und Boutiquen, viele Kinderwagen, viele Familien mit Geld – aber wenige abgeschottete Villen, eher ein Leben zur Straße hin. Durch Mundpropaganda ist das Viertel zur Kolonie deutscher Fußballprofis in London geworden: Erst zog der Torwart Jens Lehmann hierher, dann Mertesacker, schließlich folgten Podolski und Özil.

DIE ZEIT: Beraten Sie Özil und Podolski nur in Sachen Laufwege durchs Nahverkehrsnetz? Oder auch, was Laufwege auf dem Fußballplatz betrifft?

Per Mertesacker: Ich gehe nicht hin und sage: »Du musst den Pass zwei Meter weiter links rausspielen.« Damit kennen die sich so gut aus wie ich. Was ich mir gegenüber jüngeren Spielern eher erlaube, sind Ratschläge, die sich aus zehn Jahren Profialltag ergeben.

DIE ZEIT: Zum Beispiel?

Per Mertesacker: Zum Beispiel rate ich jedem Langzeitverletzten, seine Reha – wenn möglich – fernab seines Fußball-Alltags zu machen. Ich gehe immer nach Donaustauf. Da fragen keine Reporter, ob ich Fortschritte mache. Da muss ich meinen Teamkollegen nicht beim Training zusehen. Da treffe ich Spitzensportler, Breitensportler und die Omi, die Hüftprobleme hat. Das hält mich zu einem gewissen Grad bodenständig. Ich empfinde das als Reinigungsprozess.

DIE ZEIT: Von einem Sky-Abo raten Sie auch ab?

Per Mertesacker: Bei der Nationalmannschaft gibt es jedenfalls eine Bücherkette. Die beginnt bei Oliver Bierhoff, geht dann zu mir (*lacht*) ... und reißt da ab. Heute haben im Mannschaftsbus ja alle Kopfhörer auf und stimmen sich mit ihrer Lieblingsmusik aufs Spiel ein. Man kann sich kaum noch unterhalten.

DIE ZEIT: In der Nationalelf wie auch beim FC Arsenal gelten Sie als

verlängerter Arm Ihrer Trainer. Können Sie erklären, was genau das ist: ein verlängerter Arm?

Per Mertesacker: Nö. Oder vielleicht doch: In Gesprächen mit dem Trainer merkt ein Spieler ja, wie viel Vertrauen da ist, wie oft er hört: »Du bist wichtig für mich. Du gibst die Kommandos. Dies und das will ich von dir sehen.«

DIE ZEIT: Läuft diese Kommunikation nur in eine Richtung?

Per Mertesacker: Der Input von uns Spielern ist bei der Nationalmannschaft größer. Joachim Löw fragt schon: »Wie macht ihr das im Verein? Was können wir verbessern?« Dabei geht es aber ausschließlich um Input, nicht um eine Diskussion. Am Ende sagt der Trainer, was er für richtig hält. Dann müssen alle mitziehen.

DIE ZEIT: Hat Löw Sie je gefragt, ob Sie gerade Spieler A oder Spieler B vorne sehen?

Per Mertesacker: *(lacht)* ...

DIE ZEIT: Ist die Frage so komisch?

Per Mertesacker: Sorry. Aber so eine Frage hat mir ein Trainer noch nie gestellt. Noch nicht mal: »Passt A oder B besser zu dir als Innenverteidiger?«

DIE ZEIT: Sowohl Joachim Löw bei der Nationalelf als auch Arsène Wenger beim FC Arsenal gelten als sogenannte Konzepttrainer. Gehört zum Konzept auch, keine Debatten zu führen?

Per Mertesacker: Eine gewisse Entschlossenheit und Überzeugtheit von sich haben beide. Sie sind sehr prägende Trainer, ruhig, gelassen – und jeder mit einer Philosophie, die er umgesetzt sehen will.

Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet Per Mertesacker im Fußballzeitalter der »Konzepte« und »Philosophien« erfolgreich ist: Der Abiturient ist kein Eisenfuß alter Schule, sondern gilt als vorausschauender Verteidiger, dessen Stellungsspiel so gut ist, dass er Zweikämpfe oft umgeht und weitestgehend ohne Fouls auskommt. Für den 1,98 Meter großen Defensivspieler brach

Arsenal-Trainer Wenger seine Faustregel, niemals einen Profi zu kaufen, der größer ist als er selbst (1,92 Meter). In London bescheinigte ihm eine Boulevardzeitung anfangs zwar »die Grazilität eines kaputten Liegestuhls«, doch mittlerweile hütet Mertesacker beim FC Arsenal nicht nur die Mannschaftskasse, sondern ist unter Wenger auch stellvertretender Mannschaftskapitän – und die Fans singen zur Melodie von »Guantanamo«: »We've got a big fucking German.«

DIE ZEIT: Trügt der Eindruck, dass der Fernsehzuschauer bei einer Fußballübertragung vor 30 Jahren allenfalls drei Minuten lang den stoischen Ernst Happel zu sehen bekam, heute aber in jeder zweiten Szene wild gestikulierende Löws, Klopps und Guardiolas eingeblendet werden?

Per Mertesacker: Den Eindruck habe ich auch. Trainer sind Stars geworden. Mächtiger auch, glaube ich.

DIE ZEIT: Wodurch?

Per Mertesacker: Der Fußball wird heute wissenschaftlicher betrieben, professioneller. Es gibt tausend Parameter, die gemessen werden: die Laufleistung der Mannschaft. Die Kontaktzeiten zwischen Ballannahme und -abgabe. Die Zahl der Sprints, da wird jeder Spurt gewertet, der 20 Kilometer pro Stunde erreicht. Der Bundestrainer kann genau sagen: Beim 4:1 gegen Argentinien hatten wir als Mannschaft 180 Sprints – warum haben wir die jetzt nicht? Bei der WM 2006 lagen zwei Sekunden zwischen Ballannahme und -abgabe, jetzt sind wir bei gut einer Sekunde, aber die Spanier sind noch schneller – da müssen wir auch hin!

DIE ZEIT: Lässt sich Fußball komplett in Zahlen fassen?

Per Mertesacker: Natürlich nicht. Wenn ich als Innenverteidiger zwölf statt acht Kilometer laufe, kann das auch heißen, dass ich falsch gestanden habe. Aber im Großen und Ganzen ist es so: Der Fußball ist schneller, komplexer und moderner geworden – und das liegt mehr denn je an den Trainern und deren Konzepten.

DIE ZEIT: Den berühmten Matchplan, von dem Trainer jetzt immer reden,

gibt es den eigentlich auch auf Papier?

Per Mertesacker: Nö. Es geht immer darum: Bei eigenem Ballbesitz so schnell spielen, dass der Gegner nicht an den Ball kommt. Und das Spiel dorthin verlagern, wo man in Überzahl ist. Bei Ballbesitz des Gegners geht es um das Anlaufen, das Pressing: Auf welcher Höhe des Spielfeldes greifen wir an? Über welche Seite lassen wir den Gegner kommen? Wen pressen wir, bevor er angespielt wird? Und wen lassen wir anspielen und pressen erst dann?

DIE ZEIT: Kann ein Spieler da noch spontan agieren?

Per Mertesacker: Ein Spieler, der nur auf eigene Rechnung spielt, hat heute keine Chance mehr. Aber ich glaube schon, dass es noch Freiheit gibt im Fußball. Im vorderen Drittel des Feldes sind Individualismus und Risikobereitschaft nach wie vor gefragt, vielleicht mehr denn je. Hinten ist es anders: Ein Ballverlust ist tödlich. Theoretisch kann auch ich als Verteidiger entscheiden: Ich trete jetzt den langen Marsch nach vorne an, ich teile das Meer – aber wenn ich dann den Ball verliere, kann es sein, dass der Trainer mich auswechselt und das für lange Zeit mein letztes Spiel war.

DIE ZEIT: Das heißt, heute wird schneller ein Berufsverbot verhängt als früher?

Per Mertesacker: Die Ersetzbarkeit des Einzelnen ist auf Topniveau größer geworden. Eine absolute Abhängigkeit von großartigen Individualisten gibt es nur noch bei Ausnahmespielern. Davon gibt es aus meiner Sicht aber nur zwei oder drei auf der Welt.

DIE ZEIT: Wann haben Sie es zuletzt erlebt, dass eine Mannschaft das Konzept ihres Trainers während des Spieles umgeschmissen hat?

Per Mertesacker: Noch nie.

DIE ZEIT: Kein Superstar schimpft nach 60 Minuten: Falsche Taktik, mir reicht's?

Per Mertesacker: Nicht unter Trainern, die ich kenne.

DIE ZEIT: Haben Sie je einem Trainer gesagt, seine Aufstellung oder gar Philosophie sei falsch?

Per Mertesacker: Nein.

DIE ZEIT: Auch nicht, wenn Spiele derart schief laufen wie das 1:2 im EM-Halbfinale 2012 gegen Italien? Löw hatte die Mannschaft vorher auf drei entscheidenden Positionen verändert, das Spiel gilt als »vercoacht«.

Per Mertesacker: Und ich glaube, dass wir an dem Tag einfach nicht gut genug waren. Wir sind nicht wegen eines falschen Matchplans gescheitert. Italien hat uns in puncto Teamgeist und Entschlossenheit geschlagen.

DIE ZEIT: Dürfen Spieler in Zeiten des Konzeptfußballs nicht mal mehr sagen, dass auch Trainer Fehler machen?

Per Mertesacker: *(lacht)* Löw hält seit zehn Jahren an mir fest, da kann ich keinen Fehler finden.

DIE ZEIT: Ihm wird vorgeworfen: Anders als manche Trainer korrigiert Löw während eines Spieles selten seine Taktik – sondern fügt sich lieber systemtreu in die Niederlage.

Per Mertesacker: Finde ich nicht. Wenn Löw Götze für Reus einwechselt oder Reus für Götze, ändert sich das Spiel komplett. Dieser Vorwurf, die Nationalmannschaft spiele immer nach Plan A, ist Quatsch. Wir haben so viele verschiedene Spieler, die reichen für Plan A, B, C, D, E, F, G, H, I und J.

DIE ZEIT: Wie erklären Sie sich dann, dass die Nationalelf in Deutschland nicht mehr als die taktische Avantgarde gilt, die sie einmal war?

Per Mertesacker: Damit, dass die Revolution, die sie ausgelöst hat, längst in die Liga hineinwirkt. Da gibt es jetzt viele Trainer mit ähnlichen Ideen und gleicher Akribie.

DIE ZEIT: Bei der WM-Vorbereitung treffen 23 Nationalspieler aufeinander, die vor allem von den Konzepttrainern Guardiola, Klopp und Wenger geprägt wurden. Passt das zusammen?

Per Mertesacker: Ja. Spieler, die auf gleich hohem Niveau sind, finden schneller zusammen. Außerdem ist da gar nicht so viel zu kombinieren: Die meisten von uns reisen ja aus München, Dortmund und London an und kennen sich schon lange.

DIE ZEIT: Sie werden diesen Herbst 30 Jahre alt ...

Per Mertesacker: ... schlimm, ja. Ich habe gelesen, dass Fußballprofis im Schnitt sieben Jahre durchhalten. Ich habe jetzt zehn geschafft, das macht mich stolz. Aber die Zeit kam mir viel kürzer vor.

DIE ZEIT: Wird die WM in Brasilien Ihre letzte sein?

Per Mertesacker: Gefühlt? Ja. Ich habe dem Bundestrainer auch gesagt: Sobald er denkt, dass auf meiner Position mal neue Leute dran sind, bin ich der Letzte, der Probleme machen würde. Ich bin jetzt seit zehn Jahren Nationalspieler – und es ist nichts dabei herumgekommen. Immer nur Vize.

Noch einmal lacht Mertesacker, um die Ironie seiner Aussage zu unterstreichen. Auf dem Tisch brummt sein Handy, nicht zum ersten Mal im Laufe des Gesprächs. Seine Frau ist dran. Die Flasche Wasser ist leer, Mertesacker steht auf, entfaltet sich vielmehr – 1,98 Meter moderner Konzeptfußballer, der noch nicht so recht weiß, welche Urkräfte ihn bei der WM in Brasilien erwarten.

Per Mertesacker

1984 geboren, wuchs er in Pattensen bei Hannover auf, machte dort sein Abitur und leistete – parallel zum Fußball – Zivildienst.

2003 wurde der Verteidiger Profi bei Hannover 96, 2006 wechselte er zu Werder Bremen, 2011 zum FC Arsenal.

2004 bestritt er sein erstes von bislang 96 Länderspielen. Zwei Jahre später, mit 22, gründete er die Mertesacker-Stiftung zur Förderung benachteiligter Jugendlicher.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Wer bin ich?

Mats Hummels hat sich zu einem der zuverlässigsten Spieler im DFB-Team entwickelt. Sein größter Gegner bleibt jedoch er selbst

VON CATHRIN GILBERT

DIE ZEIT, 26.06.2014 Nr. 27

Wie schön wäre es, wenn er den Kopf in manchen Momenten ausschalten könnte. Einfach zum Ziel kommen, ohne um die Ecke zu denken. Und wenn er tatsächlich mal falsch abgebogen ist, den Umweg einfach abhaken, ohne dieses ewige Grübeln. Das hat sich Mats Hummels, 25, in den letzten Jahren oft gewünscht. Zum Beispiel als er mit seinem Verein Borussia Dortmund im Champions-League-Halbfinale 2013 gegen Real Madrid spielte und ein Gegentor verursachte. An diese Situation erinnert er sich immer noch genau. Da stand er 20 Sekunden wie paralysiert auf dem Platz: Mann, schimpfte er mit sich selbst, was bin ich nur für ein Idiot, aus 30 Metern mit der Sohle einen Rückpass spielen zu wollen.

Mats Hummels hat sein Vereinstrikot gegen das der deutschen Nationalmannschaft getauscht. Er reiste mit dem Anspruch zur Weltmeisterschaft nach Brasilien, sich »gegen die Konkurrenz in der Abwehr durchzusetzen«. Was ihm gelungen ist.

Es gab bei dieser Weltmeisterschaft in Brasilien bereits Schrecksekunden, Kapitän Philipp Lahm zum Beispiel unterliefen ungewohnte Fehler, es gab jedoch noch keine Situation, in der man Mats Hummels grübeln sah – zumindest nicht auf dem Spielfeld.

Aufstieg und Fall sind im Fußball verbrüdet

Ähnlich routiniert trat Hummels bei der Europameisterschaft 2012 auf. Wurde er vor dem Turnier noch wegen seiner Unerfahrenheit kritisiert, zählte er

schnell zu den Mannschaftsbesten – bis zum Halbfinale gegen Italien, da begann er zu grübeln, verlor den entscheidenden Zweikampf, das deutsche Team schied aus. Die mediale Kritik konzentrierte sich schnell auf Bundestrainer Joachim Löw und dessen misslungenes Konzept gegen die Italiener. Löw übernahm die Verantwortung für die Aufstellung, wies jedoch auch öffentlich darauf hin, dass Mats Hummels die Flanke vor dem 0:1 hätte verhindern müssen.

Es gibt kaum ein Milieu, in dem Aufstieg und Fall so verbrüdet sind wie im Profifußball. Eine deutsche Nationalmannschaft ohne Kapitän Michael Ballack? Das war nicht auszudenken! Bis Philipp Lahm 2010 um die Ecke bog. Bastian Schweinsteiger hätte womöglich auch nicht gedacht, dass er bei dieser WM zum Einwechselspieler degradiert werden könnte.

Ein guter Fußballer muss mit spielerischem Talent ausgestattet sein. Ist der Sprung in den Kreis der Besten geschafft, dann reicht diese Klasse allein jedoch nicht mehr aus. Dann sind zunehmend charakterliche Fähigkeiten gefragt. Dann kommt es auch auf die Anpassungsfähigkeit eines Spielers an. Er muss seine individuellen Stärken mit den Erwartungen der Mannschaft in Einklang bringen.

Mats Hummels' Vater Hermann sitzt in einem Frühstückscafé in München-Nymphenburg. Er kommt gerne 15 Minuten zu früh zu einem Termin, auch diesmal. Die Zeit bis zum Beginn des Gesprächs verbringt er mit der Lektüre der Fußball-Fachzeitschrift *kicker*. Hermann Hummels war lange Jugendtrainer beim FC Bayern München, hat unter anderem die Nationalspieler Toni Kroos und Thomas Müller begleitet und auch den eigenen Sohn trainiert, als der 14 Jahre alt war. Der Vater ist stolz auf seinen Sohn, das spürt man mit jedem Satz, den er sagt. Mats sei schon von Kindesbeinen an dem Motto gefolgt: »Nur wer den eigenen Weg geht, den kann keiner überholen.« Mit dieser Einstellung könne man schnell sehr weit kommen, das Problem sei nur, dass sich Fußballer lieber in der Gruppe bewegten. Einzelgänger überlebten in diesem Geschäft selten.

»Der Mats hat viele Eigenschaften, die ihn zu einem ganz besonderen Spieler

machen«, sagt sein Vater. »Aber er ist schon als Kind manchmal angeeckt.« Mats Hummels sagt, sein Vater sei damals besonders streng mit ihm gewesen. Wenn der Sohn wegen Meckerns die Gelbe Karte erhielt, »dann wechselte mein Papa mich sofort aus«. Er sollte lernen, sich einem System zu fügen, sich unterzuordnen. Eine Entscheidung auch ohne nachvollziehbaren Grund einfach zu akzeptieren fällt Mats Hummels jedoch bis heute schwer.

2010 berief Joachim Löw ihn in die Nationalmannschaft – Mats Hummels blieb sich treu: Er brach immer wieder aus der vom Trainer vorgegebenen Rolle des defensiven Verteidigers aus, suchte die Offensive oder zumindest den langen Ball nach vorn. »Alles, was ich auf dem Platz mache, habe ich mir angewöhnt, seit ich sechs Jahre alt bin«, sagt er. »Dieses offensive Verteidigen ist einfach drin bei mir.« Es sei ihm schwergefallen, sich diese Interpretation seiner Rolle abzugewöhnen, sich zurückzunehmen. Bei seinem Verein Borussia Dortmund laufe sein Spiel fast automatisch ab, intuitiv. »Bei der Nationalmannschaft muss ich ein bisschen mehr drüber nachdenken, was ich jetzt machen soll. Nämlich nicht das, was ich unbedingt machen würde in der Situation, sondern was vielleicht auch dann gefordert ist. Und wenn du zögerst, kommt auch mal eine falsche Entscheidung.«

Seine Betreuer in der Nationalmannschaft sagen, Mats Hummels sei ein außergewöhnlich kluger Mensch. Dass er sich von den anderen unterscheidet, merkt man an Kleinigkeiten, zum Beispiel daran, dass er trotz seiner bayerischen Herkunft akzentfrei spricht. Hummels ist auch ein stolzer Mensch. Die mediale Kritik an seinem Auftritt während der EM kann er immer noch nicht nachvollziehen: »Jeder mit einigermaßen Fußballverstand hat doch gesehen, dass wir nicht wegen eines Zweikampfes ausgeschieden sind. Auch vor dem zweiten Gegentor wurden Fehler gemacht, über die ich nicht so oft etwas gehört habe.«

Nach jenem Turnier habe die schwierigste Phase seiner Karriere begonnen, erinnert er sich. Er fühlte sich ausgelaugt, als die Saison losging, hatte keinen Spaß am Spiel, sondern verfiel in eine »Null-Bock-Haltung«. Er habe versucht, sich noch mehr über »das Fußballerische« zu definieren, »ich wollte

mehr Tore schießen und vorbereiten, dadurch habe ich einfach mehr Fehler gemacht«.

Wenn etwas schiefging, begann er wieder nachzudenken und zu zweifeln, damals drohte Hummels' Karriere zu kippen. Auch im Verein verlor er an Konstanz, bei den WM-Qualifikationsspielen gegen Österreich und die Färöer saß er nur auf der Ersatzbank. Er fragte sich: Wer bin ich? Viel Zeit blieb ihm für die Suche nach dem Sinn nicht. Manchmal, sagt er, würde er gerne mit seinen Freunden tauschen. Die meisten studierten und hätten die Zeit, Dinge auszuprobieren. Das könne er als Fußballer nicht.

Doch er erkannte, dass Klugheit manchmal auch gebietet, die Bedingungen so anzunehmen, wie sie sind. Vielleicht war es genau dieser Anflug von Demut, auf den Joachim Löw gewartet hatte. Der Bundestrainer sieht es gerne, wenn seine Spieler sich zurücknehmen und dem System fügen. Ausgerechnet in dieser schwierigen Phase verbesserte sich das Verhältnis der beiden. Beim nächsten Lehrgang, sagt Hummels, hätten sie endlich ein offenes Gespräch geführt. Vielleicht, das sieht er heute ein, war er insgesamt am Anfang seiner Zeit als Nationalspieler zu forsch: »Ich bin nicht der Typ, der sich direkt ganz unten einordnet, wo ich aber anfangs noch stand. Ich habe mich vielleicht schon höher in der Rangordnung gesehen, als es wohl der Fall war. Kann schon sein, dass das zu Beginn etwas aufmüpfig daherkam.«

Diese Haltung hat es Hummels schwer gemacht in einem Team, in dem die Hierarchien nicht so flach sind, wie es scheint. Er weiß, dass er mit seiner direkten Art aneckt: »Wenn jemand irgendwo eine kleine Schwäche offenbart, mache ich gern einen Spruch. Wer mich kennt, weiß, dass ich das nicht böse meine. Aber am Anfang gibt es da schon manchmal ein paar ungläubige Blicke, und ich muss mal sagen: Hey, war nicht so gemeint.«

Hummels ist kein Typ für den Mittelweg. Er sagt, was er denkt, das hat er sich vorgenommen, schon bevor er Profi wurde. »Ich habe mich früher nie für Interviews mit Spielern interessiert, weil einfach niemand auch nur ansatzweise seine Meinung sagt.« Deshalb habe er sich entschieden, nur dann Interviews zu geben, wenn er auch was zu sagen habe. In einem dieser

Gespräche äußerte er die Vermutung, beim Deutschen Fußball-Bund sehe man Kritik nicht gerne. Eine Aussage, die er bis heute nicht bereut. Während der EM habe er ein paar Journalisten kritisieren wollen, sei jedoch vom Verband zurückgehalten worden. Hummels versteht das nicht. Ihm könne jeder alles sagen, was ihm nicht passt.

Hummels ist im deutschen Fußball, was Max Herre im deutschen Hip-Hop ist: Man spürt bei ihm immer die Anstrengung, sich absetzen zu wollen von seinem Milieu. Zu zeigen, dass er klüger ist. Manchmal wirkt das erfrischend. Manchmal aber auch leicht blasiert. Hummels sagt, dass ihm das egal sei: »Es ist nicht mein Ziel, acht Millionen Facebook-Freunde zu haben.«

Die lange Vorbereitungszeit für diese Weltmeisterschaft hat Mats Hummels gutgetan. Spielen, ohne nachzudenken – er hat es geschafft, jene Automatismen zu entwickeln, die er selbst bei sich vermisste. Und er fügte sich in die Mannschaft ein. Der Verlauf des WM-Turniers in Brasilien wird zeigen, wie belastbar dieses neue Vertrauen ist. Für das deutsche Team ist es jedenfalls gut, dass Hummels endlich angekommen ist. Das Spiel ist bei dieser Weltmeisterschaft trotz der klimatischen Bedingungen noch schneller und komplizierter geworden. Und komplexe Systeme erfordern kluge Köpfe wie den von Hummels.

Nach dem umkämpften Remis gegen Ghana war der Verteidiger als Erster in der Mixed Zone bei den Journalisten. Er beantwortete jede einzelne Frage – ruhig, sachlich, zugewandt. Man konnte richtig beobachten, wie viel Spaß ihm das macht, er wird gerne gefragt. »Beide Gegentore fielen, nachdem wir noch sechs Sekunden vorher den Ball hatten«, sagte Mats Hummels. Während Kapitän Philipp Lahm versuchte, das Unentschieden mit taktischen Mängeln der Mannschaft zu begründen, sagte Hummels: »Das waren individuelle Fehler.« Fehler, die andere gemacht hatten – sein Kapitän zum Beispiel.

Mitarbeit: Anna Kemper

Bodyguard der hohen Herren

Kraftbolzen und Faun, Rüpel und reine Seele: Warum Deutschland Typen wie Kevin Großkreutz braucht

VON PETER KÜMMEL

DIE ZEIT, 05.06.2014 Nr. 24

Der unerschütterliche Rolling-Stones-Gitarrist Keith Richards hat mal gesagt: *»I'm a Sagittarius, half man, half horse, with a license to shit in the street.«*

Und wir werden uns hüten, das Zitat vollständig zu übersetzen. Nur so viel: Richards, im Sternzeichen des Schützen geboren, behauptet von sich, dass er halb Mensch und halb Pferd sei und die Lizenz besitze, sich seinen Bedürfnissen hinzugeben, wie es die Pferde tun, nämlich öffentlich.

Eigentlich will Richards aber sagen: Ich bin Rock 'n' Roller, gewisse Grenzen gelten für mich nicht.

Damit sind wir bei Kevin Großkreutz, dem Spieler aus Dortmund, der nun doch am Samstag mit Joachim Löws Mannschaft nach Brasilien fliegen darf, obwohl er kürzlich nach dem verlorenen DFB-Pokalfinale öffentlich, im Foyer eines Berliner Hotels, gegen eine Säule gepinkelt hatte. Der WM-Slogan des DFB-Sponsors Mercedes-Benz, »Bereit wie nie«, wickelte sich sofort wie eine tückische Bildlegende um den Hals des armen Großkreutz. Man sah den Mann und las: »Breit wie nie«.

Dennoch hat Großkreutz bei Löw Gnade gefunden, während ein anderer, höher begabter Spieler, Max Kruse aus Mönchengladbach, wohl deshalb zu Hause bleiben muss, weil er angeblich im Anschluss an ein Länderspiel unbotmäßigen Damenbesuch im Hotel empfangen hat.

Warum also Großkreutz?

Weil er wie kein anderer deutscher Spieler das Wesen des Fußballs

verkörpert. Er ist in dieser Mannschaft, der er erst seit Kurzem angehört, schon das Faktotum (ein Wort, substantiviert aus dem lateinischen *fac totum* = mach alles). Er ist eine Mischung aus vielen Komponenten, die eigentlich nicht zusammenpassen: Ultra-Fußballfan und Fußballstar, Hangover-Komiker und authentischer Mensch, Kraftbolzen und Faun, Rüpel und reine Seele. Sein Vereinstrainer Jürgen Klopp nennt ihn »die Standleitung zu unseren Fans«.

Großkreutz hat in seinem Leben schon auf jeder Feldposition gespielt, selbst als Torwart half er aus, er wirkt, obwohl er erst 25 ist, gerade so, als sei er immer schon da. Und in gewisser Weise ist er das auch: In Dortmund stand er als kleines Kind auf jener Tribüne, der er nun vorspielt. Er ist der ergebenste Kämpfer, aber auch der leidenschaftlichste Fan seines Vereins. Er erinnert an einen Karokesänger oder Luftgitarrenspieler, der gar nicht merkt, dass er plötzlich auf der großen Bühne steht und ein eigenes Lied singt und eine echte Gitarre in Händen hält: Er ist der Inbegriff des Autodidakten, der aus Eifer und Leidenschaft die Profis hinter sich lässt. Er ist der Mann der Menge, der sich im Rampenlicht wiederfindet.

Wie kam er dorthin?

Im hierarchischen Gefüge der deutschen Nationalmannschaft haben sich jüngst drastische Verschiebungen ergeben. Die Anführer sind angeschlagen (Schweinsteiger, Neuer, Lahm, Khedira) oder außer Form (Özil). So ist Thomas Müller aus der Rolle des lustigen Gesellen, des DFB-Karl-Valentin, zum Anführer geworden – ein Mann, der an allen Fronten kämpfen muss, als Stimmungsaufheller und als Sturmführer, als eigentliche Zugmaschine der Mannschaft. Und Kevin Großkreutz, der »alles« spielen kann, rutscht in die Mannschaft als einer, der die Löcher stopft und dort aushilft, wo der Luxuskader Risse und Frakturen zeigt.

Ein vermeintlich grobschlächtiger Spieler wie Großkreutz schreit eigentlich nach einem Edelmann, in dessen Schatten er sich bewähren kann, als der Bodyguard und Gegensatz des hohen Herrn – so wie es bei Beckenbauer und Schwarzenbeck oder bei Maradona und Basualdo war. Bei Großkreutz fehlt allerdings ein eindeutig zuordenbarer Gegensatzpartner, dessen plagenden

Überschuss an Eleganz, Schönheit, Unfehlbarkeit er ausgleichen könnte. Man könnte aber auch sagen: Die ganze Mannschaft ist dieser Gegensatz; Großkreutz muss die Dezenz und Wohlerzogenheit der anderen aufwiegen, als Faktotum und mitspielender *handyman*.

Brasilien wird ein unberechenbares Abenteuer, da braucht man einen Mann wie Großkreutz. Gewiss würde er sich ins Tor stellen, wenn der Torwart die Rote Karte kriegt und kein Spieler mehr ausgewechselt werden kann. Er ist überall, er ist der Puck im System. Muss die deutsche Mannschaft auf ihrem Weg zum brasilianischen Luxuslager nicht auch durch Indianergebiet fahren? Man könnte sich vorstellen, dass Großkreutz das Steuer übernehmen würde, sollte der Busfahrer von einem vergifteten Pfeil lahmgelegt werden.

Vor Kurzem war Großkreutz schon einmal in den Schlagzeilen, weil er einen Döner nach einem missliebigen Fan geworfen hatte. Kurze Zeit später pinkelte er in die Hotelhalle. Den Vorbild-Status, um den ein Nationalspieler kämpfen soll, hat er vorerst verloren.

Um es in der Sprache der Soziologen zu sagen: Die »Statusgruppe« der Nationalmannschaft hätte den Spieler Großkreutz mit einer »sozialen Schließung« bestrafen müssen.

Beim Soziologen Sighard Neckel heißt es dazu: »Ihren Zweck finden sie (die Schließungen, *Anm. d. Red.*) darin, (ökonomische) Monopolstellungen zu sichern oder (symbolisch) das Prestige zu bewahren, das der Teilhabe an geschlossenen Kreisen anhaftet.« Ein wesentliches Mittel solcher Schließungen ist die Scham.

Neckel dazu: »Beschämungen sind soziale Schließungen, insofern sie einem Akteur signalisieren, dass in der Meinung der betreffenden Statusgruppe der Aspirant oder der Zugehörige aus Gründen, die ihm selbst zugerechnet werden, den Statusansprüchen nicht genügt, die von der Gruppe zum Beitritt oder zum Verbleib erhoben werden.«

Nun hat sich Großkreutz in jüngster Zeit so ausgiebig öffentlich geschämt, dass ihm Löw die Qual der Ausschließung erspart hat.

Dieser Spieler ist vielleicht kein großes Vorbild für die Zuschauer mehr; er ist eher ein mitspielender Fan der Mannschaft. Die Verkörperung des Fangesangs: *You'll never walk alone*. Es könnte sein, dass Großkreutz das Lied singt, während er Fußball spielt. Man wird genau hinsehen müssen.

Der Anti-Titan

Brasilien ist längst demontiert, aber Manuel Neuer verrichtet seinen Job, als ginge es noch immer um alles. Der Welttorhüter revolutioniert das Spiel des letzten Mannes

VON CATHRIN GILBERT

DIE ZEIT, 10.07.2014 Nr. 29

Die Stunde nach dem Triumph im Halbfinale der Weltmeisterschaft gegen den Gastgeber Brasilien gehört Manuel Neuer. Eine Stunde völlig aus sich herauszugehen, das ist Genuss pur, die größte Belohnung für ihn! Kein Gedanke zurück, kein Gedanke nach vorn zum nächsten Spiel, einfach abschalten und mit den anderen Spielern den Moment genießen. Das hat sich der deutsche Nationaltorhüter verdient.

Wenn er danach in den Mannschaftsbus steigt, der ihn zum Flughafen bringt, taucht er wieder ein in seine Welt, fangen die Gedanken erneut an zu kreisen. Auf dem Weg zurück ins Camp der deutschen Mannschaft in Porto Seguro »fängt meine innerliche Vorbereitung an«, sagt Manuel Neuer. Dann denkt er darüber nach, wie der Gegner im Finale ticken könnte. Worauf muss ich mich besonders konzentrieren?, fragt er sich. Wie flanken die gegnerischen Spieler? Wie schießen sie Ecken, Freistöße? Kommt es zum Elfmeterschießen – mit welchen Schützen muss ich rechnen? Die Euphorie weicht, und Deutschlands herausragender Spieler dieser Weltmeisterschaft ist wieder mit sich allein.

Manuel Neuer ist 28 Jahre alt. Er ist zum Welttorhüter gewählt worden, auch den Titel Europas Torwart des Jahres hat man ihm verliehen. Neuer spielt beim deutschen Meister FC Bayern München, er hat im vergangenen Jahr die Champions League gewonnen. Der Gewinn des Weltmeistertitels am Sonntag in Rio de Janeiro wäre die Krönung einer außergewöhnlichen Karriere. Wenn

es eine Mannschaft schaffen kann, dann die, bei der dieser Manuel Neuer im Tor steht. Das sagen alle.

Manuel Neuer geht auf dem Platz Wege, die Torhüter vor ihm nicht kannten. Wenn es notwendig wird, deckt der Schlussmann allein jenes Drittel der eigenen Hälfte ab, in dem sonst die gesamte deutsche Abwehr steht. Oder er ist derjenige, der das Spiel schnell macht, mit hohen Abstößen oder mächtigen Abwürfen Konter einleitet. Im Achtelfinale gegen Algerien spurtete Neuer über den Platz und entschied Zweikämpfe für sich wie ein Verteidiger, 30 Meter von seinem Tor entfernt. Sensible Gemüter halten in solchen Momenten Neuerscher Abwehrarbeit verschreckt die Luft an, andere nennen ihn »den besten Libero seit den Zeiten von Franz Beckenbauer«.

Der Torwart deckt das Fehlverhalten in der deutschen Defensive einfach zu

Der DFB-Torwarttrainer Andreas Köpke bezeichnet ihn als den »kompletesten Tormann der Welt«. Während Fußball-Deutschland noch die Frage diskutiert, welcher Abwehrspieler die größten Schwächen hat, kommt Manuel Neuer von hinten und deckt das Fehlverhalten in der deutschen Defensive einfach zu. Das Unternehmen, das mit Neuer Werbung macht, kann sein Glück kaum fassen; es schmückt sich dieser Tage mit einem Foto des Torwarts, unter dem die Zeile steht: »Stärkt die Abwehrkräfte – Manu, der Libero«.

Und was sagt Neuer selbst zu all den großen und kleinen Fußballwundern, die er vollbringt?

Nicht viel. Offenkundig bester Laune, betritt der hühnenhafte Schlacks mit den kurzen blonden Haaren die Bühnen der großen Pressekonferenzen. Von Anspannung keine Spur. Was er von Rio erwarte, wurde er bei so einer Gelegenheit gefragt? Er freue sich darauf, antwortete Neuer, »vom Flugzeug aus die Copacabana zu sehen und das Meer«.

Manchmal hat es den Anschein, als könne Neuer selbst nicht erklären, was ihn im Tor so besonders macht. Einen guten Keeper, heißt es, erkennt man

daran, dass er im Ernstfall lange stehen bleibt, nicht auf die Knie fällt. Neuer bleibt im Getümmel lange oben. Aber das ist nicht alles. Als in den letzten Minuten des Spiels gegen Frankreich Karim Benzema einen Ball auf das deutsche Tor drischt, hebt Neuer zur Abwehr des Geschosses nur kurz die rechte Hand. Wie zu einem Gruß. Das reicht. Kein Tor. Wie auch? Benzemas Gesicht zeigt eine Fassungslosigkeit, als frage er sich, ob er nach so einem Moment je wieder Fußball werden spielen können. Manuel Neuer sagt einfach: »Ja gut, den muss ich halten.«

Wann läuft ein Torwart raus, wann bleibt er besser auf der Linie stehen? »Ein guter Torwart denkt nicht groß, er antizipiert die Situation. Er ist da, wo der Ball ist, und nimmt ihn sich. Es ist ein Automatismus.« Eine große Klappe haben andere. Wer wie Manuel Neuer in Gelsenkirchen geboren wurde, der schwallert nicht, der schwätzt nicht rum. Ein gutbürgerliches Elternhaus, der Vater ist Polizist, unter anderem zuständig für die Bewachung des Schalcker Stadions. Als sein Sohn Manuel fünf Jahre alt ist, nimmt er ihn mit zu einem Bambini-Turnier. Dort wird gerade ein Torwart gesucht. Und weil im Fußball der Neue der Doofe ist, muss der kleine Manuel zwischen die Pfosten. Dabei ist es geblieben.

Mit 18 bekommt er seinen ersten Profivertrag, die Fans auf Schalke sind hin und weg von der neuen Kraft in ihrem Kasten. Sie nennen ihn nur »den Schnapper«.

Unter Fußballern wirkt Neuer mit seiner Fähigkeit, bislang unbekannte Wege zu gehen, wie aus allen Rollen gefallen. Für alle anderen ist er Spiegelbild einer Generation, die im Gegensatz zu ihren Vorfahren nicht mehr nach Vorbildern sucht, sondern nach Unabhängigkeit strebt. »Ich mag keine Vergleiche«, sagt Neuer und spielt mit seinen langen, wertvollen Fingern an einem zarten, silbernen Armband am linken Handgelenk. Natürlich habe er sich früher am langjährigen Schalke-Torwart Frank Rost orientiert, gibt er zu. Von Jens Lehmann schaute er sich ab, dass ein Keeper auch mal weit aus seinem Tor herauslaufen darf. Und bei Oliver Kahn beobachtete er die Fähigkeit zur Motivation. »Aber ich habe von allen nur eine Kleinigkeit

übernommen«, sagt Neuer, er habe seinen eigenen Weg finden wollen. »Mein Verhalten muss doch zu mir passen!«

Torhüter müssen die Welt um sich herum ausblenden können. Niemand hat das häufiger gepredigt als der ehemalige Nationaltorwart Oliver Kahn. Seine Vorträge über den »Tuuneeel«, in dem er sich ständig befunden habe, klingen noch heute allen Fußballbeobachtern in den Ohren. Viel mehr als ein Feldspieler muss sich der Torwart auf sich selbst konzentrieren. Die kleinste Ablenkung kann zu einer Ungenauigkeit führen, und die ist beim letzten Mann häufig spielentscheidend.

Bei Kahn und seinem ehemaligen Nationalmannschaftskollegen und -konkurrenten Jens Lehmann führte diese totale Fokussierung zur Abschottung. Kahn definierte sich irgendwann nur noch über sein Titan-Dasein: der Fels in der Brandung, der Gefühle genauso kühl an sich abprallen ließ wie Gegenspieler. In einem Interview erzählte Kahn, dass er zur Steigerung der Konzentration während eines Spiels immer nur auf den Ball starre. Seine Mitspieler fühlten sich am Ende missachtet – und die Zuschauer ignoriert, weil Kahn selbst während der TV-Interviews stets an der Kamera vorbeischaute, als fixiere er immer noch den Ball. Bei Jens Lehmann führte der zunehmende Erfolg zu Hybris – wehe dem, der es wagte, etwas an seinem Verhalten zu kritisieren! Man konnte regelrecht spüren, wie er den imaginären Feind zerdrücken wollte.

Bis heute erklärt Oliver Kahn, inzwischen als TV-Experte aktiv, die Besonderheit des Torwartspiels mit einem einzigen Wort: Druck. Unter dem steht der Keeper permanent, er kann sich hinter niemandem verstecken. Er hat nur seine Hände, mit denen er sich schützen kann. Aber selbst die helfen wenig, wenn man sich, den Kopf voran, einem heranstürmenden Gegner entgegenwerfen muss. »Jeder Ausflug weg von der Torlinie kann mit Schmerzen verbunden sein«, schreibt Jens Lehmann in seiner Autobiografie. »Der Gegner tritt oder schlägt mich. Ich kann den Ball ins Gesicht oder ein Knie in die Weichteile bekommen. Jeder normal denkende Mensch würde jetzt sagen: Ich bin doch nicht bescheuert, ich bleibe, wo ich bin.«

Ein Torhüter muss diesen natürlichen Schutzreflex überwinden – durch pure Übung, indem er sich im Training mitunter aus kurzer Distanz Bälle zuschießen lässt, die er mit Kopf oder Brust zu halten versucht. Aber auch, indem er sich während des Spiels in »dieses einzigartige Gemisch aus Adrenalin, extremer Anspannung und maximaler Fixierung auf das Spiel hineinsteigert«, sagt Lehmann. Manchmal muss dieser Zwang unerträglich sein. Aber er macht einen großen Teil des Zaubers aus, der den elften Mann umgibt.

Manuel Neuer hat auch seinen ganz eigenen Weg gefunden, mit dem Druck umzugehen. »Ich mag eine Mischung aus Zusammensein und Zurückgezogenheit«, sagt er. Die Momente im Teamhotel, in denen er einfach mal die Tür hinter sich zuzieht und mit sich allein ist, genießt er.

»Ich bin ein erfolgshungriger Spieler«, sagt Manuel Neuer

Noch vor sechs Wochen war nicht abzusehen, dass Neuer in Brasilien zum Fixpunkt der deutschen Mannschaft werden würde. »Heute kann ich Ihnen leider nur meine Linke geben«, sagte er freundlich lächelnd am Buffet nach dem DFB-Pokal-Finale in Berlin. Den rechten Arm konnte er nicht bewegen: Kapsleinriss im Schulterreckgelenk bei einer waghalsigen Rettungsaktion. Hatte er manchmal Zweifel, nicht mehr rechtzeitig fit zu werden für die WM? »Nein. Wenn ich einmal anfangen, darüber nachzudenken, komme ich aus dem Kopfding nicht mehr heraus und traue mich nicht mehr, richtig zu fallen oder reinzugehen.«

Neuer sieht sich nicht nur in seiner Interpretation der Torwartrolle als einer von elf Spielern. Auch abseits des Platzes versteht er sich vor allem als Teil einer Mannschaft. Natürlich hat er ebenfalls etwas von der egoistischen Ernsthaftigkeit, ohne die kein Sportler an die Weltspitze gelangt. »Ich bin ein erfolgshungriger Spieler«, sagt Neuer, und wer ihn wie einen Getriebenen nach jedem Ball rennen sieht, der seine Torauslinie überschritten hat, kann etwas ahnen von dem Ehrgeiz, der während des Spiels in ihm lodert. Doch schon bald nach dem Schlusspfiff ist er wieder zu einer Gelassenheit und

(Selbst-)Ironie fähig wie wenige andere Fußballer. Hießen die Spieler in der deutschen Hintermannschaft also nicht am besten alle Neuer? »Wir werden darauf achten, dass sie alle unterschiedliche Namen haben!«

Nach so einem Spruch hebt er ein bisschen den Kopf, lächelt charmant, schließt die Augen zu einem Schlitz und sagt: »Klar war auch ich nicht zufrieden mit unserer Leistung im Spiel gegen Algerien.« Warum hat er das nicht öffentlich gesagt? »Weil ich wusste, dass die Kritik sowieso wie mit einem Hammer von euch auf uns zukommt.« Er lächelt. »Man sollte nicht ausschließen, dass ihr die Experten seid.«

Neuer hat es bei dieser WM geschafft, seine Stärke zur Stärke der Mannschaft zu machen. Er sei auf dem Platz bewusst sehr sachlich, sagt er. Auch wenn er beim Rumtoben nach einer gelungenen Aktion manchmal herumspringt wie ein junges Reh, so will er seinen Mitspielern helfen, Ruhe zu bewahren. »Sie sollen immer das Gefühl haben, sich auf mich verlassen zu können.«

Von Schalke 04 ...

Manuel Peter Neuer, 1986 in Gelsenkirchen geboren, bestritt mit 20 Jahren sein erstes Bundesligaspiel für Schalke 04. Gelsenkirchen sei der Ort, »aus dem ich nicht wegwill«, beteuerte er stets.

... zum FC Bayern

2011 unterschrieb er einen Fünfjahresvertrag beim FC Bayern München. Bei der WM in Brasilien ist der Torwart der große Rückhalt des Teams, im Frankreich-Spiel parierte er einen Schuss von Karim Benzema.

Tanz um den Ball

Was ist schwieriger: Einen Elfmeter zu halten oder zwei Freiwürfe zu versenken? Fußball-Nationaltorwart Manuel Neuer und Basketballstar Dirk Nowitzki über Fluch und Segen ihres Sports

VON CATHRIN GILBERT UND HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS
DIE ZEIT, 11.07.2013 Nr. 29

In der Suite eines Würzburger Hotels stehen zwei hochgewachsene Männer, die einen kleinen Fußball auf den Fingerspitzen rotieren lassen. Der eine, Nationaltorhüter Manuel Neuer, ist 27 Jahre alt und 1,93 Meter groß, der andere, Basketballstar Dirk Nowitzki, ist 35 Jahre alt und 2,13 Meter groß. Neuer spielt für den FC Bayern München, Nowitzki für die Dallas Mavericks. Die beiden, die zu den größten Sportstars in Deutschland und den USA zählen, kennen sich bislang nur aus dem Fernsehen. Die Vorfreude auf das gemeinsame Gespräch ist groß, Nowitzki ist neugierig auf den Kollegen aus dem Tor. Soweit es geht, hat es sich der Basketballspieler in seinem Sessel bequem gemacht, er hält eine große Flasche Wasser griffbereit, Neuer trinkt lieber grünen Tee.

DIE ZEIT: Sie beide verfügen über ein besonderes Ballgefühl. Wie trainiert man ein Gefühl?

Manuel Neuer: Wir trainieren kein Gefühl, sondern ein Talent. Und das dauert.

Dirk Nowitzki: Ich habe mein Talent geerbt, meine Eltern waren supersportlich. Ich bin schon mit zwei, drei Jahren durch eine Halle geflitzt. Wenn ich heute sehe, wie jemand den Ball anfasst, weiß ich sofort, der hat es oder hat es nicht.

DIE ZEIT: Was ist schwieriger: einen Elfmeter zu halten oder, wenn es drauf

ankommt, zwei Freiwürfe zu versenken?

Dirk Nowitzki: Die Anspannung ist riesig, wenn du zum Ende eines Spiels zwei Freiwürfe bekommst. Jeder hat eine andere Methode, um cool zu bleiben. Früher habe ich in solchen Momenten ein Lied gesungen oder gesummt. Irgendwann wird es Routine.

DIE ZEIT: Der Torwart hat einen unberechenbaren Gegner vor sich, der Basketballer einen Korb – das scheint theoretisch einfacher, oder?

Manuel Neuer: Nein, das ist genau andersrum. Ich hab's viel einfacher. Beim Elfer liegt der Druck beim Schützen, und ich kann nur gewinnen. Um das Tor so klein wie möglich zu machen, versuche ich mich richtig aufzubauen. Ein Basketballkorb dagegen bewegt sich nicht.

Dirk Nowitzki: Eigentlich müsste ich immer treffen, aber dann verwerfe ich doch. Das passiert vor allem dann, wenn ich mir zu sicher bin. Dann komme ich zu früh aus den Knien raus, und der Ball ist einen Tick zu kurz.

Manuel Neuer: Zittern die Hände?

Dirk Nowitzki: Nein, das nicht. Aber der Respekt vor dem Korb, dem nächsten Schuss nimmt schlagartig zu.

DIE ZEIT: Und das Gejohle, die Pfiffe der Fans ...

Manuel Neuer: ... höre ich nicht, ich sehe auch niemanden, die Leute sind ja hinter mir. Ich konzentriere mich ganz auf den Anlauf des Schützen.

Dirk Nowitzki: Das ist eine fast beneidenswerte Situation. In den Superdomes in Amerika stehen tausende tobende Fans hinter dem Korb, auf den ich werfe. Die Scheinwerfer können die Sicht stören, selbst eine allzu dunkle Farbe der Tribünensitze. Manchmal muss ich an die Tennisspieler denken, die so sensibel sind, dass sie schon aus dem Tritt kommen, wenn ein Zuschauer hustet.

Manuel Neuer: Im Gegensatz zum Fußball werden eure Spiele unzählige Male unterbrochen. Wie schaffst du es, dich das ganze Spiel über zu konzentrieren?

Dirk Nowitzki: Ich versuche die Auszeiten zu nutzen, um im Kopf noch einmal unser System zu überdenken. Das Wichtigste ist, mental am Spiel dranzubleiben.

DIE ZEIT: Kommen Zweifel, wenn es nicht so gut läuft?

Dirk Nowitzki: Klar kommt das vor. Vor allem dann, wenn ich einen Freiwurf verpatzt habe. Als Sportler musst du lernen, das Kurzzeitgedächtnis zu überlisten. Ich darf nicht daran denken, was vor zwei Minuten passiert ist. Es gab Spiele, in denen mir in den ersten drei Vierteln des Spiels nichts gelungen ist. Aber dann, wenn es drauf ankam, saßen die entscheidenden Würfe.

Manuel Neuer: Darum beneide ich dich. Du kannst innerhalb von drei Minuten 15-mal den Ball bekommen. Ich dagegen berühre ihn manchmal nur dreimal während des gesamten Spiels. Wenn ich einen Fehler mache, wiegt das enorm schwer. Ich versuche mir dann zu sagen: Manu, bei 0:0 geht's weiter, egal, wie der eigentliche Spielstand ist. Das ist mental wichtig. Eigentlich kann ich mir gar keinen Fehler erlauben, ich bin der letzte Mann, der die Fahne hochhält.

DIE ZEIT: Wenn Sie dann doch patzen, werden Sie öffentlich extrem kritisiert. Wie sehr schmerzt Sie das?

Manuel Neuer: Klar regt mich das auf, aber ich habe gelernt, nicht mehr alle Kommentare wahrzunehmen.

Dirk Nowitzki: Du wirst so schnell zum schlechtesten Spieler runtergeschrieben, diese Übertreibungen sind manchmal so *crazy*, dass sie schon wieder lustig sind. Ernsthaft: Das musst du ausschalten, fahre niemals diese Achterbahnfahrt mit, sonst wirst du verrückt.

DIE ZEIT: Die Spieler des FC Bayern reisen in einem eigenen Flugzeug. Achtet Marc Cuban, der Chef der Dallas Mavericks, auch darauf, dass Sie bequem ans Ziel kommen?

Dirk Nowitzki: Als ich vor 15 Jahren in Dallas anfing, charterte der Verein

irgendwelche Flugzeuge für unsere Reisen. Als Marc den Verein kaufte, stellte er uns eine neue Halle und ein eigenes Flugzeug hin, in dem für große Menschen wie uns genug Platz ist. Während der Saison laufen wir alle drei Tage in einer anderen Stadt auf, noch in der Nacht nach dem Match geht's weiter zum nächsten Ort – Fliegen ist für mich wie für andere Taxifahren. Manchmal weiß ich nicht, in welcher Stadt ich morgens aufwache.

Manuel Neuer: Dann ist es für dich bestimmt ein genauso schönes Gefühl, einfach zu Hause zu sein? Ich liebe meinen Sport, aber manchmal brauche ich eine Pause von den Mitspielern. Wir sind bei einer Weltmeisterschaft bis zu sechs Wochen am Stück zusammen. Sogar die Essenszeiten sind für alle dieselben.

DIE ZEIT: Wie entfliehen Sie dieser Eintönigkeit?

Manuel Neuer: Ich suche mir Herausforderungen, die nichts mit dem Sport zu tun haben. Während der Europameisterschaft habe ich gemeinsam mit dem Physiotherapeuten der Nationalmannschaft begonnen, Gitarre zu spielen.

DIE ZEIT: *Smoke on the Water* von Deep Purple haben Sie aber noch nicht drauf?

Manuel Neuer: Das ist eigentlich ganz einfach.

Dirk Nowitzki: So? Das spielst du?

Manuel Neuer: Ja, das steht auf meiner Liste der leichten Songs.

Dirk Nowitzki: Ich kann noch den Klassiker *Country Roads* klimpern, *Satisfaction* müsste ich auch noch hinkriegen.

DIE ZEIT: Was machen Sie, wenn Sie so richtig die Sau rauslassen wollen?

Dirk Nowitzki: Während der Saison kommt das überhaupt nicht vor. Da esse ich weder Süßigkeiten, noch rühre ich Alkohol an.

Manuel Neuer: In der heutigen Zeit kannst du dir das auch im Fußball nicht mehr leisten, gerade als Bayern-Spieler wirst du extrem gescannt.

Dirk Nowitzki: Ich habe ja den Vorzug, drei bis vier Monate Sommerpause

genießen zu dürfen. In der Zeit hole ich das nach, worauf ich ansonsten verzichten muss. Vor allem in diesem Jahr. Meine Frau bekommt in wenigen Wochen ein Baby, da kann ich gar nicht anders, als uns nonstop mit Eiscreme zu versorgen.

DIE ZEIT: Aber Sie müssen sich doch auch mal zwischendurch belohnen können.

Manuel Neuer: Ich verwöhne mich in der Sommerpause mit einem wunderschönen Urlaub ...

Dirk Nowitzki: ... oder mit einem schönen Auto.

DIE ZEIT: Und während der Saison?

Manuel Neuer: Da muss ich funktionieren. Das gehört nun mal dazu. Manchmal macht mich das auch traurig. Vor Kurzem hatte mein Opa Geburtstag. Der kann sein Geburtsdatum ja nicht wegen meines Spielplans verschieben. Ich konnte nicht hin, und das hat mich geärgert. Jeder Mensch, der einen normalen Job ausübt, nimmt sich ein halbes Jahr vorher genau an dem Tag frei. Das kann ich natürlich nicht. Klar, das sind Kleinigkeiten, aber die tun mir weh. Meine Familie freut sich, wenn sie den Bruder, Sohn, Enkel oder Freund sieht, nicht den Sportler. Ich bin ja Teil der Familie, die mich lieber persönlich empfängt. Ich freue mich übrigens total für dich, Dirk, dass du Vater wirst.

Dirk Nowitzki: Die Nächte werden noch kürzer werden, aber eine Familie ist mir so viel mehr wert als jeder Sieg dieser Welt.

DIE ZEIT: Warum hören Sie nicht einfach auf zu spielen? Sie haben die Meisterschaft bereits gewonnen, wurden zum wertvollsten Spieler der amerikanischen Basketballliga gewählt, zum *most valuable player*. Wie Manuel Neuer haben Sie eine Stiftung gegründet, die Dirk Nowitzki Foundation, die sich um benachteiligte Kinder kümmert. Warum müssen Sie eigentlich noch auf das Spielfeld?

Dirk Nowitzki: Ich kann das noch nicht, einfach aufhören. Basketball ist ein

so großer Teil meines Lebens. Solange ich das Gefühl habe, immer einen Tick besser sein zu können als mein Gegner, spiele ich weiter.

DIE ZEIT: Eine der größten Herausforderungen im Leistungssport scheint zu sein, den richtigen Zeitpunkt für das Ende der Karriere nicht zu verpassen.

Dirk Nowitzki: Keine Sorge. Wenn ich das selbst nicht merken sollte, dann habe ich Menschen in meinem Umfeld, die mich gnadenlos darauf hinweisen werden. Ich kann nicht von einem auf den anderen Tag aufhören. Das ist ein schleichender Prozess. Dazu gehört auch, dass ich mich in den letzten Jahren bewusst Themen und Menschen gegenüber geöffnet habe, die nichts mit dem Basketball zu tun haben.

DIE ZEIT: Sie haben gerade mit dem amerikanischen Präsidenten Barack Obama zu Abend gegessen.

Dirk Nowitzki: Ich war einer von Hunderten Gästen beim Dinner in Berlin. Als ich die Einladung las, dachte ich: Wow, da kommen so viele Wirtschaftsbosse und Politiker, die ich nur aus dem Fernsehen kenne, welch große Ehre. Als ich auf meine Platzkarte guckte, sah ich, dass ich genau an dem Tisch von der Frau Bundeskanzlerin und Herrn Obama sitze, und dachte noch einmal: O mein Gott.

Manuel Neuer: Wie fandst du Michelle Obama?

Dirk Nowitzki: Sehr authentisch. Ich glaube, sie hatte viel Spaß an diesem Abend. Wie wirkt eigentlich die Frau Bundeskanzlerin, wenn sie euch nach einem Länderspiel in der Kabine besucht?

Manuel Neuer: Sie scheint sich wohlfühlen bei uns. Sie kommt rein, gibt jedem die Hand und hält dann noch eine kurze Rede.

Dirk Nowitzki: Warnt euch jemand vor, wenn sie kommt?

Manuel Neuer: Nein. Das muss auch keiner. Wir stehen ja während der Nationalhymne vor der Ehrentribüne und sehen genau, wer da sitzt. Angela Merkel erkenne ich schnell ...

Dirk Nowitzki: An der Farbe des Blazers?

Manuel Neuer: Ja. Es ist wirklich ein netter Austausch mit ihr. Wir sind 25 Mann in der Kabine, da ist es ja nicht selbstverständlich, mit jedem ein paar Worte zu reden.

DIE ZEIT: Fühlen Sie sich manchmal von Politikern dafür benutzt, ihr Image mit der Strahlkraft des Sports aufzupolieren?

Dirk Nowitzki: Nein. Ich suche da keinen Hintergedanken und empfinde keinen faden Beigeschmack. Für mich ist das eine Ehre.

DIE ZEIT: Lassen Sie uns über Ihre Hände reden. Wenn Sie mit Ihrer Harley die Route 66 entlangcruisen, tragen Sie zur Vorsicht sicher dicke Handschuhe?

Dirk Nowitzki: Schön wär's. Mit einem Motorrad zu fahren ist vertraglich verboten. Genauso wie Bungee-Jumping oder Skifahren. O Mann, freue ich mich darauf, nach meiner Karriere gemeinsam mit meiner Frau – sie kommt aus Schweden – wieder Ski fahren zu dürfen.

DIE ZEIT: Keine besondere Pflege der Hände?

Dirk Nowitzki: Bei einem meiner Finger kommt jede Hilfe zu spät. Dieser hier baumelt seit meiner Verletzung runter, sehen Sie? (*führt das vor*) Da hilft auch keine Pflege mehr. Ich schneide mir die Fingernägel ziemlich kurz, weil ich das Gefühl nicht ertragen kann, wenn mein Nagel am Ball entlangratscht.

DIE ZEIT: Wie der Nagel auf der Schiefertafel?

Dirk Nowitzki: Ja, genau. Eklig. Aber spezielle Pflege? Na, die Hände gründlich waschen ... Das war's auch schon mit der Pflege.

DIE ZEIT: Herr Neuer, Sie renken sich, lasen wir, während eines Spiels die Finger selbst wieder ein.

Manuel Neuer: Das ist ja nichts Besonderes, oder?

Dirk Nowitzki: Wie man's nimmt.

Manuel Neuer: Als ob du bei der kleinsten Verstauchung gleich vom Feld humpeln würdest.

Dirk Nowitzki: Wir trainieren uns ein anderes Schmerzempfinden an als Normalsterbliche, das stimmt schon. Ich kriege zum Beispiel unzählige Pferdeküsse, Tritte des Gegners mit dem Knie. Die tun oft brutal weh, es sind aber keine schlimmen Verletzungen. Ich bin schon tausendmal mit dem Fuß umgeknickt. Aber dann laufe ich kurz raus, werde getapt und greife wieder an. *That's it.*

DIE ZEIT: Was ist das eigentlich in Ihnen, das Sie immer weiter antreibt?

Dirk Nowitzki: Ein unbändiger Ehrgeiz anscheinend. Es geht mir jedenfalls nicht darum, vergöttert oder angehimmelt zu werden. Darauf könnte ich auch verzichten. Ich weiß, dass ich kein Übermensch bin.

Manuel Neuer: Dieses Maß, mit dem wir als Sportler vergöttert werden, empfinde ich auch als merkwürdig. Fußball ist die Sportart Nummer eins in Deutschland, die meisten kleinen Jungs spielen Fußball und suchen sich ihre Idole. Das ist nachzuvollziehen. Mich wundert nur, dass es dieses Verhalten auch bei erwachsenen Menschen gibt. Das muss man erst mal verstehen. Ein Kraftfahrzeugmechaniker, der in einem großen Autokonzern arbeitet und ein Perfektionist ist, so wie wir es sind, der macht einen super Job und schraubt das Ding da richtig rein, der Wagen funktioniert – hey, der macht doch seinen Job genauso gut wie wir, oder?

Dirk Nowitzki: Manuel, bei der Gelegenheit – ich möchte dir von meiner allerersten Begegnung mit Manuel Neuer erzählen.

Manuel Neuer: Ich bin gespannt.

Dirk Nowitzki: Das war irgendwann Ende 2011. Ich lag hier in Würzburg im Haus meiner Eltern auf dem Sofa, zappte so durchs Fernsehprogramm, entdeckte dich bei *Wer wird Millionär?*, diesem Promi-Spezial mit Günther Jauch. Ich dachte: O Gott! Manuel Neuer, der Fußballer! Das kann peinlich werden ...

Manuel Neuer: Ich hatte tatsächlich unglaublichen Schiss vor dem Auftritt. Da können meinerwegen zehn Lionel Messis gleichzeitig auf mein Tor zulaufen, ich wäre nicht so aufgeregt, wie ich es vor dieser Sendung war.

Dirk Nowitzki: Eine halbe Million Euro hast du gewonnen, du hast mich echt überrascht.

Manuel Neuer: Ja, ich war ganz gut. Aber damit das klar ist: Das Geld bekam die Manuel Neuer Kids Foundation.

Dirk Nowitzki

wurde in Würzburg geboren, seit 1998 spielt er in der nordamerikanischen Profiligas NBA für die Dallas Mavericks. Als erster Deutscher gewann er 2011 die NBA-Meisterschaft.

Manuel Neuer

wurde in Gelsenkirchen geboren, war Torwart beim Bundesligisten Schalke 04 und wechselte 2011 zu den Bayern. 2009 berief ihn Joachim Löw in die Nationalmannschaft.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Das grausam schöne Spiel

Jetzt auch noch Sami Khedira – die Liste der verletzten deutschen Nationalspieler wird immer länger. Eine Folge von Überlastung?

VON CATHRIN GILBERT

DIE ZEIT, 21.11.2013 Nr. 48

Um 22.05 Uhr machte es »Zisch« auf dem Spielfeld des Giuseppe-Meazza-Stadions in Mailand. Das Geräusch war trotz des Gejohles der 80.000 Fans bis zur Trainerbank zu hören. Es klang, als verpasste ein Jockey seinem Pferd einen Hieb mit der Gerte. 65 Minuten waren zu diesem Zeitpunkt im Freundschaftsspiel zwischen Italien und Deutschland gespielt, als Sami Khedira zu Boden ging und liegen blieb. Mit der einen Hand umfasste er das rechte Knie, mit der anderen winkte er Hilfe herbei, während er sein Gesicht in den Rasen drückte. Wahrscheinlich ahnte der Nationalspieler bereits in diesem Moment, was geschehen war: Das vordere Kreuzband im rechten Knie war gerissen und ebenfalls das rechte Innenband.

Ein Drama für den 26 Jahre alten Sami Khedira und nicht nur für ihn. Erschrocken fragt sich ganz Fußballdeutschland: Schafft Khedira das Wunder, wird er rechtzeitig wieder fit? Überhaupt: Wie soll die Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft in Brasilien bestehen, wenn die Hälfte des Teams ein gutes halbes Jahr vor dem Ereignis durch Verletzungen ausfällt? Ist die Häufung der Verletzungen eine Folge des körperlich immer anspruchsvolleren, zunehmend temporeicheren Spiels – und wer trägt eigentlich die Verantwortung für unsere Talente?

Khedira verletzte sich ohne Körperkontakt mit seinem italienischen Gegenspieler, die Hälfte aller Kreuzbandrisse im Profifußball entstehen ohne Fremdeinwirkung. Er bewegte sich einfach ungeschickt, war unkonzentriert oder übermütig – nur für einen kleinen Moment, in dem sich so vieles

änderte. Bis zum Abend des 15. November 2013, des Tags der Verletzung, war Nationalmannschaftstrainer Joachim Löw die wichtigste Bezugsperson Sami Khediras. Nach dem Ausscheiden des ehemaligen Kapitäns Michael Ballack vor drei Jahren baute Löw den defensiven Mittelfeldspieler Khedira zu einer der wichtigsten Säulen der Mannschaft auf. Die gegenseitige Wertschätzung der beiden geht über das Fußballspiel hinaus.

Jetzt hat Ulrich Boenisch, 52, die Rolle von Joachim Löw übernommen. Sami Khedira legte seine sportliche Zukunft in die Hände des ärztlichen Leiters der Hessingpark-Clinic in Augsburg. Boenisch sei ein leiser Mann, kein Wichtigtuer, sagen Kollegen. Durch die schwarzen Haare schimmern graue Ansätze, wenn Boenisch nicht im Operationssaal steht, dann trägt er Hemd und Krawatte unter dem weißen Arztkittel.

Die Operation bei Khedira erfolgte am Folgetag der Verletzung. Vorsichtig ersetzte der Operateur das verletzte Band mit einer Sehne aus dem Körper des Patienten, meist geschieht dies mit der Patellasehne. Der Eingriff verlief ohne Komplikationen, Operationen wie diese dauern zwischen 60 und 120 Minuten – je nach Schweregrad der Verletzung und der Begleitverletzung.

Die größte Schwierigkeit bei einem solchen Eingriff liege darin, das neue Band genau an die richtige Stelle zu positionieren, damit eine optimale Funktion des Kniegelenkes ermöglicht werde, sagt Boenisch im Gespräch mit der *ZEIT*. Abgesehen davon, stand der Operateur mit seinem Augsburger Team in diesem Fall unter besonderer Beobachtung. Hinter ihnen standen Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt, Arzt der deutschen Nationalmannschaft, sowie Jesús Olmo und Francisco Morate, die Vereinsärzte von Real Madrid. »Dies erhöht natürlich den Druck«, sagt Boenisch. Die Beobachtungen dienten den Ärzten jedoch beim Erstellen und Umsetzen des Reha-Plans. Es sei nachzuvollziehen, dass jeder Verein einen so wichtigen und wertvollen Spieler am liebsten mit eigenen Ärzten versorgen wolle. Denn da liegt ja nicht irgendjemand. Mit knapp 21.000 Euro pro Tag soll die Fifa Real Madrid für den Ausfall Khediras entschädigen, weil die Verletzung während eines Länderspiels passiert ist.

Boenisch genießt auf seinem Gebiet einen ähnlichen Ruf wie Joachim Löw in der Fußballwelt. Er hat auf Hawaii, in Boston und München studiert, ist Facharzt für Orthopädie, seine Spezialität sind Knie- und Schultergelenke. Zwischen 300 und 400 Kreuzbänder ersetzt er im Jahr. Er arbeitete für den Deutschen und amerikanischen Skiverband sowie den Deutschen Eishockeybund, auch die Tänzerinnen des Basler Balletts hat er betreut. Seit 2003 konzentriert er sich auf Fußballergelenke.

Bisher arbeitete Boenisch im Hintergrund. Zu viel Öffentlichkeit schade seinem Ruf, sagt er. Vom Augenblick der Verletzung an werde in den Medien der mögliche Zeitpunkt einer Rückkehr des Spielers diskutiert. »Schafft der Patient ein Comeback nach sechs Monaten, dann sind Sie als Arzt der Hero«, sagt Boenisch. Ziehe er sich dann aber den zweiten Riss zu, dann könne man beobachten, wie die Patientenzahlen zurückgingen.

Dass Boenisch nun doch einer der meistgefragten Gesprächspartner unter den Medizinern in Deutschland geworden ist, hat er Real Madrid zu verdanken. Der Verein veröffentlichte den Namen des behandelnden Arztes. Seitdem stehen Fotografen wartend vor dem Klinikgebäude, drehen Reporter mit Videokameras aus ihren parkenden Autos.

Natürlich beobachte auch Boenisch im Umfeld einer Behandlung, wie vielfältig die Interessenlage sei, in der sich ein Fußballer bewege.

Khedira ist bereits der siebte Spieler aus dem Kader der Nationalmannschaft, der aufgrund einer Langzeitverletzung ausfällt. Die Namen in der Krankenakte lassen sich fast zu einer ganzen Mannschaftsaufstellung addieren: Bastian Schweinsteiger (Sprunggelenk), Ilkay Gündoğan (Rückenverletzung), Miroslav Klose (Schulterverletzung), Lukas Podolski (Muskelbündelriss), Holger Badstuber (Kreuzbandriss), Mario Gómez steigt gerade wieder nach einem Innenbandanriss ins Mannschaftstraining ein.

»Die Zahl der Verletzungen hat in den letzten Jahren zugenommen«, sagt Boenisch unter dem Eindruck der letzten Operation. Durch die vermehrte Belastung in nationalen und internationalen Wettbewerben fehle den Spielern

Zeit zur Regeneration. Am häufigsten kapitulieren das Sprunggelenk, das Kniegelenk sowie Muskeln von Ober- und Unterschenkel vor der Überbelastung. »Durchaus nachvollziehbar, dass die Häufigkeit der Verletzungen mit der Beschleunigung im Spiel zusammenhängt«, sagt Boenisch.

Es sind also genau die Belastungen in den Vorzeigeszenen des modernen Fußballs, die die Kreuzbänder der Spieler einfach nicht mehr aushalten. Das Kniegelenk verdreht sich in dem Moment, in dem die Stollen das Bein im Rasen fixieren und sich gleichzeitig der Oberkörper blitzschnell vom Gegner wegdreht. Hat der Spieler zusätzlich auch noch eine X-Bein-Position, kommt es auch noch zu einer Verletzung der Strukturen des Innenbandes.

Wenn die Spielweise diese Verletzungen verursacht, gibt es dann überhaupt noch eine Möglichkeit, die Spieler vor der Invalidität mit Mitte zwanzig zu schützen? Oder wird die Zahl der Kreuzbandrisse und Schulterschäden immer weiter steigen?

Man könne natürlich vorbeugen, sagt Boenisch, durch ein noch individueller auf den Körper abgestimmtes Training zum Beispiel. Der moderne Fußball sei ein Hochgeschwindigkeitssport »mit Körperkontakt«. Da kommt einfach nicht mehr jeder mit.

Es gibt Spieler, deren Körper von der Anlage und Anatomie her nicht für diese Belastung ausgerichtet ist. So kann zum Beispiel eine Fehlstellung der Wirbelsäule ohne massives Muskelaufbautraining zur Invalidität führen.

»Genauso wichtig wie die Prävention ist die Geduld bei der Wiedereingliederung des Spielers nach der Verletzungspause«, sagt Boenisch. Er beobachte manchmal, dass viele an einem Patienten wie Khedira herumzerren, »Vereine, Trainer, Manager, Medien«. Im Wesentlichen bestehe ja die irriige Meinung, »Kreuzbandriss = Operation = sechs Monate Pause = danach ist alles wieder gut«. Nur 60 bis 70 Prozent aller Sportler schafften jedoch eine Rückkehr zum vorherigen Spielniveau. »Das Risiko, einen neuen Kreuzbandriss zu erleiden, liegt bei 12 bis 24 Prozent. Warum wird diese

Thematik bei der Berichterstattung außen vor gelassen?«, fragt Boenisch sich und wohl auch manchen Kollegen.

»Die Operation ist gut verlaufen. Nun hoffen wir, dass Sami bis zur WM in Brasilien wieder fit sein wird«, so wird DFB-Arzt Müller-Wohlfahrt nach seinem Besuch in Augsburg zitiert. Große Erwartungen sind damit geweckt. Zur Beruhigung der Fans dienen sie ganz sicher. Aber fördern sie auch das Wohl des Patienten? Boenisch empfindet dies eher als gefährliches Signal. Dies bedeute viel zu viel Druck für den Spieler und sein Umfeld. »In nicht seltenen Fällen kann bei Komplexverletzungen auch das Karriereende eine Folge sein.«

Bald wird er mit Khedira Therapiemaßnahmen und Pläne besprechen, und sollte es wirklich zu Khediras Brasilien-Wunder kommen, »dann wüssten die Leute wenigstens das ganze Ausmaß dieses Wunders richtig einzuschätzen«.

Sami Khedira (26 Jahre)

2013: Kreuzbandriss

2012: Muskelfaserriss

2012: Bänderdehnung

2011: Muskelbündelriss

2011: Muskelfaserriss

2010: Oberschenkelprobleme

2010: Kreuzbandanriss

2010: Oberschenkelprobleme

2009: Ermüdungsbruch

2009: Fersenverletzung

2009: Meniskusschaden

2008: Bauchmuskelnzerrung

2008: Außenbandanriss Sprunggelenk

2008: Syndesmosebandanriss

2008: Oberschenkelprobleme

Ilkay Gündoğan (23 Jahre)

2013: Stauchung der Wirbelsäule
2013: Oberschenkelprobleme
2013: Nackenverletzung
2013: Oberschenkelprobleme
2013: Sprunggelenksverletzung
2012: Bänderdehnung
2012: Lendenwirbelprobleme
2011: Mittelfußprellung
2011: Mittelfußprellung
2009: Probleme im Fußgewölbe
2009: Oberschenkelprobleme
2009: Adduktorenverletzung
2007: Knieprobleme

Bastian Schweinsteiger (29 Jahre)

2013: Sprunggelenksverletzung
2013: Kapselverletzung
2013: Knöchelverletzung
2013: Sprunggelenksverletzung
2013: Sprunggelenksverletzung
2012: muskuläre Probleme
2012: Knöchelverletzung
2012: Außenbandriss Sprunggelenk
2011: Schlüsselbeinbruch
2011: Zehenbruch
2011: Bänderdehnung
2010: Kapselverletzung
2009: Meniskuseinriss
2009: Teilabriss der Plantarfaszie
2008: Kapselverletzung

2007: Knieprobleme

Miroslav Klose (35 Jahre)

2013: Schulterverletzung

2013: Hexenschuss

2013: Fußoperation

2013: Außenbandanriss Knie

2013: muskuläre Probleme

2012: Oberschenkelverletzung

2012: Knöchelverletzung

2012: Schulterverletzung

2012: Knöchelverletzung

2012: Muskelriss

2012: Rückenprobleme

2012: Oberschenkelprobleme

2011: Schienbeinverletzung

2011: Knieverletzung

2011: Rippenprellung

2010: Muskelfaserriss

2010: Knöchelverletzung

2009: Ellenbogenverletzung

2009: Knöchelverletzung

2009: Sprunggelenkverletzung

2009: Sehnenriss

Lukas Podolski (28 Jahre)

2013: Muskelbündelriss

2012: Oberschenkelverletzung

2012: Fußverletzung

2011: Außenbandriss Sprunggelenk

2010: Bandscheibenvorfall

2009: Oberschenkelprobleme

2009: Wadenprobleme

2009: Prellung

2008: Bandscheibenvorfall

2007: Knieprobleme

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Mit durchgedrücktem Kreuz

Manager Oliver Bierhoff trägt die Verantwortung für den Erfolg der deutschen Nationalmannschaft. Warum wird er selbst nach zehn Jahren im Amt nur geduldet, aber nicht geliebt? Eine Spurensuche

VON CATHRIN GILBERT UND HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS

DIE ZEIT, 12.06.2014 Nr. 25

Wer hier wohnt, ist aus dem Größten raus. Nachdem die Kinder aus dem Haus waren, haben die Bierhoffs im Essener Stadtteil Bredeney ein neues Heim gefunden. Ganz in Weiß, mit einer Kamera über der Tür und einem großen Garten mit viel Rasen. Der Gärtner hat in das Grün die Linien einer Raute gemäht, ganz zart. Wie auf einem Fußballplatz.

Fußball, das ist das Stichwort. Fußball, das ist das Leben der Familie, die große Klammer. Rolf Bierhoff, promovierter Ingenieur, war Manager. Er gehörte dem Vorstand von RWE an, dem großen Essener Energieversorger, der damals im Geld nur so schwamm. Aber wenn er erzählt, dann von Fußball, als hätte es eigentlich nichts anderes gegeben. Und wenn er von Fußball spricht, dann ist er auch schon bei seinem Oliver.

Rolf Bierhoff war Torwart beim SG Düren 99, stand im Tor der Schülernationalmannschaft, Sepp Herberger hat ihn noch beobachtet. Er wäre so gerne Profispieler geworden, doch der Vater sagte: »Mein Sohn spielt nicht für Geld Fußball.« Das schickt sich nicht. Ende der Diskussion. Rolf Bierhoff hat also Ahnung, er kommt zur Sache. Er lobt die besonderen Fähigkeiten seines Sohnes beim Kopfball. »Hochsteigen, die Brust durchdrücken, Kopf nach hinten und dann ab damit – alte Schule.« Seine Schule.

Früher sind Vater und Sohn jede freie Minute auf den Bolzplatz gezogen. Wie viele Eltern wurde auch Rolf Bierhoff von dem Gedanken angespornt, seinen unerfüllten Traum wenigstens dem eigenen Kind zu ermöglichen. Also

spielten sie sich die Bälle zu, sahen sich dabei an und erzählten Geschichten. Das war wichtig: Den Ball einfach zu vergessen, »Automatismen entwickeln«, sagt der Vater heute über dieses Training, das gerade wieder so modern ist bei Nationaltrainer Joachim Löw und anderen.

Rolf Bierhoff, 1938 in Köln geboren, ist ein Mann, der das Leben leichtnimmt. Seine Frau ist Halbtalienerin, zu Hause ist es laut, immer was los, er komme kaum zu Wort, sagt der Vater. Dabei erzählt er so gerne. Als sich Rolf Bierhoffs Tochter Nicole von ihrem Mann, einem Rennfahrer, scheiden ließ, meinte der Vater der Braut leichthin: »Jut, dann sinne ma damit also auch durch.«

Warum sein Sohn ganz anders ist als er, das hat sich Vater Bierhoff oft gefragt. Oliver mache vieles richtig und sei in sich sehr organisiert. »Wenn Oliver einen Raum betritt, dann füllt er ihn.« Respekt komme ihm entgegen. »Ich sage Ihnen, diese Präsenz hat er nicht von mir!«

Rolf Bierhoff hält einen Moment inne. Sein Vater, Olivers Großvater, sei auch so einer gewesen, »irgendwo reingehen und sofort der Mittelpunkt sein«. Der Opa habe die Familie immer an den englischen Schauspieler Charles Laughton erinnert.

Rolf Bierhoff ist jetzt richtig in Fahrt gekommen. Er blickt in den blauen Himmel über der Ruhr, die Sonnenbrille hat er neben den frisch gebrühten Espresso auf den Gartentisch gelegt, dann bricht es plötzlich aus ihm heraus: »Aber das ist nur das eine. Manchmal ist unser Sohn recht ernst, dann sage ich immer: Oliver, nimm alles ruhig etwas lockerer.«

»Oli, was ist mit dir?« Seit zehn Jahren ist Oliver Bierhoff Manager der deutschen Nationalmannschaft, und es gibt immer wieder die Phasen, in denen er diese Frage förmlich anzieht. Er ist omnipräsent, wirkt zum Greifen nah und doch so fern, nicht zu durchschauen.

Zunächst hielt der 46 Jahre alte Fußballmanager wenig von der Idee, ihn bei den Vorbereitungen für die Weltmeisterschaft zu begleiten, in die das deutsche Team am Montag in Salvador gegen Portugal starten wird. Er sei

durchgetaktet bis zur letzten Sekunde, schrieb er freundlich per Mail, er wolle keine Zusagen machen, die er am Ende nicht einhalten könne. Was er nicht schrieb, was aber deutlich zu spüren war: Er hatte Sorge, wie so oft zuvor falsch verstanden zu werden. Dann sagte er schließlich zu. Seine Frau lese die *ZEIT*, und wenn etwas besonders interessant sei, dann bewahre sie ihm den Artikel auf.

Wenn er in den Raum kommt, dann begegnen ihm Respekt und Furcht

Wenn man den gut 1,90 Meter großen Oliver Bierhoff sieht, wie er dasitzt, über seinen Laptop gebeugt, dann scheint des Lebens Last wie ein Mühlstein an seinem Hals zu hängen. An diesem Morgen Anfang März wartet er in der Bar des Méridien-Hotels in Stuttgart. Er ist einer dieser Menschen, die nicht zu altern scheinen: Seine schlanke Figur erinnert eher an einen Leichtathleten als an einen ehemaligen Fußballprofi, dazu das noch immer jugenhafte Gesicht und die vollen, braunen Haare. Nur seine Augen verraten, wie es ihm wirklich geht. Ist er müde, wie an diesem Tag, dann wirkt ihr Blau gläsern, und die Schatten unter den Augen graben kleine Höhlen.

Am Abend spielen die Deutschen ein Freundschaftsmatch gegen Chile, bis zur Weltmeisterschaft sind es noch gut drei Monate. Oliver Bierhoff trägt die offizielle Trainingsjacke des DFB in den Farben Schwarz und Weiß. Weil das immer leicht trostlos aussieht, möchte er eigentlich »etwas mehr Farbe«. Das hat er sich notiert. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Schreibheft mit schwarzem Deckblatt aus Leder, die Seiten ohne Linien. Sein Merkheft, die To-do-Liste. Was erledigt ist, hakt er ab mit feinem Stift. Er möchte, sagt der Manager der Nationalmannschaft, dass die Spieler mit Spaß und positiver Grundhaltung in die Spiele gehen, dass sie »lächelnd schwitzen«. Keinem soll während der Weltmeisterschaft in Brasilien »eine zu große Last auf der Schulter liegen«. Diese Last trägt er lieber selber.

Sein Pflichtprogramm beginnt morgens um sieben Uhr nach dem Yoga, es endet in der Nacht um zwei Uhr, nach der letzten Mail. Ob er bis zum ersten Spiel der Deutschen fertig wird? Bierhoff findet die Frage gar nicht so

verkehrt. »Ich halte die Spannung hoch bis zum Schluss.« Die Gefahr liege darin, zu früh anzuziehen und dann nachzulassen. Deshalb überraschte er alle mit seiner Vorhersage, für Europäer sei es ein Ding der Unmöglichkeit, in Brasilien den Titel zu gewinnen. Südamerikanische Mannschaften hätten einen Vorteil. Wenige Stunden nach dem Gespräch quält sich das deutsche Team zu einem 1:0-Sieg gegen die Chilenen, die so spielen, als gäbe es kein Morgen.

Wenn Selbstkontrolle je Gestalt annahm, dann bei diesem Mann. Wenn um ihn herum die Welt untergeht, der Bundestrainer wieder mit Wasserflaschen um sich wirft, sitzt Bierhoff da wie ein Chirurg, der pflichtbewusst die Wunde weiternäht. Bei anderen vermögen Kameras alles zu zeigen, das Glück, den ganzen Kummer, die Seele legen sie bloß. Bei Bierhoff können die Objektive zoomen, wie sie wollen. Da ist nichts. Die Menschen sollen das Bild des erfolgreichen Spielers in Erinnerungen behalten. »Ich kann gut damit leben, dass man mich als Privatmensch nicht so gut greifen kann«, sagt er.

Ein Jahr lang gewährt Oliver Bierhoff Einblick in seine Arbeit als Manager der Nationalmannschaft, und die Anfangsmonate gestalten sich mühsam. Im Gegensatz zu seinem Vater braucht Oliver Bierhoff lange, um vom Managertypus zum Mensch umzuschalten. Wie es sich für einen Manager gehört, spricht er bei den ersten Treffen davon, »die Lage von oben zu betrachten«. In Gesprächen mit den Trainern betrachte er sich als eine Art *Advocatus Diaboli*, also derjenige, der mit seinen Argumenten die Position der Gegenseite vertritt, ohne ihr selbst anzugehören. Er verantwortete das »Gesamtsystem« der Nationalmannschaft, springe von A nach B. »In einem System, in dem es zwangsläufig innere Kämpfe und teils unterschiedliche Interessen gibt, braucht man jemanden, der Richtung und Tempo vorgibt.«

Je näher es auf die WM zugeht, desto mehr öffnet sich der Vorhang seines Selbstschutzes. Bierhoffs Welt dreht sich nun immer schneller, aus Theorie wird Abenteuer. Jetzt kann er seine Stärken ausspielen, die eben noch so alltäglich klangen: analysieren, strukturieren, Ruhe ausstrahlen. Bierhoff wird in den Wochen vor der WM zu einer Art Tempomat.

Er ist der erste Teammanager beim Deutschen Fußball-Bund, diesem größten Verband der Welt mit 6,8 Millionen Mitgliedern, 1900 gegründet. Die Größe und das Alter einer Organisation sagen häufig etwas über deren Beweglichkeit und Offenheit aus. Bierhoffs Anwesenheit wird auch heute noch, nach zehn Jahren, diskutiert – von außen und vom inneren Zirkel des DFB. Einen wie Bierhoff brauchte Deutschland nicht, um drei Weltmeistertitel zu gewinnen. Also was zum Teufel rechtfertigt seinen Job? Bierhoff weiß, dass er von manchen nur geduldet wird. Wenn er in den Raum kommt, dann ist er da, präsent, dann wird es still, fast alle schauen zu ihm auf, aber viel mehr als Liebe begegnet ihm eine Mischung aus Respekt und Furcht.

»Bestimmt haben wir ihm das Leben manchmal unnötig schwer gemacht«

Anfangs versucht er seine Kränkung darüber zu verbergen. Nun, auf der Terrasse des Golfhotels im Trainingslager in Südtirol sagt er, dass er sich schon manchmal gefragt habe: Warum fliegen anderen die Sympathien einfach zu, und ich muss mich immer wieder neu beweisen? Als die Skepsis besonders groß war, hat Bierhoff zu seinem Vater gesagt: Du hast Glück gehabt, dir hat keiner ständig auf die Finger geguckt.

Rolf Bierhoff verfolgt den Weg seines Sohnes aus der Entfernung. Sie telefonieren miteinander, aber Oliver hält die Gespräche gerne kurz. Es kommt auch vor, dass sich der Sohn tagelang nicht meldet. Selbst dann nicht, wenn die Nationalmannschaft nach Dortmund oder Gelsenkirchen kommt. Kein Gedanke, dass sein Sohn mit Bundestrainer Joachim Löw in Essen-Bredeney vorbeischaute. Der sei noch nie hier gewesen, sagt der Vater.

Er hat sich damit abgefunden. Rolf Bierhoff, vielleicht einen Kopf kleiner als sein Sohn, ist schlank, auch er hat noch immer volles Haar. In seinem Garten steht am Rande des Rasens ein großer Sonnenschirm, Mahagoni, teuer und schwer. Einer allein kann es kaum schaffen, den weißen Schirm nach oben zu schieben. Rolf Bierhoff versucht es trotzdem, er will es einfach. Er taucht

unter das Tuch und schiebt und schiebt, ein Kampf um Schatten auf der Terrasse, dann ist es geschafft, er sinkt zurück in seinen Gartensessel.

»Bestimmt haben wir ihm das Leben manchmal unnötig schwer gemacht«, sagt er. Der Satz kommt unvermittelt, als Rolf Bierhoff fortfährt, ist das fröhliche Kölsch aus seiner Stimme verschwunden. Er habe es nur gut gemeint, habe alles richtig machen wollen, als er damals entschied, mit seiner jungen Familie in eine Wohnung in Essen-Steele zu ziehen, zur Miete. Steele, ein grauer Stadtteil mit vielen Arbeitern und herzlich wenig Managern. Die Kinder sollten nicht nach Status bewertet werden, sie sollten sich unter anderen geborgen fühlen. 20 Parteien unter einem Dach, 40 Kinder unter zehn Jahren. Rolf Bierhoff hat die Zahlen noch im Kopf. Aber die Wärme, die er aus Köln kannte, fand die Familie in Essen nicht. Manchmal spazierte er in den Abendstunden durch die Straßen, damals arbeitete er noch als Prokurist, und wurde von runtergelassenen Rollläden überrascht. Er schüttelt den Kopf: »Gibt es etwas Abweisenderes als verriegelte Fenster am frühen Abend?«

Aus der geplanten multikulturellen Idylle ohne Standesdünkel wurde nichts. Schon als Kind galt Oliver Bierhoff als Eigenbrötler. Er trat mit den Essener Domsingknaben auf, besuchte das Humboldt-Gymnasium und sollte auf dem Bolzplatz geerdet bleiben. Man kann jedoch nur eine Identität haben.

Mit 14 wächst Oliver Bierhoff in einem Jahr um 20 Zentimeter, »ein Storch im Salat«, erinnert sich der Vater. Auch das Fußballspielen verliert an Leichtigkeit. Was mit dem Vater klappt, funktioniert mit anderen plötzlich nicht mehr. Die Trainer in den Essener Vereinen winken ab. Den? Bloß nicht! Er wird in die zweite Mannschaft versetzt. Der Vater nimmt ihn zur Seite und trichtert ihm ein, Fußballer seien manchmal doof. Glaub mir, wenn du das jetzt aushältst, bist du in ein paar Wochen wieder Stammspieler in der Ersten. »Im Leben kommen nicht die Besten hoch«, sagt Rolf Bierhoff heute, »was zählt, ist die Kombination aus Leistung und Ausdauer.«

Von Essen wechselte Bierhoff zu Bayer Uerdingen und von dort aus zum Hamburger SV. In dieser Zeit steigt Rolf Bierhoff beim RWE-Konzern in den Vorstand auf – vielleicht hätte er das besser gelassen. Der Fußball fährt die

Antennen aus. Was ist das denn? Stallgeruch wird vermisst. Es sei Mobbing der übelsten Sorte gewesen, erinnert sich Rolf Bierhoff. Fußballer sind nicht nur manchmal doof, Fußballer können auch gemein sein. Am Tag, an dem der Sohn zum ersten Training beim HSV erscheint, liegt neben seinem Trikot im Spind ein Nachrichtenmagazin. Darin sind die Gehälter der Topmanager Deutschlands veröffentlicht, unter anderem das Gehalt von Rolf Bierhoff. »Frag doch deinen Vater, der weiß, wie man am besten in eine Mannschaft kommt«, witzeln die Mitspieler. »Ich kann Ihnen die Schlagzeilen in den Zeitungen noch zeigen«, sagt Rolf Bierhoff. Aber er ist auch fair. Oliver habe die Leute manchmal durch seine Art provoziert. »Er kann polarisieren.« Er habe sich immer wieder mit Trainern und Mitspielern gerieben. »Wenn ich ihn persönlich nicht kennen würde, wäre ich vielleicht auch manchmal ein wenig irritiert.«

Aus dem Storch ist ein Hüne geworden, der sich den Gegner kraft seiner Statur vom Leib hält. Dazu diese Kopfbälle. Und auch dies ist Bierhoff: Kaum einer macht auf dem Platz eine bessere Figur, sieht besser aus. Bierhoff ist ein Typ, der trabt und transpiert, wenn andere ackern und schwitzen. Nach eineinhalb Jahren verlässt er den HSV, wird an Mönchengladbach ausgeliehen, zieht über Salzburg schließlich zu Inter Mailand. Die ersten Wochen werden zum Albtraum. Bierhoff erzielt keine Tore, wird zum Sündenbock gestempelt und im Training von den Fans ausgepöbeln. Er wird wieder ausgeliehen, diesmal in die zweite italienische Liga.

Seine Mutter bittet ihn damals, zurück nach Deutschland zu kommen. Was willst du denn noch in Italien? Mach dein Studium in Deutschland fertig. Man werde in der Heimat anerkannt, nicht in der Ferne, orakelte der Vater. Aber Bierhoff blieb in seiner Wohnung in dem 50.000-Einwohner-Städtchen Ascoli Piceno sitzen, schon damals von einer brasilianischen Haushaltshilfe unterstützt, die die Familie heute noch umsorgt. Er studierte Wirtschaftswissenschaften an der Fernuniversität. »Ich kann keine Täler mehr vor mir haben«, sagt er damals zu seinen Eltern, »ich hab sie hinter mir.« Kurz darauf kehrt er in die erste italienische Liga zurück und wird

Torschützenkönig. Die italienische Presse schreibt: Der gehört in die deutsche Nationalmannschaft!

Mit 27 Jahren kommt Oliver Bierhoff beim DFB an, ein halbes Jahr später schießt er bei der Europameisterschaft in England das Golden Goal und wird zu Europas Fußballer des Jahres gewählt. Die Ausdauer hat sich gelohnt. Doch selbst auf dem Höhepunkt seiner aktiven Karriere wirkt Oliver Bierhoff isoliert. Seine Mutter durfte damals die Fan-Briefe annehmen. Sehr respektvoll seien diese formuliert gewesen, aber ein Heiratsantrag, wie vielleicht zu erwarten, war nicht darunter.

Acht Jahre nach dem Golden Goal empfahl ihn ausgerechnet sein ewiger Konkurrent Jürgen Klinsmann für den Job des Managers beim DFB. »Oliver hat mit seiner Akribie und Geduld in vielem Jürgen Klinsmann toll ergänzt«, sagt der Vater. Gemeinsam mit dem damaligen Co-Trainer Joachim Löw bescherten sie Deutschland das Sommermärchen 2006.

Alle drei sind Einzelgänger. Aber bei Bierhoff scheint dieser Wesenszug besonders ausgeprägt zu sein. Wenn sich der DFB festlich feiert, wie bei der »Drei-Weltmeister-Gala« vor zwei Wochen in Düsseldorf, dann vermittelt Bierhoff den Eindruck, als habe er sich in der Tür geirrt. Er kommt als Letzter und geht als Erster. Er herzt nicht, haut anderen nicht auf den Rücken, wie das im Fußballermilieu üblich ist, er erzählt nicht von früher. Was also will dieser Mann? Was ist sein Plan? Auch das Präsidium des DFB blickt da nicht immer durch.

Ist dies ein Schutz?

»Ja, kann man so sagen.« Bierhoff lächelt.

Nichts leicht zu nehmen, das kostet Kraft. Aber Bierhoff sieht die Alternative dazu nicht. Zu seinen Aufgaben gehöre es, »Brände zu löschen, sie auszutreten, bevor sie sich ausbreiten können«. Dafür müsse er, so Bierhoff, durch den ständigen Kontakt zum Team den Überblick behalten.

Bei einem der ersten Treffen an einem See in der Nähe von München erwähnte der Teammanager den Begriff der »Extrameile«. Jeder habe diese

Extrameile fortan bis zum ersten WM-Spiel am 16. Juni zu gehen. Punkt. Auch die Betreuer. Anders als Bierhoff erinnern der Bundestrainer und sein Vize manchmal an Künstler, jedenfalls nach ihrem Planen und Umplanen zu urteilen. So etwas muss ihn rasend machen, aber in die sportliche Zuständigkeit der beiden mischt er sich nicht ein. Das ist tabu.

Zu Bierhoffs größter Herausforderung im Vorfeld der Weltmeisterschaft in Brasilien gehört die Organisation um den Bau des Quartiers der deutschen Mannschaft, Campo Bahia, im Hafenstädtchen Porto Seguro. Am Morgen des Gesprächs stellen die Medien wieder einmal Mutmaßungen an, die deutsche Unterkunft könne niemals fertig werden bis zur WM. Bierhoff ahnt den sich anbahnenden Skandal. Insgesamt siebenmal fliegt er nach Brasilien, um nach dem Rechten zu sehen und nach der Rückkehr alle beruhigen zu können. Auch sich selbst. »Natürlich hätte ich es mir einfacher machen können und eines der bereits fertiggestellten Luxus-Spa-Resort-Hotel mieten können, wie sie überall herumstehen.« Aber Bierhoff will »Reize setzen«. Sein Vater beschreibt das so: »Es gibt Menschen, die wollen den schnellen Erfolg, und es gibt Menschen, die wollen prägen. So einer ist Oliver.«

Deshalb erwartet das Team ein kleines Abenteuer. In dem deutschen Neubau leben die Jungs zusammen wie in einer Wohngemeinschaft, jeweils zu sechst in einer Apartment-Anlage, die Duschen stehen im Freien. Mal was anderes. Bis auf ein paar kleine Details ist die Anlage passend zur Ankunft fertig geworden.

»Am Ende landen die meisten Probleme bei mir«, sagt der Manager. Wenn Nationalspieler Kevin Großkreuz in Köln mit Dönern um sich wirft und sich in einer Berliner Hotelhalle erleichtert oder Bundestrainer Löw den Führerschein verliert – der Sachbearbeiter heißt stets Bierhoff, er ist der Mann mit der Prokura. Er sagt, was er will, und was er will, gefällt nicht jedem. Mit einer auf Überzeugung basierenden Sturheit schafft er sich fast täglich neue Feinde.

Als er vor zehn Jahren seinen Managerjob beim DFB antrat, sorgte er gleich zu Beginn mit einem Traditionsbruch für einen Akzent. Bierhoff trennte die

Spreu vom Weizen – die DFB-Granden, all die Verbandshauptlinge mitsamt Gattinnen, wies er vor die Tür des Mannschaftshotels. Das saß. Vorteil für die Mannschaft: Der Bus musste fortan nicht mehr warten und hupen, weil sich die Frau des Präsidenten noch rasch die Haare föhnen ließ. Das werden sie sich gemerkt haben, vermutet Vater Bierhoff. »Oliver hat in der Vergangenheit häufig Kritik in seiner Funktion als Prellbock abbekommen. Die positiven Meldungen wurden anderen zugerechnet.« Wahrscheinlich wird es auch in Brasilien so sein: Spielt die deutsche Mannschaft erfolgreich, dann trägt der Trainer die Verantwortung, wenn nicht, dann ist es die Schuld von Oliver Bierhoff.

Es ist schwierig, Glück zu messen. Rolf Bierhoff sagt, sein Sohn, am 1. Mai geboren, sei ein Sonntagskind. Aber es war vor allem sein Kämpferherz, das ihn bis heute ganz oben hält. Und manchmal hat es auch den Anschein, als wäre er vom Schicksal verfolgt, dann sieht es so aus, als beschleunigte sich sein ohnehin schnelles Leben mehr und mehr.

Kurz vor Beginn der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika distanzierte sich der damalige DFB-Präsident wegen angeblich überzogener Forderungen vom Manager der Mannschaft. Es sei Vertrauen verloren gegangen. Bierhoff blieb stur und ging ohne neuen Vertrag in die abschließenden Vorbereitungen. Zu diesem Zeitpunkt war er zum öffentlichen Abschluss freigegeben.

Doch das Theater wurde schlagartig unbedeutend, als Bierhoff vom wirklichen Leben eingeholt wurde. Wenige Wochen vor Beginn der Weltmeisterschaft ereilte ihn ein Trauerfall in der Familie. Mehr möchte er dazu nicht sagen. Dass er trotzdem wenige Wochen später nach Südafrika reisen musste, habe er auch als eine Chance gesehen, andere Gedanken zuzulassen. »Es ist meine Familie, die mir Kraft gibt, meinen Weg weiter unbeirrt zu gehen«, sagt er. »Meine Frau und ich sind uns so nah und stellen oft fest, dass wir das Gleiche gedacht haben.«

Auch in traurigen Momenten bewahrt Bierhoff Contenance. Vielleicht ist diese Gabe gleichzeitig ein Grund für die Distanz zur Öffentlichkeit: Fans wollen mitfühlen.

Im Vorfeld der nun beginnenden WM schlug das Schicksal erneut zu. Bei einem Werbeauftritt des DFB-Sponsors Mercedes wurden im Trainingslager in Südtirol zwei Menschen verletzt, einer davon schwer. Ein paar Monate vorher hatte Bierhoff erklärt, er wolle die Nationalmannschaft zu einer Art Elitetruppe entwickeln – auch wegen des Konkurrenzdrucks des FC Bayern. Er müsse aufpassen, dass sie in der Bekanntheit nicht überholt werden.

Der Auftritt zweier Mercedes-Rennfahrer mit ihren Autos sollte als PR-Aktion vor der WM eine besondere Strahlkraft haben. Und dann das. Bierhoff ist für das Spektakel nicht verantwortlich, jedenfalls nicht für die Absperrung der Straße. Aber er ist der Teamchef, als Brandmeister trifft ihn die Kritik am schärfsten. »Es tut mir wahnsinnig leid«, sagt er nach dem Unfall. Ob man dieses Drama hätte verhindern können? Diese Antwort bleibt er schuldig.

Es sind scharfe Fragen an ihn: Wann verkauft der Sport seine Seele? Wie sehr muss der DFB seinen Sponsoren gefallen? Schweißperlen rinnen ihm über die Schläfen. Bierhoff laviert, man solle das Thema zurückstellen, jetzt sei anderes wichtiger, zum Beispiel die WM. Er hält durch, verliert nicht die Fassung – keine Tränen, dieses Bild bietet er nicht an.

Ob er seinen Vater nach dem Unfall angerufen habe? »Nein«, sagt er am Tag darauf, »wenn ich im Tunnel des Turniers bin, habe ich nicht viel Bedarf, mit anderen Menschen zu sprechen. Lediglich mit meiner Frau telefoniere ich täglich.« Dann steht er auf, drückt die Brust durch. Bierhoff hat noch immer diesen leicht schlendernden Gang, mit dem er früher zu einem Freistoß anlief. Dabei geht es jetzt nur zum Mittagessen. 13.30 Uhr, keine Minute später, das gilt auch für ihn. Vor allem für ihn.

Spieler

Der junge Bierhoff absolvierte sein erstes Profispiel für Bayer Uerdingen. Vom HSV wechselte er nach Salzburg, dort traf er 23 Mal in 32 Ligaspielen. Zehn Jahre lang hielt er sich anschließend in der Serie B und A Italiens auf. Bei der EM 1996 schoss er die Deutsche Nationalmannschaft mit dem ersten Golden Goal (spielentscheidendes Tor in der Verlängerung) zum Titel.

Manager

Seit Juni 2004 ist Bierhoff Manager der Deutschen Nationalmannschaft. Auf Wunsch des ehemaligen Trainers Jürgen Klinsmann wurde diese Stelle für den in Essen aufgewachsenen Bierhoff geschaffen.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

»Das macht keinen Spaß«

Christoph Metzelder über seinen Rücktritt als Fußballprofi, Versagensängste auf dem Platz und den fehlenden »Arschlochfaktor« der aktuellen Nationalelf

VON MORITZ MÜLLER-WIRTH UND HENNING SUSSEBACH
DIE ZEIT, 14.11.2013 Nr. 47

DIE ZEIT: Freitag, 15. November 2013, 20.45 Uhr. In Mailand trifft die deutsche Fußballnationalmannschaft auf ihren Angstgegner Italien – da wollen wir wissen: Was macht Christoph Metzelder?

Christoph Metzelder: Dieses Mal werde ich mit meiner Mutter vorm Fernseher sitzen, zu Hause in Haltern am See.

DIE ZEIT: Was werden Sie vermissen?

Christoph Metzelder: Nichts.

DIE ZEIT: Nichts? Heißt das, Sie – immerhin ein Nationalspieler – haben am Ende keinen Spaß gehabt im Traumjob aller deutschen Jungs?

Christoph Metzelder: Ich sag's mal so: Der Profifußball hat mir Spaß gemacht, weil ich die Chance hatte, erfolgreich zu sein.

DIE ZEIT: Geht es auch weniger diplomatisch?

Christoph Metzelder: Wissen Sie, auf meiner Position, als Innenverteidiger, geht es nicht darum, Spaß zu haben. Man nimmt an dem, was diesen Sport ausmacht, nicht teil. Man ist destruktiv. Mein Job war nicht, Spielzüge zu initiieren, Gegner auszuspielen, Tore zu schießen. Es ging darum, genau das zu verhindern. Ich hatte oft das Gefühl: Ich komme nicht an den Kern, an die Essenz meines Sports. Die Arbeit des Innenverteidigers hat nichts mit dem zu tun, weswegen man als kleiner Junge anfängt zu kicken.

DIE ZEIT: Ein Stürmer spielt Schicksal? Und das Schicksal spielt mit dem Verteidiger?

Christoph Metzelder: Ich will mich nicht beklagen, aber ein bisschen ist das so. Wenn du hinten den Ball verlierst, ist das existenzieller als vorne. Defensivspieler floskeln zwar gerne, Verteidigung fange schon im Angriff an – aber ich fand immer: Das ist beleidigte Leberwurst. Innenverteidiger sind ja genau dafür da: Fehler, die weiter vorn passiert sind, hinten irgendwie auszugleichen. Und es ist einfach scheiße, wenn das nicht klappt. Dieser angespannte innere Monolog, der war da, vor, während und nach jedem Spiel, der hörte bei mir nie auf. Den habe ich mit 33 Jahren genauso geführt wie mit 19.

DIE ZEIT: Haben Sie mit Ihren Mitspielern je darüber geredet?

Christoph Metzelder: Nein. Das war meine Herzensangelegenheit. Der Kopf sagt natürlich: Die Arbeit, die ich für Stürmer wie Raúl mache, kommt am Ende auch mir zugute. Das war meine Rolle, und die habe ich auch mit Spaß ausgefüllt, insofern, als dass ich wusste: So gewinnen wir am Ende.

DIE ZEIT: Wir hatten eher gedacht, Ihre vielen Verletzungen hätten Sie zermürbt.

Christoph Metzelder: Da ist auch was dran. Schon die erste Verletzung hat mich extrem zurückgeworfen: 2002 bekam ich diese Achillessehnenprobleme. Zwei Jahre lang habe ich nicht gespielt. Und danach ist meine Unbekümmertheit nie mehr zurückgekommen: Im Kopf hing ich noch in der Zeit vor der Verletzung fest. Aber mein Körper kam ans allerhöchste Level nicht mehr ran.

DIE ZEIT: Das heißt: Sie sind den Großteil Ihrer Karriere Ihrem eigenen Idealbild hinterhergelaufen?

Christoph Metzelder: Ja. Und das tut einem Profisportler weh: Fußball ist zwar Beruf – aber immer noch auch Leidenschaft. Wenn es dann nicht läuft wie gewünscht, ist das mehr als nur ein schlechter Quartalsabschluss. Das berührt einen sehr tief.

Wäre dieses Gespräch ein Fernsehinterview, würde die Kamera spätestens jetzt an Metzelders Gesicht heranzoomen, um nach Spuren von Larmoyanz zu suchen. Doch da ist ein Lächeln. Metzelder spricht eben nicht wehleidig, eher wie ein kühler Kommentator seiner selbst. Vielleicht kommt so etwas dabei heraus, wenn ein katholisch-konservativ sozialisierter Mensch wie Metzelder über den Fußballplatz hinausdenkt: Sein erster Sport war Leichtathletik. Als Jugendlicher war er Ministrant. Sein Abitur machte er mit einem Notendurchschnitt von 1,8. 2006 trat er in die CDU ein. Im selben Jahr gründete er eine Stiftung, die sich um sozial schwache Kinder und Jugendliche kümmert. Unmittelbar nach seinem Abschied von Schalke 04 stieg Metzelder bei der Werbeagentur Jung von Matt ein.

DIE ZEIT: Wenn Sie nun mit Ihrer Mutter auf dem Sofa sitzen, ist der Fußball dann so fern, dass das Spiel Italien gegen Deutschland eins wie jedes andere ist?

Christoph Metzelder: Nein. Italien gegen Deutschland, das war ja auch das WM-Halbfinale 2006, die schlimmste Niederlage meiner Karriere. Wir hatten alle geglaubt: Das ist unser Jahr. Wir kommen ins Endspiel. Wir werden Weltmeister! Dann mit zwei Gegentoren so rausgerissen zu werden war extrem bitter.

DIE ZEIT: So spektakulär die Nationalelf seither auch spielt – immer wieder scheitert sie kurz vorm Ziel. Könnte das daran liegen, dass dem Kader von Joachim Löw, bei allen Stärken, die abgezockten Typen fehlen? Der sogenannte Arschlochfaktor?

Christoph Metzelder: Die Nominierung einer Nationalmannschaft funktioniert nie nach der Formel: In den Kader gehören die besten 23 Spieler. Sie unterliegt anderen Gesetzen. Da werden Spieler, auf die sich der Trainer seit Jahren auch menschlich verlassen kann, vielleicht Konkurrenten vorgezogen, die in der Liga gerade besser drauf sind. Gewisse Typen wie ein Kevin-Prince Boateng sind so irgendwann vom Karussell geflogen. Ja, das glaube ich schon: dass in den letzten Jahren Spieler, die gut waren, aber eben andere Typen, einer Sehnsucht nach Homogenität zum Opfer gefallen sind.

DIE ZEIT: Und fehlen, wenn es ernst wird?

Christoph Metzelder: Wenn man das wüsste. Ich bin in Zeiten zur Nationalelf gekommen, als es diese Typen noch gab. Aber da haben wir auch nichts gewonnen.

DIE ZEIT: Was heißt das nun: Hilft die Homogenität des Löwschen Kaders – oder schadet sie?

Christoph Metzelder: Bisher hat sie geholfen, auf jeden Fall. Denn die Art und Weise, wie diese Mannschaft spielt, ist kein Vergleich zu früher.

DIE ZEIT: Jedenfalls bis zum Halbfinale.

Christoph Metzelder: (*lacht*) Könnte man sagen.

DIE ZEIT: Mal hypothetisch: Wenn Sie Bundestrainer wären und der geniale Rüpel Zlatan Ibrahimović einen deutschen Pass hätte ...

Christoph Metzelder: ... würde ich ihn zur WM 2014 nach Brasilien mitnehmen. Weil er von seiner Leistung her *outstanding* ist. In Deutschland fällt mir aber niemand ein, auf den Ähnliches zuträfe.

DIE ZEIT: Weil die jungen deutschen Profis durchweg Streber sind?

Christoph Metzelder: Vor allem sind sie viel, viel besser als früher! Ich rede jetzt nicht nur von Götze, Reus und Özil. Auch alle, die in meinem letzten Jahr bei Schalke aus der U19 in die erste Mannschaft kamen, haben eine unfassbar schnelle Auffassungsgabe und großartige Technik: Ball annehmen, Räume sehen, abspielen, antizipieren – das muss ich neidlos anerkennen. Ich habe nie ein Nachwuchsleistungszentrum kennengelernt. Als Jugendlicher, bei Preußen Münster, habe ich dreimal pro Woche trainiert. Heute trainieren die in ihren Internaten mehrmals täglich. Was da an Talenten aufläuft, ist gigantisch.

DIE ZEIT: Lassen Sie uns eine Zeitreise durch Ihre Jahre als Aktiver machen. Sind außer den Spielern auch die Trainer besser geworden?

Christoph Metzelder: Betrachten Sie nur mal die Mannschaftsfotos heute,

da stehen Experten aus allen Bereichen: Taktik, Fitness, Psyche. Als ich anfang, gab's einen Masseur. Heute stehen da drei Physiotherapeuten und dazu noch zwei Osteopathen.

DIE ZEIT: Fühlt sich eine Mannschaft diesen Trainerstäben gegenüber noch in der Mehrheit?

Christoph Metzelder: Ich habe in den letzten Jahren jedenfalls nicht mehr erlebt, dass sich eine Mannschaft noch gegen den Trainer formieren konnte.

DIE ZEIT: Weil der Trainer als Einzelkämpfer nicht mehr existiert? Weil die Trainer heute besser sind? Oder weil sie mehr objektive Argumente haben: Spielstatistiken, Ballbesitzzahlen, sogar Wärmebilder, die jeden Laufweg jedes Profis nachzeichnen?

Christoph Metzelder: Es ist alles davon. Als Matthias Sammer uns vor zehn Jahren in Dortmund trainiert hat, hatten wir keine Videoanalysen. Nach Spielen habe ich zwar zu Hause in den Spiegel geguckt und mir gesagt: »Das war nicht gut heute.« Aber ich konnte hoffen, dass der eine oder andere Fehler unentdeckt blieb. Heute werden selbst Trainingseinheiten aufgezeichnet. Nach jedem Spiel gibt es Statistiken zu allem: persönliche Laufleistung, Sprints, Zweikampfquote. Da bleiben dem Spieler kaum Argumente.

DIE ZEIT: Was ist die Folge? Erkenntnisgewinn oder zusätzlicher Druck?

Christoph Metzelder: Das hängt vom Wesen des Spielers ab. Ich war meine ganze Laufbahn lang ein Grübler. An den Spieltagen habe ich morgens im Mannschaftshotel gesessen und mir Gedanken über mögliche Fehler und deren Tragweite gemacht: »Was passiert, wenn ich an der Strafraumgrenze ...« Mit diesen Versagensängsten habe ich meine ganze Laufbahn über gekämpft. Das macht dauerhaft keinen Spaß – auch wenn es natürlich dafür sorgt, dass man extrem konzentriert ist.

DIE ZEIT: Gibt es Freiheiten, die Sie seit Ihrem Rücktritt besonders genießen?

Christoph Metzelder: Vor allem, Herr über den eigenen Kalender zu sein. Das ist für mich der größte Luxus: dass ich nicht mehr fremdbestimmt bin. Dass ich um elf Uhr abends in der Kneipe sagen kann: »Es gefällt mir so gut, ich bleibe bis eins.«

DIE ZEIT: Aus der Sicht eines normalen Arbeitnehmers klingt das nach Luxusproblemen ...

Christoph Metzelder: Das ist ein heikles Thema, klar. Wir verdienen viel Geld. Richtig ist aber auch: Der Fußballer zahlt einen Preis, als Teil eines Kollektivs und als öffentliche Person: Er gibt seine Freiheit ab.

DIE ZEIT: Nicht nur Sie haben kürzlich die Fußballwelt verlassen, auch Tim Borowski und Thomas Hitzlsperger sind gegangen – ungewöhnlich still. Hat auch das mit der Position auf dem Platz zu tun? Sind Defensive demütiger als Offensive?

Christoph Metzelder: Ich weiß nicht, ob das empirisch belegbar ist, aber ich glaube, da ist was dran. Vorne spielen die Künstler. Hinten stehen die Realisten, die vielleicht – hoffentlich – besser aufgestellt sind für das, was nach dem Fußball kommt. Während die großen Stars, die Künstler, das Leben danach wahrscheinlich als viel größere Herausforderung empfinden.

DIE ZEIT: Hitzlsperger hat der *Süddeutschen Zeitung* gesagt, er sei »kein überzeugter Selbstbewunderer«, deshalb falle ihm der Abschied leicht – aber der Fußball erziehe die meisten Leute zu genau zu dieser Selbstbewunderung. Was kann er gemeint haben?

Christoph Metzelder: Je auffälliger und erfolgreicher man spielt, desto öfter kriegt man von allen Seiten gesagt, wie toll man ist. Da beispielsweise zu reflektieren, dass die Rolle des Fußballprofis endlich ist, dafür braucht es einen gewissen Mut.

DIE ZEIT: Kann ein 20-jähriger Jungstar bescheiden bleiben, wenn er sich als Spielfigur auf der Playstation selbst begegnet?

Christoph Metzelder: Kann ich nicht sagen, ich habe das nie gespielt.

DIE ZEIT: Aber die Kabinengespräche müssen Sie doch mitbekommen haben: »Kollege, du siehst auf *Fifa 14* aber doof aus ...«

Christoph Metzelder: Das vielleicht nicht. Aber es gibt Gesprächsthemen, die normale 18-Jährige in der Art nicht führen. Über Uhren, über Autos.

DIE ZEIT: Wie ist es mit dem Tattoo als neuestem Statussymbol? Haben Sie eins?

Christoph Metzelder: Nee! Aber ich weiß, worauf Sie anspielen: Bei Real Madrid waren die Physiotherapeuten mehr damit beschäftigt, frische Tattoos einzucremen, als mit allem anderen.

DIE ZEIT: Haben Sie jemals von sich in der dritten Person gesprochen?

Christoph Metzelder: Ich hoffe nicht.

DIE ZEIT: Je für das Gehalt geschämt, das unter Ihren Verträgen stand?

Christoph Metzelder: Geschämt wäre der falsche Ausdruck. Aber ich glaube, dass ich reflektiert habe, was für irrationale Summen da stehen. Ich habe zwar bei allen Verhandlungen versucht, das Bestmögliche für mich rauszuholen. Aber einen Teil davon auch mit meiner Stiftung zurückgegeben.

DIE ZEIT: Zum Schluss möchten wir einige gängige Fußballfloskeln aufzählen – und Sie sagen bilanzierend, ob die wahr oder falsch sind.
Nummer eins: Geld schießt keine Tore.

Christoph Metzelder: Falsch. Sehen wir an den Bayern, an Paris, an Real Madrid.

DIE ZEIT: Spiele werden in der Abwehr gewonnen.

Christoph Metzelder: Mittlerweile unwahr. Die Bundesliga hat sich dem Offensivdiktat unterworfen, was nicht gut ist für die Abwehrspieler. Auch deswegen bin ich froh, dass ich raus bin. (*lacht*)

DIE ZEIT: Fußball ist der kürzeste Weg ins Krankenhaus.

Christoph Metzelder: Ich denke schon, dass Fußballspieler bald nicht mehr mit 35 Jahren aufhören werden, sondern mit 30. Weil sie früher anfangen.

Und weil die Belastung eine andere, größere ist. Wir alle wünschen uns, dass Leute wie Messi, Götze und Draxler ewig diesen leichtfüßigen Fußball spielen – aber ich bezweifle, dass das nach der ersten richtig schweren Verletzung möglich ist. Auffällig ist auch: Es gibt im Fußball weniger krasse Unfallverletzungen, Brüche und Risse. Aber ich höre jetzt immer: Knorpelprobleme. Das bedeutet Abnutzung, schon bei jungen Spielern. Einen Bruch kann die Medizin heilen. Aber wenn der Knorpel im Knie weg ist, geht es halt nicht mehr.

DIE ZEIT: Am Ende eine Weisheit Ihres Kollegen Erik Meijer: Nichts ist scheißer als Platz zwei.

Christoph Metzelder: Wahr. Absolut.

Christoph Metzelder

hat für einen Fußballprofi eine ungewöhnliche Bilanz: Für die deutsche Nationalelf trat er bei den Weltmeisterschaften 2002 und 2006 an, auch bei der EM 2008. Insgesamt bestritt der Innenverteidiger 47 Länderspiele – kam als Vereinsfußballer für Borussia Dortmund, Real Madrid und Schalke 04 in 13 Profijahren aber nur auf 201 Ligaspiele. Immer wieder bremsten ihn Verletzungen, unter anderem ein Fußbruch, mehrere Nasenbeinbrüche, Muskelfaserrisse und Achillessehnenprobleme. 2013 beendete er seine Karriere.

DIE DEUTSCHE NATIONALMANNSCHAFT

Augen auf und durch

Als Mittelstürmer war er gewaltig gefürchtet, jetzt ist er als Trainer der U-21-Nationalmannschaft für den Schliff der Rohdiamanten des deutschen Fußballs zuständig. Ein Hofbesuch bei dem unverwüstlichen Fußballlehrer Horst Hrubesch

VON HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS
DIE ZEIT, 25.07.2013 Nr. 31

Auf diesem Gut möchte man Pferd sein oder wenigstens der Hofhund. Allein der Stall, schräg gegenüber dem Haupthaus – ein Kunstwerk, das Horst Hrubesch da geschaffen hat. Er griff zu Kelle und Kleister, und als er fertig war, klebten grüne, gelbe und weiße Fliesen-Ornamente an der Wand. Eine kleine Hommage an den Hundertwasser-Bahnhof im nahen Uelzen. Was die drei Pferde wohl von der Farbwahl halten? Bestimmt finden sie alles gut, was der Meister macht. Ähnlich scheint es den beiden Hunden zu gehen, zwei Rhodesian-Shepherds, »Sohn des Häuptlings« heißt der ältere. Wenn der Gutsherr um die Ecke biegt, dann ist was los. Bellen, springen, raufen – bis Häuptling Horst das Kommando übernimmt: »Hinsetzen!« Durchgedrücktes Kreuz, fast zwei Meter ist er groß. »Hin-set-zen!« – jetzt ist Ruhe.

Klein-Ellenberg bei Suhlendorf in der endlosen Weite Nordniedersachsens. Wogende Getreidefelder, dazwischen roter Backstein, ein paar Heide-Höfe und Trecker, die über schmale Straßen schleichen. Selbst wer langsam fährt, ist schnell durch. Seit 14 Jahren wohnt Hrubesch hier mit seiner Frau, sie sind seit mehr als vierzig Jahren ein Paar. Im Laufe der Zeit hat er die alten Gemäuer durchkämmt, hat gehämmert und getackert. Zum Schluss hat der gelernte Dachdecker hinten an der Koppel noch eine Sauna installiert und gegenüber eine Bar. »Zur letzten Runde« steht über der Eingangstür – was ziemlich irreführend ist!

Mehr Hrubesch war nie. Er ist ein Mann der Stunde, mindestens so sehr wie Trainer Pep Guardiola in München. Denn Hrubesch, besser als »Kopfballungeheuer« bekannt (so wird er mittlerweile auch in Kreuzworträtseln abgefragt), muss sich um die Rohdiamanten von Fußball-Deutschland kümmern. Er soll dafür sorgen, dass die Erfolgskette nicht reißt und die Nation am Ball auch übermorgen an der Spitze ist. Gerade eben hat sich der 62-jährige Fußballlehrer die Verantwortung für die Jugendnationalmannschaften des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) auf die Schultern geladen, in der Stunde der Not.

Denn die U-21-Nationalmannschaft scheiterte bei der Europameisterschaft in Israel vor zwei Monaten nach Niederlagen in den ersten beiden Gruppenspielen gegen die Niederlande und Spanien vorzeitig. Es war eine Blamage für den DFB, der bis zu dieser bitteren Stunde vom Stolz über den Triumph bei der U-21-EM vor vier Jahren wie berauscht schien. Es hatte doch noch nie zuvor in diesem Land so viele erstklassige Talente gegeben. Vom Plan, diese Mannschaft könnte wie ihre Vorgänger 2009 mit Özil, Neuer, Hummels oder Khedira durch einen EM-Sieg auch die Nationalelf bei der Weltmeisterschaft im Jahr 2014 in Brasilien beflügeln, blieb nun allerdings nicht mehr viel übrig. Auf einmal drohte Fußball-Deutschland auf der Suche nach Identifikation den Halt zu verlieren. Trainer Rainer Adrion wurde entlassen. Und dann fiel sein Name. Hrubesch! Besonders einfallsreich war das nicht, war Hrubesch doch derjenige, der bereits die Siegermannschaft 2009 trainiert hatte. Aber das Naheliegende muss ja nicht immer falsch sein. Also übernahm der Häuptling wieder sein Amt – Horst Hrubesch kam nach Hause.

Zuletzt fischte Horst Hrubesch an norwegischen Gewässern Lachse

Dieser Mann ist nicht der Typ für ein Sabbatical in New York. In den letzten Jahren fischte »der Lange« an norwegischen Gewässern Lachse. Angeln ist seine größte Leidenschaft. Der Europameister von 1980 hat zusammen mit einem Angel-Experten ein Buch verfasst. *Dorschangeln vom Boot und an den Küsten* heißt es. Das Handbuch ist vergriffen. »Ein Jammer«, sagen viele.

Seine blonden Haare sind dünn, aber immer noch dicht. Sein Gang ist energisch, der Oberkörper rudert ein wenig, man sieht vor sich, wie er damals, im April 1980, im Alter von fast 29 Jahren gegen Österreich antrat, Geschwindigkeit aufnahm und die gegnerische Abwehr durchmaß. Man erinnert sich an sein erstes Länderspiel, Hrubesch schoss und köpfte Deutschland zwei Monate später mit zwei Treffern im Endspiel gegen Belgien (2:1) zum EM-Titel.

Auch jetzt geht Hrubesch voraus in Richtung Pferdekoppel, die Hunde brav bei Fuß. Er will noch nach den Haflingern sehen. Die Sonne steht hoch über der Heide, Hrubesch hebt leicht den Kopf und blinzelt in den Himmel. Diese Augen, besondere Augen, auf sie war immer Verlass! »Das war mein großer Vorteil, sag ich jetzt mal. Denn das kann man nicht trainieren, die Augen beim Kopfball nicht zu schließen, es ist ja ein Reflex. Ich konnte das, ich ließ sie auf.«

Skeptiker gab es bereits vor fünf Jahren, als Hrubesch die Nationalmannschaft der U-21-Junioren zum ersten Mal übernahm. Dann wurde die Truppe in Schweden Europameister. Seitdem wird der Triumph-Trainer als Solitär, als alterslos, als Ausnahme von der Regel betrachtet. Er wird bewundert; was er macht, wirkt für den ein oder anderen aber auch ein bisschen unheimlich.

Allein der Name, dieses verhauchte H! Wer so heißt, der arbeitet Fußball

Hrubesch hat an der Theke seiner Bar zwei Kaffee aufgesetzt. Das Wasser röchelt durch die Maschine. Nun muss er sich wieder mit diesen strebsamen Fragen auseinandersetzen: Was ist moderner Fußball? Welches System verspricht Erfolg? Ist er mehr für die Doppelsechs? Welcher Taktik fühlt sich Horst Hrubesch verpflichtet?

Es gibt Augenblicke, da scheint sein großer Körper so viel Energie zu erzeugen, so viel Begeisterung, dass sich der Trainer nicht anders helfen kann, als die rechte Faust ein paarmal beherzt in die linke Hand zu schlagen. »Paff!« Danach scheint es ihm besser zu gehen. Theorien, Systeme? »Die Ausbildung muss einheitlich sein, einheitlich von unten nach oben!«

Hrubesch gerät ins Dozieren, steht auf, setzt sich wieder hin und lässt dabei sein Gegenüber nicht für einen Moment aus den Augen. Es sei ein Fehler, »nur positionsbezogen auszubilden, ich jedenfalls will die Vielseitigkeit fördern«. Die Erfahrung zeige – »im Laufe der letzten 15 Jahre habe ich immer Nachwuchs gemacht« –, dass Phasen mit eher offensiveren Spielern anderen mit eher defensiveren Typen folgten. »Talent allein genügt nicht, Erfolg kommt nur über die Arbeit. Den Ball nehmen und es wieder versuchen, immer wieder. Das ist meine Präambel.«

Hrubesch weiß, dass beim DFB ein anderer, ein noch größerer Häuptling ist: Bundestrainer Joachim Löw. Die U21 gehört zu Löws Einflussbereich, er kann entscheiden, welche Spieler ganz nach oben in die A-Nationalmannschaft aufsteigen und welche sich mit Auftritten in der U21 begnügen müssen. Aber die Frage nach Hierarchien treibt Hrubesch nicht mehr um. Er ruht in sich, er muss sich nicht mehr reiben.

Dazu passt auch diese Stimme. Es ist ein angenehmes Westfälisch, das Hrubesch spricht, das »r« weitgehend untergepflügt, dazu ein kräftiger Schuss Revier-Schmelz, Tribut an die glückliche Zeit bei Rot-Weiss Essen. Genau genommen seien es nicht nur seine Augen gewesen, die ihn herausgehoben hätten, sondern ein besonderes »Talent«: Er hat Handball gespielt, wohl von daher dieses Gefühl für das richtige Timing. So ist er einer der Besten geworden. Treffen oder nicht treffen – obwohl es bei einem Kopfball um Hundertstelsekunden geht, machte er die Tore, manche »mit Ansage«, wie er sich erinnert. »Zweiter Pfosten, fünf Meter, da stand ich dann.«

Allein der Name Hrubesch, dieses verhauchte H! Wer so heißt, der arbeitet Fußball, der spielt ihn nicht. Alte Fotos zeigen ihn nach dem Schlusspfiff, ein Berserker mit schweißverklebten Haaren, die Farbe seines Trikots ist kaum noch zu erkennen. »Achtung, Bundesliga-Torhüter«, hieß es 1977 in den Zeitungen, »nehmt euch in Acht vor diesem Mann.« Die Hrubeschsche Stirn hatte einen Flankenball derart wuchtig ins Tor geköpft, dass das Leder im Winkel stecken blieb.

Aber das alles war gestern, vorgestern. Die Frage lautet: Ist ein Mann, der sich am liebsten mit Dorsch und Pferd umgibt, heute noch in der Lage, junge Nationalspieler an ihre Grenzen zu führen? Brauchen moderne Zeiten nicht moderne Trainer? Benötigen moderne Spielsysteme nicht Analytiker, verlangen sie weniger nach Eisenstirnen denn nach Superhirnen, nach Trainern, die wahnhaft als Erstes alles Dagewesene über den Haufen werfen?

Geboren in Hamm – alte Hansestadt. Einem Westfalen sagt man vieles nach, nicht aber, dass er gefährlich schnell die Bodenhaftung verliert. Bevor er den ersten Profivertrag unterschreibt, verabredet Geselle Hrubesch mit dem Chef der Dachdeckerei eine Freistellung für zwei Jahre. Wenn alles schiefgeht, darf er bei der Firma Grosskopp wieder auf den First. Gleich im ersten Jahr macht er 18 Tore, »man wundert sich«, sagt er heute, »wie alles explodiert ist, wie sich alles gefügt hat«.

Sein erstes großes Engagement führt ihn zu Rot-Weiss Essen, wo Willi »Ente« Lippens ihm die Flanken schlägt. Dann holt ihn HSV-Manager Günter Netzer nach Hamburg, dort verflacht die Freude schnell. Nur drei Tore nach zwölf Spielen, der neue Mittelstürmer gilt als Fehleinkauf. Alles fügt sich? Trainer Branko Zebec rät ihm: »Tu all den Mist in den Zeitungen nicht lesen, lass sein!« Hat er aus Niederlagen gelernt? Ach was! »Das meiste habe ich aus Siegen gelernt!«

Als Ernst Happel, der Österreicher, 1981 als Trainer zum HSV kommt, beginnt eine besondere Beziehung. Happel, überall als Grantler verschrien, hält seine Hand über Hrubesch. Irgendwann, nach einem besonders schönen Hackentrick, nennt Happel ihn »meinen Zauberer«, ihn, der doch bis dahin nur als dieses Kopfballungeheuer durchgegangen ist. Unglaublich.

Hrubesch beobachtet seinen Trainer genau, achtet auf die Mimik, die Gestik, auf die Körpersprache überhaupt. Der Happel habe sich gerade gemacht, wenn er vor die Mannschaft trat. Wem er etwas zu sagen hatte, dem blickte Happel direkt in die Augen. »Ich habe ihn das letzte Mal zwei Wochen vor seinem Tod im Krankenhaus gesehen«, erinnert sich Hrubesch. »Brauchst nicht mehr zu kommen, Zauberer, das war dein letzter Besuch.«

In der Bar neben der Pferdekoppel ist Hrubesch wieder aufgestanden. Er schlägt vor, mit den Hunden über die Wiesen zu spazieren. Den gleichen Weg schlägt er auch ein, wenn er die beiden Haflinger vor die Kutsche spannt. Die Tour führt an Windrädern vorbei. Das Geräusch dieser weißen Ungetüme, dieses scharfe Surren der Flügel, mochten anfangs weder die Hunde noch die Pferde. Also ist Hrubesch vorgegangen und die Tiere hinterher. Warum, fragt man sich, laufen am Ende eigentlich alle in die Richtung, die dieser Hrubesch vorgibt?

Ernst Happel, das räumt Hrubesch ein, habe ihm auch Tadel und Lob, Enttäuschung und Begeisterung beigebracht – alles ausgedrückt in einem Blick. Er überlegt einen Augenblick. »Wer als Franz geboren wird, der sollte als Franz durchs Leben gehen und nicht als Fränzchen.« In Phasen von Selbstzweifeln empfiehlt er einem Spieler notfalls, mal einen Anzug anzuziehen, vielleicht ein weißes Hemd. »Dann stellt man sich vor den Spiegel, man sieht sich und denkt: eigentlich ein guter Typ.«

Und was macht man mit denen, die schon alles können? Manchmal fordern die jungen Meisterspieler ihren Trainer dazu auf, beim nächsten Mal die alten Kassetten mitzubringen, die Hrubesch zeigen, das Ungeheuer, den Mann mit der 9 auf dem Rücken, wie er in der Luft steht über all den anderen. Kommt nicht infrage. Er will nichts mehr beweisen müssen. Wenn sie überhaupt keine Ruhe geben, dann nimmt er einen Ball, legt ihn auf den Elfmeterpunkt, nimmt Anlauf, schießt ihn rein und dann noch einen hinterher.

Womöglich ist Horst Hrubesch der beste Trainer der Welt für jene, die jung sind und schon alles richtig machen. Für diese »One-Touch-Spieler«, die 90 Minuten lang rennen und rotieren. Denen man alles zu Füßen legt, die bestimmt mal nach München wechseln oder nach Barcelona. Ob sie seine Geschichte eigentlich kennen? Und dann treffen sie ihn, bei der U18 oder der U21, diese Kante, diesen sonderbaren Mann, der solche Sätze sagt: »Wer ehrlich mit mir ist, der wird schnell merken, dass ich alles für ihn tue.«

Hrubesch bleibt stehen. Seine Hunde sind irgendwo im Unterholz verschwunden. Er lässt sie noch. Vor Wochen ist ihm ein Reiter

entgegengekommen, der keine Ahnung davon hatte, wie sparsam nur man Sporen benutzt. Sieh zu, dass du von diesem Pferd kommst, hat er ihm zugerufen. »Ich fasse nicht rein, ich gehe nur hin«, sagt er, »unglaublich, was Körpersprache ausmacht.« Dies gelte für Hunde, für Pferde, ja auch für das Zusammenleben in der Familie und beim Umgang mit jungen Fußballspielern.

Ob man die Beispiele nicht ergänzen könnte? Was ist mit den Fischen? Reagieren die auch? So abwegig findet Horst Hrubesch die Frage gar nicht. Er kommt auf sein Buch über das Verhalten der Dorsche zurück. Sein letztes Exemplar hat er verschenkt. Er hätte gern noch mal darin geblättert.

Vor Kurzem hat er mal bei eBay nachgesehen: »*Dorschangeln vom Boot und an den Küsten*, 85 Euro« – Hrubesch kneift die Augen zusammen. Meine Herren, das war ihm zu viel.

Horst Hrubesch

Als Mittelstürmer spielte Hrubesch für Rot-Weiss Essen, den HSV und Borussia Dortmund und gewann drei Meisterschaften. 1980 wurde er als Spieler Europameister. Seit 2000 coacht Hrubesch die Nachwuchsmannschaften des DFB.

WM 2014

Wer zählt zum Favoritenkreis und wie stark sind die deutschen Gegner?

WM 2014

»Liefere, Löw!«

**Die TV-Kommentatoren Marcel Reif und Béla Réthy sind sich sicher:
Brasilien ist die letzte Chance für Deutschlands goldene
Fußballergeneration**

VON MORITZ MÜLLER-WIRTH UND BERND ULRICH
DIE ZEIT, 05.06.2014 Nr. 24

DIE ZEIT: Meine Herren, haben Sie Angst vor der WM?

Béla Réthy: Nein, ich freue mich. Dieses ganze Angstgerede hat mich schon vor der WM in Südafrika genervt. Natürlich, jeder Tote in einer Favela ist tragisch, aber insgesamt ist die Situation in Brasilien doch viel sicherer und entspannter als noch vor ein paar Jahren.

DIE ZEIT: Wir meinten eigentlich: die Angst vor Gegentoren.

Béla Réthy: Nein, vor Gegentoren habe ich keine Angst. Sportlich ist mir das persönlich relativ egal.

Marcel Reif: Red dich nur um den Kopf, Béla, pack richtig aus!

Béla Réthy: Ich fahre ja nicht als Fan dahin. Klar freue ich mich, wenn es klappt für Deutschland, aber wir sind ja nicht dabei, um die DFB-Pressestelle zu ersetzen. Insofern: keine Angst vor Gegentoren.

DIE ZEIT: Herr Reif, Sie sind diesmal nicht vor Ort. Schauen Sie auch so kühl auf das Turnier wie Ihr Kollege Réthy?

Marcel Reif: Ich gucke aus der Distanz drauf, im doppelten Sinne. Aber ich möchte mir leisten, auch Fan zu sein, Fan des guten Fußballs. Ich freue mich für jede Mannschaft, die mir den bieten wird, und ärgere mich über jedes schlechte Spiel. Denn das kostet mich meine Zeit, und zwar in diesem Fall sogar: die Freizeit. Aber ich freue mich, wenn Deutschland Weltmeister wird.

Béla Réthy: Ich auch.

Marcel Reif: Das ist doch jetzt schön politisch korrekt von uns.

DIE ZEIT: Was heißt politisch korrekt? Sie verstehen sich ja beide als Journalist. Gehen Parteilichkeit und Objektivität denn zusammen?

Béla Réthy: Klar geht das. Man kann die Fehler benennen, die Taktik kritisieren oder die Personalentscheidungen, und sich trotzdem freuen, wenn der Erfolg eintritt.

Marcel Reif: Ich kommentiere bei einem deutschen Sender für ein deutsches Publikum eine deutsche Mannschaft. Wenn ich dann sagen würde: Ich finde aber die anderen grundsätzlich besser, wäre das schwer durchzusetzen, glaube ich.

DIE ZEIT: Man würde Sie feuern?

Marcel Reif: Dazu würde es nicht kommen, im Ernst: Es ist klar, dass man da parteiisch ist, aber das darf mich doch nicht blind machen. Ich kann nicht Dinge plötzlich anders bewerten, nur weil ich mich freuen würde, dass Deutschland gewinnt. Wenn ich einen Reporter höre, der zum Fan wird, dann ärgere ich mich, weil ich denke, das ist so eine dumme, selbst gestellte Falle.

DIE ZEIT: Die Parteilichkeit?

Marcel Reif: Die Blindheit, die aus durchaus nachvollziehbarer Parteilichkeit entsteht, macht mich wahnsinnig.

DIE ZEIT: Darf man als Reporter hoffen, dass Deutschland gewinnt?

Béla Réthy: International darf man das. Wobei, da hat sich sehr viel verändert. Ich kann mich noch erinnern, wenn ich die Kommentare in den sechziger, siebziger Jahren gehört habe, zum Ende der 68er-Zeit, da war das ja völlig tabu, dass man als Reporter Emotionen gezeigt hat für eine nationale Sache. Das hat sich erst mit dem »Sommermärchen« 2006 gewandelt, als die schwarz-rot-goldene Beflaggung das erste Mal auch im Ausland keine Antipathien hervorgerufen hat, sondern Sympathien geweckt hat für ein fröhliches, entspanntes Volk.

DIE ZEIT: Geht Fußball überhaupt objektiv, ohne Emotionen?

Marcel Reif: Wenn beim Fußball keine Emotionen mehr dabei sein dürfen, beende ich das Gespräch sofort und bin hier jetzt weg! Ich hoffe, dass ich bis zum Ende meiner Reportertätigkeit noch große Emotionen empfinde, dass ich in Spielen mehr erlebe als das Verschieben und die Doppelsechs oder die falsche Neun. Wenn mir ein Spiel keine Emotionen erlaubt, ist es ein schlechtes Spiel.

DIE ZEIT: Wir machen mal einen Vorschlag zur Definition: Fußball ist wie Sex! Banal und alltäglich und gleichzeitig mit das Großartigste, was es gibt.

Marcel Reif: Das stimmt, und warum ist das so? Weil ich mit meinen Kindern stundenlang kicken kann. Weil ich dann ins Stadion gehe, am Mikrophon total ausraste, nur weil da ein Ball in der Gegend rumfliegt, und mich dabei nicht lächerlich mache mit meinen 64 Jahren, sondern vielmehr von wildfremden Leuten sehr respektvoll beim Verlassen des Stadions angesprochen werde: Herr Reif, guten Tag, wie geht es Ihnen? Wie sehen Sie das heute?

Béla Réthy: Der Vergleich mit dem Sex ist eigentlich ganz gut: Jeder meint, es zu können ...

Marcel Reif: ... aber nicht jeder kann es gleich gut. Wie beim Fußball.

Béla Réthy: Beides ist so einfach, so banal eigentlich. Manchmal wird beides allerdings unnötig verkompliziert.

DIE ZEIT: Manchmal erscheint Fußball heute mehr als Wissenschaft denn als Leidenschaft. Pass-Statistiken, Laktatwerte, Laufweganalysen, Pressing-Tabellen.

Marcel Reif: Nehmen Sie Pep Guardiola. Da hast du das Gefühl, immer, egal, was der macht: Boah, das ist sicher was Tolles, was hat der sich jetzt schon wieder ausgedacht, der denkt doch angeblich Tag und Nacht über Fußball nach. Dann fragst du dich: Verdammt, jetzt machst du das doch so viele Jahre, warum verstehst du das nicht auf Anhieb? So einfach kann es

nicht sein, wie es jetzt aussieht, da muss eine Strategie dahinter sein.

Béla Réthy: Der Höhepunkt war der »absichtliche Fehlpas«, den Guardiola angeblich bei Barcelona hat spielen lassen. Da haben Kollegen allen Ernstes geschrieben, dass in einer gewissen Situation ein Ballverlust vorsätzlich eingesetzt wurde, um den Gegner in einen Raum zu locken.

Marcel Reif: Genau an der Stelle denke ich manchmal: Jetzt reicht's! Und dann erlaube ich mir zumindest innerlich, zu sagen: Das gefällt mir nicht. Das finde ich falsch, was er macht. Und ich merke, damit lebt es sich leichter, als wenn ich mich immer nur frage: Mensch, habe ich wieder irgendein Verschieben nicht gesehen im Ansatz? Ich lese dann, dass es Trainer gibt, die sich stundenlang Videos angucken und dann beim Assistenten anrufen und sagen: Ich hab die entscheidende Schwachstelle gefunden. Und ich denke: Mist, die würde ich nie finden! Himmel, Arsch, wie habt ihr das bloß gefunden? Und an der Stelle sage ich: Danke schön, das ist nicht mehr mein Sport. Sucht, was ihr wollt, findet, was ihr wollt, mir egal, aber spielt einfach guten Fußball.

Béla Réthy: Ich schaue auch immer nach abkippenden Sechsen oder anderen taktischen Volten, aber entdecke sie meistens auch nicht. Da wird sehr viel reingedoktert in diesen Sport, und das tut ihm manchmal nicht gut.

DIE ZEIT: Womit wir schon bei der WM wären und beim Bundestrainer, der Guardiola ähnelt: dieselbe Aura, schlank, Maßanzug, Philosophie, sehr theoretisch, sehr klar.

Marcel Reif: Ich bitte zu beachten: Guardiola hat doch fast immer etwas gewonnen bisher. Löw hat, soviel ich weiß, noch nichts gewonnen. Deswegen bin ich sehr gespannt auf diese WM.

DIE ZEIT: Wird Löw diesmal etwas gewinnen?

Marcel Reif: Es gibt, beginnend mit der WM 2006, ein Muster, das ich beobachtet habe, und dieses Muster macht mir Sorgen. Sie erinnern sich an das Halbfinale 2006 in Dortmund: Deutschland gegen Italien. Am Morgen dieses Spiels rufe ich Urs Siegenthaler an ...

DIE ZEIT: ... den Scout von Löw, der damals noch Co-Trainer war ...

Marcel Reif: ... und der sagt: Heute Abend müssen wir mal ein bisschen was anders machen. Und da habe ich gesagt: Urs, aber warum, um Gottes willen? Niemand verlangt, dass ihr Weltmeister werdet? Warum lasst ihr das denn jetzt nicht laufen, wie es jetzt läuft? Dieses ganze Volk, das ganze Land, ist doch nach dem Viertelfinalsieg gegen Argentinien im Elfmeterschießen total euphorisiert von eurer Spielweise! Warum lasst ihr die nicht laufen, und wenn es schiefeht, geht's halt schief. Aber nein: Sie wollten unbedingt anders spielen, erwachsen, das Spiel der großen Jungs. Das hatte sich, wir wissen das heute, Löw ausgedacht.

Béla Réthy: Jetzt bist du ungerecht. Torsten Frings, eine zentrale Figur im Turnier, war gesperrt, mit ihm wäre der Plan vermutlich aufgegangen.

Marcel Reif: Löw wollte das Spiel der großen Jungs spielen, und die großen Jungs haben ihm gezeigt, wie das geht: Italien. Das war 2006. Danach kam die EM 2008, Löw war Bundestrainer, wir waren im Finale gegen Spanien. erinnert ihr euch an die Taktik?

Béla Réthy: Wir hatten jedenfalls keine einzige Chance.

Marcel Reif: Von Anfang an hatte man den Eindruck, dass die Mannschaft nur einigermaßen glimpflich aus der Angelegenheit rauskommen wollte. Okay, es hieß, die Mannschaft wachse, es gab einen Umbruch nach 2006. Sie wächst? Okay, geschenkt, aber so? Dann kam Südafrika 2010! Mit einer deutschen Mannschaft, die so grandios spielte, dass ich sechs Wochen lang auf den Knien gerutscht bin und dachte: dass ich in meinem Alter das noch erlebe, dass ich mich wieder so freuen kann über eine deutsche Nationalmannschaft. Und die ganze Welt hält den Atem an: Deutschland spielt schön, spielt schön, spielt schön. Wir kommen ins Halbfinale gegen Spanien – guckt euch das Spiel bitte wieder an. Genau dasselbe wieder, wir geben unser Spiel auf! Wir reagieren auf Spanien. Wir lassen die machen. Mal sehen, was passiert. Und: Was passiert?

Béla Réthy: So war es. Die Spanier begegnen uns in den ersten zehn Minuten

mit einem gewaltigen Respekt. Die guckten sich das alle so an, spielten hin und her. Und dann zogen sich die Deutschen immer weiter zurück, und es gab genau auf meiner Höhe eine Dreierkonstellation zwischen Pedro, Xavi und Iniesta. Nonverbal. Es gab ein kurzes Zeichen und ein kurzes Lachen von Iniesta. Und in diesem Augenblick haben die das Tempo angezogen nach dem Motto: Guck mal, die Deutschen haben Schiss vor uns! Das war körperlich spürbar. Von da an war es geschehen um die deutsche Mannschaft.

Marcel Reif: Und dann 2012.

DIE ZEIT: Niederlage gegen Italien. Wieder Italien.

Marcel Reif: Wieder, nicht weil die so eine tolle Mannschaft hatten, sondern weil wieder reagiert und nicht agiert wurde. Man muss sich einstellen auf so eine Mannschaft. Aber ein ganzes System abstellen auf einen Spieler ...

DIE ZEIT: ... den genialen italienischen Regisseur Andrea Pirlo.

Marcel Reif: Bei allem Respekt. Egal, wer da spielt im Mittelfeld, dem haust du – hart, aber fair – ganz einfach auf die Socken. Stattdessen wurde ihm ein Mann an die Seite gestellt ...

DIE ZEIT: ... Toni Kroos ...

Marcel Reif: ... der hatte in seinem Leben noch niemanden manngedeckt, der weiß bis heute nicht, wie das geht. Das war einfach zu verkopft und deshalb hanebüchen vercoacht.

DIE ZEIT: Ist die WM in Brasilien nun die letzte Chance für diese goldene Generation der Deutschen?

Béla Réthy: Was kommt denn dann? 2016 die EM in Frankreich, da sind die Schweinsteigers und Lahms und Podolskis so 32. Ja, das ist schon die letzte Gelegenheit für diese Generation.

Marcel Reif: Wenn es diesmal nicht klappt, wird das ganze System infrage gestellt. Deswegen geht es dieses Mal auch um das Wie. Ein überlegen geführtes Finale, unglücklich verloren, das ist okay. Aber weniger geht nicht. Dann wird Löw kein Trainer mehr sein – das weiß er selbst. Das kannst du

nicht mehr argumentieren. Das ist eine goldene Generation. Es gab noch nie eine Mannschaft mit so vielen guten Fußballspielern in Deutschland. Noch nie!

Béla Réthy: Wenn du im Halbfinale gegen Brasilien mit 11:12 im Elfmeterschießen mit zerrissenem Trikot und zerkratztem Gesicht heldenhaft ausscheidest, dann ist das was anderes. Kommt immer auf das Wie an.

Marcel Reif: Unglücklich raus im Halbfinale? Das wird nicht mehr funktionieren. 2008 war diese Mannschaft schon weit, 2010 sehr gut drauf und 2012 in einem fast perfekten Zustand. Ich weiß nicht, ob die Chance noch mal kommt.

Béla Réthy: Jetzt heißt das Unternehmen: Titelgewinn. Es ist die beste Mannschaft, die wir je hatten, eine ideale Mischung aus Erfahrung und Jugendlichkeit, jedenfalls wenn Neuer, Lahm und Khedira fit sind. Es ist alles geklärt. Wir wissen, wer unsere Gegner sind. Die Spanier sind satt. Die Brasilianer haben furchtbar Druck zu Hause – da heißt es einfach nur: Liefern, Löw!

Expertenrunde

Marcel Reif 1949 im polnischen Wałbrzych geboren, emigrierte nach Tel Aviv und zog später nach Kaiserslautern. Der Sky-Kommentator moderierte unter anderem das Champions-League-Spiel zwischen Real Madrid und Borussia Dortmund, bei dem ein Tor umfiel.

Béla Réthy siedelte kurz nach der Geburt 1965 mit seiner Familie von Wien nach São Paulo um und kam mit zwölf Jahren nach Deutschland. Seit 1987 arbeitet Réthy für das ZDF.

»Angst ist mein Antrieb«

Der dreifache Weltfußballer Ronaldo über kaputte Knie, die Lektüre von Kafka und seine beiden Tore gegen Oliver Kahn im WM-Finale von 2002

VON CATHRIN GILBERT UND HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS

DIE ZEIT, 23.01.2014 Nr. 05

DIE ZEIT: Warum können Brasilianer nur so gut Fußball spielen?

Ronaldo: Das ist schwer mit Worten zu fassen. Fußball ist Teil unserer Kultur. Es ist ein Gefühl, es ist eine Leidenschaft. Als ich ein kleiner Junge war, gab es rechts und links der Straßen Felder, auf denen wir spielen konnten. Vor 25 Jahren fingen sie dann an, auf diesen Feldern Hochhäuser zu bauen. Wir dachten damals, die Stadtplaner machen alles kaputt, die zerstören unsere Kultur. Aber das passierte nicht. Zwischen all den Hochhäusern entstanden neue Fußballplätze. Ich glaube, das ist es, was uns ausmacht. Wir sind immer in der Lage, irgendeinen Ausweg zu finden. Man kriegt uns nicht klein.

DIE ZEIT: Sie haben vor knapp zwei Jahren Ihre Karriere beendet. Trotzdem wurden Sie gerade von einem Chauffeur in einem Auto mit abgedunkelten Scheiben zur *ZEIT*-Redaktion gefahren. Wenn Sie aussteigen, dann bleiben die Leute stehen. Wie fühlt es sich an, überall erkannt zu werden?

Ronaldo: Ich spüre, wenn die Leute mich anstarren. Begehrt zu werden gibt mir nichts. Aber ich brauche den Kontakt zu den Menschen, ich möchte ihre Nähe spüren. Ich versuche auch, so normal wie möglich zu leben. Deshalb bin ich mit einem normalen Linienflugzeug nach Hamburg gekommen.

Ronaldo ist in offizieller Mission nach Deutschland gereist – als Fifa-Botschafter für die Weltmeisterschaft in Brasilien. Eine gute Wahl. Was anderen an Optimismus und Vorfreude fehlt, bringt Ronaldo im Übermaß mit.

Alles wird gut! Während er die allfälligen Fragen nach Sicherheit, Bauverzögerungen und fehlenden Stehplätzen im neuen Maracanã-Stadion beantwortet (»Bei einem Tor stehen sowieso alle auf!«), kreist sein Handy um die Finger seiner rechten Hand. Als es vibriert, geht er nicht ran.

DIE ZEIT: Spielen Sie wieder Fußball, nur zum Spaß?

Ronaldo: Nein. Damit ist es vorbei. Ich habe genug gespielt. Mein Problem ist, dass ich mich nur noch unter Schmerzen bewegen kann.

DIE ZEIT: Was tut Ihnen weh?

Ronaldo: *(krempele die Jeans bis zum rechten Knie hoch)* An diesem Knie hatte ich vier Operationen. Nicht am Meniskus, auch nicht am Kreuzband. Die Sehnen sind einfach schlapp. Hier *(krempele das linke Hosenbein hoch)* wurde ich zweimal operiert. Wieder die Sehnen. Die haben die Belastung einfach nicht ausgehalten. Die Knie haben während meiner Karriere extrem gelitten. Na ja, und irgendwann dann auch der Rest meines Körpers.

DIE ZEIT: Warum haben Sie trotzdem immer weitergespielt?

Ronaldo: Es gibt diese Spieler, die über ihre ganze Karriere hinweg keine Verletzungen haben. Normal ist jedoch, leiden zu müssen. Wir müssen sehr viele Spiele bestreiten, und Fußball ist eine Kontaktsportart. Aufzuhören war für mich nie eine Alternative.

DIE ZEIT: Sie bereuen nichts?

Ronaldo: Als Profi leben Sie ständig in einem Hamsterrad. Ich habe jahrzehntelang nur für den Fußball gelebt, zu einhundert Prozent. So wurde ich sozialisiert. Es gab nichts anderes als Ernährungspläne, Trainingspläne, Spielkalender, Reisepläne, das war ein Leben für den Erfolg. Da habe ich nicht zwischendurch nachgedacht. Ich war wie paralysiert.

DIE ZEIT: Gab es Fehler in Ihrem Leben, die Sie besonders gerne gemacht haben?

Ronaldo: Der größte Fehler, den ich bewusst begangen habe, erfolgte gegen Ende meiner Karriere. Damals funktionierte mein Stoffwechsel nicht mehr so

richtig, und es wurde immer schwieriger, mein Idealgewicht zu halten. Irgendwann habe ich aufgehört, darauf zu achten, wie viel ich esse.

DIE ZEIT: War das Ihre Art der Rebellion gegen all die Zwänge im durchgetakteten Fußballgeschäft?

Ronaldo: Ja, es war meine Art der Befreiung. Aber nicht nur das. Wenn man immer so funktioniert hat wie ich, dann muss man das normale Leben neu lernen, ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können. Es ist unheimlich schwierig für mich, Sport zu treiben, mich fit zu halten, etwas für meine Gesundheit zu tun. Was ganz normale Menschen tun, musste ich tatsächlich erst lernen.

DIE ZEIT: Sie haben in einer brasilianischen Fernsehsendung öffentlich abgenommen. War das Spaß oder Ernst?

Ronaldo: Das war total ernst. Was denken Sie denn? Die haben mir drei Monate Zeit gegeben, um zwanzig Kilo abzuspecken. Als Spieler aß ich schon wie ein Verrückter. Nach dem Ende der Karriere habe ich alles nur noch so reingestopft, total ungesund gelebt. Die Show, von der Sie sprechen (*Medida Certa* – »Das richtige Maß«), hat mir geholfen, langsam ein Gefühl für das Normale zu entwickeln.

DIE ZEIT: Sie wirkten immer wie ein Spieler, der ganz in sich ruht. Täuschte dieser Eindruck?

Ronaldo: Und wie!

DIE ZEIT: Angst ist Ihnen nicht fremd?

Ronaldo: Nein, ich leide unter Angstattacken.

DIE ZEIT: Sie haben Flugangst?

Ronaldo: Nein, das Gott sei Dank nicht. Aber ich habe oft Angst. Vor ganz vielen Dingen. Da ist zum Beispiel die Angst, kein Geld mehr zu haben. Wieder arm zu sein. Das ist vielleicht auch nachzuvollziehen, wenn man so aufgewachsen ist wie ich. Und ich habe Angst vor der Dunkelheit. Wenn ich alleine schlafen muss, dann lasse ich die ganze Nacht den Fernseher laufen.

Das war schon immer so, mein ganzes Leben lang. Ich zeige meine Angst nicht, kann das nach außen gut kontrollieren. Manchmal denke ich: Die Angst ist mein Antrieb.

DIE ZEIT: Sie waren vor wichtigen Spielen aufgeregt?

Ronaldo: Oh ja! Vor jedem!

DIE ZEIT: Wie äußerte sich das?

Ronaldo: Ich wusste manchmal nicht mehr ein und aus. Alles sauste wild durch meinen Kopf. Erst als der Ball rollte, wurde es besser. Äußerlich hat man mir das nicht angemerkt. Ich wirkte ruhig, aber in mir brodelte es. Ich hatte gar keine Wahl, ich konnte es mir 2002 als Führungspersönlichkeit der brasilianischen Nationalmannschaft nicht leisten, Emotionen zu zeigen, ich musste selbstsicher wirken. Etwas vorspielen, den anderen etwas vormachen – das war seit dem Tag, als ich 1994 aus Brasilien nach Eindhoven in den Niederlanden wechselte, mein Schicksal.

DIE ZEIT: Erinnern Sie sich noch an Ihre ersten Tage in Europa?

Ronaldo: Es war schrecklich kalt, und ich habe kein Wort verstanden. Sie müssen sich das mal vorstellen, damals gab es noch keine Rasenheizung, ich trainierte bei Temperaturen, die ich bis dahin noch nie erlebt hatte. Der Boden war steinhart gefroren.

DIE ZEIT: Wie oft haben Sie in jener Zeit daran gedacht, in die Heimat zurückzukehren?

Ronaldo: Nie!

DIE ZEIT: Warum nicht?

Ronaldo: Seitdem ich klein war, wollte ich der beste Spieler der Welt werden. Ich wusste, dass sich der Traum zu Hause nicht erfüllen konnte. Ich habe gerne gelitten.

DIE ZEIT: Gab es einen Spieler, einen Verteidiger, vor dem der Stürmer Ronaldo auf dem Feld besonderen Respekt, vielleicht sogar Angst hatte?

Ronaldo: Paolo Maldini vom AC Mailand, vor ihm habe ich mich gefürchtet. Er war der beste Gegenspieler – oder vielleicht sollte ich besser sagen: Er war der schlimmste!

DIE ZEIT: Warum?

Ronaldo: Weil er wahnsinnig intelligent spielte. Das hing natürlich mit seiner Erfahrung zusammen, er musste deutlich weniger rennen und stand trotzdem immer richtig, das war für mich als junger Spieler hart. Die deutschen Verteidiger waren größtenteils auch unangenehme Gegner ...

DIE ZEIT: ... nett, dass Sie das sagen. Sie haben die Deutschen im WM-Finale 2002 trotzdem regelrecht vorgeführt, beide Treffer erzielt und dabei auch noch Torwart Oliver Kahn den Ball durch die Beine gespielt. Haben Sie diese Situation später mit Kahn noch einmal durchgesprochen?

Ronaldo: Nein. Ich glaube, er hat auch kein großes Interesse an einem Wiedersehen.

DIE ZEIT: Gibt es einen besonderen Moment in Ihrer Karriere, auf den Sie zurückblicken?

Ronaldo: Eindeutig: die Weltmeisterschaft 2002! Das war vielleicht gar nicht mein spielstärkstes Turnier, aber gemessen an dem, was ich zu geben imstande war, war das die beste Zeit meines Lebens.

DIE ZEIT: Der Triumph im Endspiel gegen Deutschland?

Ronaldo: Das war groß.

DIE ZEIT: Träumen Sie heute noch vom Spiel mit dem Ball?

Ronaldo: Sehr oft. Mir fehlt das Fußballspielen. Nur das Match, auf das Training und die Reisen kann ich gut verzichten.

DIE ZEIT: Unterschreiben Sie den Satz, dass der Sieg immer im Kopf stattfindet?

Ronaldo: Ja, das stimmt. Aber manche vergessen, dass man den Kopf nicht vom Rest des Körpers trennen kann. Die Füße müssen auch mitspielen.

DIE ZEIT: Belohnen Sie sich manchmal für all das, was Sie erreicht haben?

Ronaldo: Eigentlich nie. Aber meine Familie belohnt sich sehr gerne, sehr üppig sogar, mit meinem Geld.

DIE ZEIT: Kennen Sie Ihren Kontostand?

Ronaldo: Natürlich.

DIE ZEIT: Was bedeutet Ihnen Geld?

Ronaldo: Freiheit. Ich weiß, wie schrecklich beklemmend es sich anfühlt, nichts zu haben. Für meine Familie bedeutet Geld: vergessen. Diese Zeit von früher zu vergessen. Ich möchte Geld trotzdem keinen zu großen Stellenwert geben.

DIE ZEIT: Lesen Sie?

Ronaldo: Alle Bücher, die ich besitze, hat mir mein Vater geschenkt. Verrückt. Mein Vater hat mir immer Bücher geschenkt.

DIE ZEIT: Erinnern Sie sich noch an einen Titel?

Ronaldo: An einen? Ich erinnere mich an viele. Die meisten sind sehr komplizierte Bücher. Ich erinnere mich an Kafka, sein Buch *Die Verwandlung*, das habe ich gelesen. Ein anderes war *Krieg und Frieden* von Leo Tolstoi, schwierig, ich habe mich durchgekämpft. Mein Vater wollte, dass ich auch noch an etwas anderes denke als an Fußball. Alle haben mir zum Geburtstag Fußbälle geschenkt, nur mein Vater kam mit diesen Büchern an.

Ronaldo

Fenômeno: Der dreimalige Weltfußballer wurde am 22. September 1976 in Bento Ribeiro, einem Vorort von Rio de Janeiro, geboren. Mit 17 Jahren debütierte er in der Seleção, wechselte im selben Jahr für 4,9 Millionen Euro zum niederländischen Erstligisten PSV Eindhoven. 1996 warb ihn Barcelona für 15 Millionen Euro ab. Er spielte später für Inter Mailand, Real Madrid und den AC Mailand. Bei der WM 2002 schoss Ronaldo acht Tore in sieben

Spielen und Brasilien im Finale gegen Deutschland mit zwei Treffern zum Titel.

Botschafter: Ronaldo ist Mitglied des Lokalen Organisationskomitees Brasiliens, des Gastgebers der diesjährigen Fußball-WM.

»In Brasilien geht was!«

Gemeinsam gegen das deutsche Team – Jürgen Klinsmann und Berater Berti Vogts wollen mit den US-Boys bei der WM für Furore sorgen. Das Gefühl von Verstoßen treibt sie an

VON HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS
DIE ZEIT, 18.06.2014 Nr. 26

Wer die Farbe Türkis mag, der ist im One Ocean Hotel in Jacksonville am rechten Ort. Die Teppiche, die Tapeten – alles sattes Türkis. Die Muscheln an den Wänden, wie Eierbecher geformt, ebenfalls türkis. Dazu passend der Brunnen, vor dem der kleine Mann aus Deutschland schon seit einer Weile staunend steht. Hans-Hubert (»Berti«) Vogts betrachtet ein Wasserspiel, das sich zu seinen Füßen in ein türkisfarbenes Becken ergießt.

Offenbar ist Vogts, 67 Jahre alt, noch nicht so richtig in Florida angekommen. Seine Haare sind wirr gescheitelt, seine geröteten Wangen sind nicht rasiert, die Sportschlappen trägt er unter dem Arm. Vogts macht den Eindruck, als habe ihn der Atlantik gerade eben in das Hotelfoyer gespült. Er ist sich unsicher, deshalb fragt er: »Jürgen, ist es eigentlich kalt draußen?« Klinsmann überlegt nur den Bruchteil einer Sekunde: »Nein, Berti, ist nicht kalt, 34 Grad.« Vogts hat verstanden. Okay, heute keine Jacke!

Gut möglich, dass dies bis auf Weiteres die letzte Frage war, die Jürgen Klinsmann, 49, beantworten muss. Ab sofort stellt der Coach der US-amerikanischen Nationalmannschaft die Fragen. Und zwar an Vogts. Der ist eigentlich Trainer von Aserbaidshan. Weil sich die Jungs aber nicht für die Weltmeisterschaft qualifiziert haben, hat Vogts in diesen Wochen viele freie Tage. »Ich kenne den Jürgen, seit er 17 ist«, sagt Vogts, eine Grundlage einer symbiotischen Beziehung.

Irgendwann im Frühjahr »bot der Jürgen mir den Job des WM-Advisors beim

Italiener in Düsseldorf an«. Berti nickte. Er habe umgehend, so erinnert sich Klinsmann, »den Plan an den Präsidenten des Fußballverbandes von Aserbaidshan adressiert«. Der nickte ebenfalls. Damit war eine der wundersamsten, vielleicht auch wunderbarsten Paarungen im Fußball perfekt.

Eine Union, so scheint es, von gestern und heute, ein *clash of cultures*. Hier Klinsmann: Abteilung Avantgarde, *créateur* des Tempofußballs, Weltbürger, Los Angeles – dort Berti Vogts: »der Terrier«, deutsche Tugenden, Büttgen, Niederrhein. Was kommt heraus, wenn die beiden jetzt die Kräfte bündeln? Es geht – diesmal wirklich – um alles. Die Amerikaner mit Klinsmann und Vogts spielen in einer Gruppe mit Deutschland. Am 26. Juni treffen die Amerikaner in Recife auf die Deutschen – anders ausgedrückt, es kommt zum Äußersten: Dann spielt Berti Vogts gegen Deutschland. Ist das eigentlich erlaubt?

Vogts findet die Frage »bescheuert«, aber er weicht ihr auch nicht aus. »Berti spielt jetzt gegen sich selbst!« Natürlich habe er die Schlagzeilen gelesen. »Nein, tue ich doch gar nicht«, beteuert er. Sein Gesicht verrät jedoch, dass ihn der Vorwurf sehr bedrückt. Die Stirn wirft tiefe Falten. Wird er im fortgeschrittenen Alter plötzlich ein »vaterlandsloser Geselle«? Die Frage trifft Berti Vogts ins Mark. Da kann er sich kaum wehren, da ist er außer sich. Früher hat er sich gerne mit Helmut Kohl getroffen – »Ein Begriff wie Vaterland, der ist für mich doch heilig!«.

Worum es dann geht? Im Laufe der Zeit habe er gelernt, »ein Spiel zu lesen«, voranzuhauen, wie sich ein Match entwickle. »Von draußen draufschauen, in Ruhe«. Einem Trainer, der in alldem Getümmel nichts mehr sieht, wie es Klinsmann in der Vergangenheit passiert ist, Ratschläge geben, vielleicht auch nur den einen wirklich guten Rat. »Genau darum hat mich der Jürgen gebeten.« Für die Dauer von zwei Monaten einfach in der Nähe zu sein. Wenn Klinsmann eines aus der Zeit als Trainer der deutschen Nationalmannschaft und des FC Bayern gelernt hat, dann, dass man sich sehr einsam fühlen kann als Trainer im Sturm eines Turniers. So weltoffen der in Amerika lebende Schwabe auch sein mag, manchmal hilft es, jemanden wie diesen Berti Vogts

zu haben, ein Mann, an dem sich Verlierer wieder aufrichten können.

Von anderen hat Vogts eine solche Bitte nicht gehört, auch von den Deutschen in all den Jahren nicht. Ist er deshalb enttäuscht? »Ich bin Realist«, sagt Vogts. »Die einen sind das Licht – ich mache das Licht nur an.«

1990, bei der WM in Italien, habe Teamchef Franz Beckenbauer neben dem Hotel der deutschen Mannschaft einen Pool bauen lassen. Dafür habe der Kaiser viel Lob und Beifall bekommen. 1992, bei der EM in Schweden, habe er, Vogts, dunklere Gardinen für das Teamhotel bestellt. Seine Spieler sollten mittags schlafen können. Was für ein Ärger. Fast rausgeflogen sei er daraufhin beim DFB wegen so viel unerhörter Eigenmacht.

Draußen, vor dem Eingang des One Ocean Hotel fährt gerade Coach Jürgen Klinsmann vor. Er sitzt am Steuer eines roten Dodge, der Platz für das ganze US-Trainerteam bietet. Berti steigt ein, es geht zum Training. Die Vorfreude scheint ihn schier zu übermannen. Klinsmann! »Der Jürgen! Wie der den Jungs nach der Seele greift, wie der die Spieler pusht! *Con-fi-dence!* Jede Silbe schriller, lauter! *Con-fi-dence!*« Berti Vogts ist jetzt voll erfasst.

Der Tross gleitet über den Atlantic Boulevard, Klinsmann fährt vorneweg, er kennt den Weg, der Bus mit den Spielern hinterher. »One nation, one team!« prangt als Losung auf dem roten Ungetüm. So ganz stimmt das noch nicht. Als der Bus nach wenigen Meilen das Soccerfield der University of Northflorida erreicht, warten dort zehn US-Reporter schwitzend in der sengenden Sonne des amerikanischen Südostens. Noch bis vor ein paar Wochen gingen sie davon aus, dass ihr Liebling, der 32-jährige Torschütze Landon Donovan, die Mannschaft in Brasilien zum Erfolg schießt. Den warf Klinsmann aber überraschend aus dem Kader. Nun müssen sie dabei zuschauen, wie *Juergen and Berti from Germany* ihre Boys im Training malträtiert.

In den Katakomben des Stadions werden die Spieler gewogen, dann legt ihnen ein Betreuer den Gurt mit dem Pulsmesser um die Brust. Steigt die Luftfeuchtigkeit, dann pumpt das Herz mehr Blut durch die Arterien.

Klinsmann braucht die Werte, er will das alles wissen. Florida ist klimatisch wie Brasilien, jedenfalls wie Manaus. Dort, in der Arena Amazonia, wird seine Mannschaft am 22. Juni gegen Portugal spielen, gegen Cristiano Ronaldo also. Trotzdem wiederholt Klinsmann tantramäßig morgens vor dem Joggen und abends nach dem letzten Meeting den Satz: »In Brasilien geht was!« Wieder und wieder. Es ist unfassbar: Auch wer aus Deutschland kommt, murmelt diese Zeile nach ein paar Tagen gerne mit.

Berti Vogts steht etwas abseits am Spielfeldrand, am ersten Morgen gleich hat man ihn weggeschickt. Er hat seine Sonnenkappe vergessen. Das alleine wäre nicht weiter schlimm, denn Klinsmann hat noch eine zweite, weiße Kappe im Gepäck. Aber Vogts trägt Schuhe von adidas, was in Aserbaidschan durchgehen mag, nicht aber im Nike-Reich Amerika. Also weg mit ihm, raus aus dem Fokus der Kameras. Bewegungslos steht er an seinem Platz, breitbeinig, mit noch immer diesen wuchtigen Waden.

Wer zurücktritt, kann den Berg besser sehen, besagt ein Sprichwort – bei Vogts heißt das: Bereits nach einer Stunde kann er ein erstes Fazit ziehen: »Ich sehe viele Fehler im Spiel nach vorne, die Jungs machen sich das Leben selber schwer!« Dann wendet er sich ab, hinter ihm spurtet Klinsmann heran.

Das Martyrium auf dem Rasen macht eine Pause. Im Mittelkreis legt sich Spielmacher Michael Bradley ein geeistes Handtuch in den Nacken. »Mehr Urlaubswetter als Fußballwetter«, stöhnt Mittelfeldkollege Jermaine Jones, für mehr Analyse fehlt ihm die Luft. Coach Klinsmann bleibt sich treu: »Das Fundament einer jeden guten Mannschaft ist der Glaube jedes Einzelnen an seine physischen Fähigkeiten.« Fünf Athletic-Trainer hat er aufgeboden, um der Truppe Beine zu machen. Allen voran Performance Fitness Coach Marcelo Martins. Der Mann stammt aus Brasilien, jeder Spurt auf dem Platz beginnt mit dem Klatschen seiner Hände. Eigentlich klatscht Martins den ganzen Vormittag mit seinen Händen, nur manchmal ist dazwischen auch die Stimme des Trainers aus Deutschland zu hören: »*C'mon, Tim. C'mon, Brad. That's the way!*«

Wenn Spieler wie Timothy Chandler oder Brad Davis am Abend im Foyer des

One Ocean Hotel in die türkisfarbenen Sessel sinken, dann scheint nicht immer klar, ob sie aus eigener Kraft wieder hochkommen. Aber sie müssen weiter. Mindestens noch dreißig Meter, dorthin, wo sich das Lagezentrum für die Operation »2014 Fifa World Cup« befindet, Klinsmanns Oval Office: schwarze Bürotische, schräg in den Raum gestellt, dazu schwarze Ledersessel, in die sich Klinsmann mit seinen Beratern zurückfallen lässt, wenn sie sich zur Gegneranalyse treffen. »Videos, Clips, wir ziehen uns alles rein«, sagt Klinsmann, »alles, was die Scouts uns schicken. Wenn es sein muss, laden wir uns die letzten zehn Elfmeter eines Spielers auch auf YouTube runter.« Allmählich redet sich Klinsmann in einen Wettkampfmodus hinein. Seine Stimme klingt jetzt leicht krächzend, es hört sich an, als wollte sie ganz viel auf einmal sagen.

»Probably line up«, steht auf den Flipchart-Blättern, die dem Tisch gegenüber an der Wand hängen. Die mögliche Mannschaftsaufstellung der Portugiesen und die der Deutschen. Links das Team von Portugal – der Name Cristiano Ronaldo so groß markiert wie eine Weltstadt auf der Landkarte, eingekreist von lauter roten Pfeilen. Rechts daneben das »Line up« der Deutschen. Ein paar Pfeile zeigen auf Klose, ein paar auf Khedira. Aber vielleicht ändert sich das ja noch, denn mit einem Sieg gegen die Deutschen könnte Klinsmann, der in diesen Tagen wie ein Getriebener wirkt, endlich seinem Heimatland beweisen, welch großer Trainer wirklich in ihm steckt.

Und Vogts? Er weiß noch nicht, wie er sich freuen wird.

Achtung, die Belgier!

Am 6. Dezember werden die WM-Vorrundengruppen ausgelost. Lucas Vogelsang über einen der Titelfavoriten

VON LUCAS VOGELSANG
DIE ZEIT, 05.12.2013 Nr. 50

Drüben in Droixhe ist Kongo Weltmeister. Drüben in Droixhe leben 95 Prozent der Menschen ohne Arbeit. Drüben in Droixhe sind Belgiens neue Helden groß geworden. Droixhe liege auf der anderen Seite des Flusses, sagt Kismet Eris. Man muss, um dorthin zu gelangen, über die Brücke, über die Maas. Hinüber auf jene Seite Lüttichs, an der das Etikett »Problemviertel« klebt. Kismet Eris lenkt seinen Wagen, einen weißen Mercedes, SUV, vier große Räder für schweres Gelände, hinein in den Stadtteil, in dem er erwachsen wurde. In den Stadtteil, in dem er auch heute noch mehr Zeit verbringt, als man es von jemandem erwarten würde, der sechs Sprachen spricht, den belgischen Nationaltrainer persönlich kennt. Und der mit einem Anruf einen Millionendeal festzurren oder platzen lassen kann.

Kismet Eris ist Spielerberater. Kismet Eris ist Sozialarbeiter. Ein Widerspruch, der aus den Straßen von Lüttich-Droixhe erwachsen ist, die sich nun hinter der Windschutzscheibe öffnen. »Dort oben hat meine Familie gewohnt«, sagt Eris, 42 Jahre alt, und zeigt auf einen der Wohntürme, die schon von der anderen Seite des Flusses zu sehen sind.

Droixhe, das war in den sechziger Jahren ein Modellviertel. Das Wohnen der Zukunft. In den Neubauten, angelehnt an die Architektur Le Corbusiers, lebten Selbständige, Beamte, Diplomaten. In den Jahren zwischen 1980 und 1995 blätterte der Putz, gingen die Diplomaten. »1984«, erinnert sich Eris, »waren wir die ersten Ausländer hier.« Es kamen Kurden, Assyrer, Armenier. Flüchtlinge aus der Türkei. »Sie haben alle Menschen mit wenig Bildung,

niedrigem Einkommen und schlechten Sprachkenntnissen in ein Viertel gebracht«, sagt Eris, es regnet, draußen schliert das Grau der Fassaden, »das war ein Fehler. Es ist schwer, da rauszukommen, wenn man sich gegenseitig runterzieht.« Das Droixhe, von dem Kismet Eris erzählt, ist eine Deponie der Gescheiterten, auf der aber, wie Belgien jetzt lernt, zwischen all den Wegwerfbiografien auch Erfolgsgeschichten gewachsen sind.

Eris fährt den Wagen auf den Bürgersteig. Gegenüber ein bisschen Park. »Hier«, sagt er, »fing alles an.« Hier nahm er sich jener Jungs an, deren Gesichter und Jubelposen in Belgien derzeit das öffentliche Bild prägen wie sonst nur die Portraits der Königsfamilie.

Erstmals seit zwölf Jahren hat sich Belgiens Fußballnationalmannschaft wieder für eine Weltmeisterschaft qualifiziert. Und wenn jetzt, am 6. Dezember, die Vorrundengruppen ausgelost werden, liegt das Los mit der Aufschrift »Belgium« im ersten Topf, bei den Favoriten. Belgien steht auf Rang elf der Weltrangliste, vor England, vor Frankreich. Überall im Land hängen nun die Poster, tragen die Menschen diese T-Shirts: Brazil 2014. Als Belgiens Elf jüngst im König-Baudouin-Stadion von Brüssel, 112 Kilometer von Droixhe entfernt, zwei bedeutungslose Freundschaftsspiele bestritt, waren die innerhalb von wenigen Stunden ausverkauft. Im Stadion dann sangen 45.000 in Schwarz-Gelb-Rot die Hymne. Flamen und Wallonen. Gemeinsam. Auf Französisch. Das gab es lange nicht mehr in diesem zerrissenen Land. Vielleicht noch nie.

Eine Mannschaft eint die Nation, zumindest für 90 Minuten. Das sagt ihr Trainer, Marc Wilmots. Eine Mannschaft, die integriere, statt zu trennen, die es besser mache als die Gesellschaft. Das sagt Kismet Eris. Eine Mannschaft, deren prägende Spieler Kinder der Einwanderer sind, Enkel der Großeltern aus den belgischen Kolonien, deren Lebenswege zu weit waren, um Verständnis zu haben für den Kleinkrieg zwischen Flamen und Wallonen. Vincent Kompany, Belgiens Kapitän und Abwehrchef bei Manchester City: der Vater Kongolese. Marouane Fellaini, Spielmacher auch bei Manchester United: die Eltern Marokkaner. Moussa Dembélé, Mittelfeld, Tottenham

Hotspur: Sohn einer Familie aus Mali.

Sie stammen aus den Einwanderervierteln Brüssels, Genks, Antwerpens – aus Gegenden, in denen der Ausländeranteil an den Schulen bei über 90 Prozent liegt, die Satellitenschüsseln sich nach Osten wenden und die Gebete in Richtung Mekka. Sie stammen aus Gegenden wie Droixhe.

Sucht man in den Zeitungen Nachrichten aus Droixhe, findet man: Überfälle auf offener Straße, Schusswaffengebrauch, Brandstiftung, Vandalismus. Man findet aber auch die Fußballmeldungen. Axel Witsel wechselt zu Zenit St. Petersburg!, Arsenal London an Zakaria Bakkali interessiert! Es sind Namen, die hier jeder kennt. Kriminalität oder Ruhm. Die Straße durch Droixhe führt in beide Richtungen. »Die Kinder hier sind wie alle Kinder, sie haben eine große Energie im Körper«, sagt Eris. Aber wohin mit der Kraft, der Unruhe, wenn da nur Straße ist, Langeweile, Nährboden für großen Unsinn?

Kismet Eris, dessen Eltern 1964 aus der Türkei nach Belgien kamen, der Vater Gastarbeiter im Bergbau, spielte wie alle anderen Fußball. Und er wusste früh: Bildung und Fußball, das sind die einzigen Wege raus, über den Fluss. Er studierte, wurde Sozialarbeiter. Kam zurück und hatte nicht vergessen, welche Kraft der Sport besitzt. »Wenn du einen Ball hast, löst du im Viertel 70 Prozent der Probleme«, sagt Eris. Vor zehn Jahren malte er auf einem kleinen Stück Grün, nicht größer als ein Sechzehnmeterraum, ein paar Linien ins Gras. Rammte Pfosten in den Rasen, stellte einen Tisch mit Waffeln und Getränken daneben. Daraus wurde: die Weltmeisterschaft der Straßenfußballer von Droixhe. Jede Ethnie ein eigenes Team. Und alle kamen. Kongolesen, Kurden, Türken, Marokkaner, Armenier.

Unter ihnen auch, als Stürmer von Droixhe-Kongo, Christian Benteke, der schon damals fast so groß ist wie Kismet selbst. Christian wird Weltmeister von Droixhe, isst eine Waffel, trinkt Limonade. Ein Ball. 70 Prozent der Probleme. Zehn Jahre später wechselt Benteke für 18 Millionen Euro in die Premier League zu Aston Villa. Kismet Eris ist jetzt sein Berater. Er sagt: »Ich habe das nie wegen des Geldes gemacht. Sondern für die Jungs. Aber wenn sie dann Profis werden, ist es doch mein gutes Recht, sie zu beraten.«

Die Menschen in Droixhe kennen ihn gut. Kismet, das bedeutet Schicksal. Der Mann im weißen Mercedes, der Mann, der ununterbrochen telefoniert. Übergangslos wechselt er vom Niederländischen ins Französische, Englische, Türkische, Arabische. Was im Innern des Wagens gesprochen wird, mit Anwälten und Trainern, über Geschäfte, viel Geld, passt nicht zur Kulisse hinter den Fenstern. In den Sätzen der Glamour, das Elend im Blick. Benteke ruft an: Er ist gerade bei seinen Eltern in Droixhe! Sei aber müde, wolle schlafen.

Eris wird ihn am nächsten Tag treffen, für einen Ausrüsterdeal mit einem der größten Sportartikelhersteller der Welt. Dann geht es wieder nach England. Eris, zwei Kinder, geschieden, könnte auch dort leben. In London. Benteke, 19 Tore in der vergangenen Saison, kürzlich Gast an der Tafel Prinz Williams, ist ein gefragter Stürmer. Das öffnet Türen. Aber Eris ist in Lüttich geblieben. »Fußball als Geschäft«, sagt er, »ist eine schlechte Welt.« Eris kümmert sich lieber um die nächste Generation aus Droixhe. In den vergangenen Monaten hat er eine Mannschaft zusammengestellt, kleines Feld, große Vision: »Das ist kein Sozialprojekt. Das sind wirklich Jungs mit Talent.«

In einem Flachbau, der an einer stillgelegten Eislaufhalle kauert, quietschen Turnschuhsohlen auf blauen Matten. Ein Boxgym, wie es in Droixhe viele gibt. Seile, Sandsäcke, Wut. Hier lässt Eris Kondition trainieren.

Zehn Jungs zwischen acht und elf Jahren. Am Rand stehen die Väter, Türken und Marokkaner. Zur Begrüßung Handschlag und Wangenküsse. Etwas abseits eine Frau mit Kopftuch. Ihr Sohn ist Eris' Hoffnung. »Wenn er die Disziplin eines Deutschen hätte, könnte er ein Weltstar werden«, sagt er, »eine Mischung aus Bakkali und Eden Hazard.« Hazard, 22, für den der FC Chelsea vor einem Jahr 40 Millionen Euro bezahlt hat. Bakkali, 17, noch ein Sohn des Viertels, für den englische Klubs jetzt die nächsten Millionen bieten. Das ist die Schizophrenie von Droixhe, wo aus so wenig so viel werden kann.

Nach wie vor ist Herkunft ein Faktor im Fußball, das ist die Botschaft aus Belgien. Hier traf die Wut der Straße auf moderne Trainingslehre, wurde erst von Kismet Eris und dann in den Jugendakademien von Anderlecht, Genk,

Lüttich kanalisiert – aber nicht gestaut. Das ist dem Spiel der Belgier bis heute anzusehen: die Kompromisslosigkeit, mit der sie die Gegner hetzen, dem Ball nachjagen, um ihn kurz zu streicheln, mit der Sohle, ehe sie ihn ins Tor des Gegners wuchten, als müssten sie es noch immer allen beweisen.

»Wenn die guten Menschen nicht mehr nach Droixhe kommen«, sagt Kismet Eris und klemmt sich wieder das Headset ans Ohr, »müssen wir uns die guten Menschen eben selber machen.«

WM 2014

Sie brennen vor Ehrgeiz

Aufstand der Underdogs: Kolumbien und Co. heizen den etablierten Fußballmächten mächtig ein

VON CATHRIN GILBERT UND HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS

DIE ZEIT, 03.07.2014 Nr. 28

Manuel geht auf kurzen, krummen Beinen. Er ist erst 54 Jahre alt, aber Sonne und Wind haben ihm das Gesicht eines Greises gegeben. Als Bootsmann im Hafen von Cabralia erlebt er die verrückteste Zeit seines Lebens. Auf seiner Fähre setzt die deutsche Mannschaft über zu ihrem Quartier, vor dem nächsten Spiel bringt er sie wieder zurück.

Nach dem Sieg der Deutschen über Algerien hat das WM-Fieber auch Manuel erfasst. Plötzlich macht er Ausfallschritte, wenn er mit den dicken Tauen in der Hand und den Gummistiefeln an den Füßen zum Bug der Fähre rennt. Wer genau hinsieht, glaubt einen Übersteiger zu erkennen. Dann fängt Manuel erst richtig an zu zaubern: Mit der rechten Hacke bedient er den linken Fuß, der spielt zurück, er lässt den Ball jetzt richtig laufen. Wer schafft es ins Finale? »Brasilien gegen Deutschland!« Manuel, der Bootsmann aus Cabralia, hat Ahnung von Fußball. Hoffentlich hat wenigstens dieser Mann recht.

Welcher Irrtum ist der nächste bei der WM in Brasilien? Selten haben die Experten in ihren Vorhersagen so daneben gelegen wie diesmal. Woran liegt das?

Am Auftreten jener Mannschaften, denen vor der WM niemand etwas zugetraut hatte: den Costa Ricanern, Chilenen, Kolumbianern, Mexikanern, Algeriern, die einige der Titelfavoriten aus dem Turnier warfen oder zumindest an ihre Grenzen führten. Und das auf eine Art, die die Fans verzaubert. Denn was auch immer zuvor in den Taktik-Labors der

Niederländer, Spanier oder Italiener ausgetüftelt wurde – Fußballkrieger wie Arturo Vidal aus Chile, der mexikanische Torwart-Desperado Guillermo Ochoa oder Kolumbiens Wunderkind James Rodríguez sind mit Theorie kaum zu beeindrucken. Die drei stehen für einen maskulinen, fast animalisch anmutenden Spielertypus, äußerlich schon an der Irokesenfrisur und den Ganzkörper-Tattoos zu erkennen. Ihr Siegeswille scheint grenzenlos, sie schonen weder sich noch andere. Unvergesslich wird die Szene bleiben, als der Keeper Ochoa Mexikos Tor verteidigte, als stünde tatsächlich sein Leben und das seiner Mannschaft auf dem Spiel. Kopfüber stürzte er sich dem Ball entgegen, den Reflex, wenigstens das Gesicht mit den Händen zu schützen, hat sich Ochoa abgewöhnt. Seine Arme haben Wichtigeres zu tun.

In den vergangenen Jahren, als die spanischen Edeltaktiker die Bühne beherrschten, wurde eines fast vergessen: Fußball ist Kampf. Wohl keiner hat das mehr verinnerlicht als die Chilenen. Während der Halbzeitpause schlossen sie ihre Kabinentür und begannen infernalisch zu schreien. Die Laute erinnerten die gegnerischen Mannschaften an das Angriffsgebrüll von Kimbern und Teutonen. Kriegspfad-Atmosphäre pur. Und eine klare Botschaft: Uns möchtet ihr nicht zum Gegner haben! In der anderen Kabine wachsen derweil die Zweifel: Muss die zweite Halbzeit wirklich noch sein?

Unaufhörlich warnten die europäischen Mannschaften und ihre Experten vor Beginn des Turniers vor dem größten Gegner, der sie in Brasilien erwarten würde: dem Wetter mit großer Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit.

Südamerikanische Mannschaften sollten die klimatischen Verhältnisse angeblich besser vertragen und daher im Vorteil sein. Ein weiterer Irrtum. Bei manchen Spielen im Nordosten des Landes war es wirklich unerträglich heiß und feucht. Doch nicht deshalb gewannen die Underdogs die Oberhand: Es war ihre Einstellung, ihr Wille, Grenzen auszuloten, der die Gegner herausforderte.

Zwar haben es nicht alle der neuen Wilden ins Viertelfinale geschafft. Sie haben aber nicht nur bei den Fans, sondern auch bei den Gegnern einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Gegen die neue Mischung aus

brennendem Ehrgeiz und taktischer Disziplin auf dem Spielfeld wirken nun die alten Fußballgroßmächte vermehrt konzeptlos, als seien sie ihres ursprünglichen Plans beraubt worden.

WM 2014

O Sohn! – Mein Papa!

Wie Brasiliens Trainer Luiz Felipe Scolari und sein junger Star Neymar das Schicksal des ganzen Landes schultern

VON CATHRIN GILBERT UND HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS

DIE ZEIT, 03.07.2014 Nr. 28

Als der brasilianische Torwart Júlio César im Spiel gegen Chile den entscheidenden Elfmeter hält, wird rund um das Quartier der deutschen Mannschaft im Campo Bahia ein Feuerwerk gezündet. In der Avenida Beirra Mar, einem von Palmen gesäumten Lehmweg ins Nirgendwo, fliegen die Funken. Der Platz vor dem kleinen Supermercado in der Nachbarschaft des deutschen Teamhotels liegt im Pulverdampf, als im Stadion von Belo Horizonte der 34-jährige César zu schluchzen beginnt. Erst leise, dann immer lauter. »Ich weine vor Glück«, stammelt er, »nur Gott und meine Familie wissen, was ich in den letzten Jahren durchgemacht habe.«

Doch in Wahrheit weiß das ganze Land genau, wie sehr er gelitten hat. Vor vier Jahren, bei der Weltmeisterschaft in Südafrika, galt César nach der bitteren Niederlage gegen die Niederlande im Viertelfinale als der große Versager des Turniers. Nun, 2014, ist er der Held. Ganz Brasilien fühlt mit ihm. Es ist ein magischer Moment. Vergessen ist auch die Schmach der Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland. Damals schied Brasilien gegen Frankreich aus, ebenfalls im Viertelfinale. Doch auch diese Demütigung ist nach dem glücklich überstandenen Drama gegen Chile ganz weit weg. Zum ersten Mal seit vielen Jahren werden Mannschaft und Fans wieder eins.

Brasilianer sind Getriebene ihrer Emotionen, sie fluchen und lieben von einem Moment auf den anderen. Nur mit der Seleção, ihrer Nationalmannschaft, fremdelten sie in den vergangenen Jahren mehr und mehr. Dass ihre Lieblinge, darunter die Weltstars Ronaldinho und Ronaldo,

wieder und wieder der Heimat den Rücken kehrten, um im Ausland Geld zu verdienen, empfanden sie als Stich ins Herz. Zuletzt ging auch noch der junge Neymar vom Traditionsverein aus Santos an den FC Barcelona verloren. Der 22-Jährige wird liebevoll *o filho* genannt, er ist der Sohn aller Brasilianer.

Wer den verlorenen Sohn nach seinen ersten Spielen im fernen Europa in den Katakomben von Camp Nou, dem Stadion Barcelonas, erlebte, der wird dieses Bild nicht vergessen. Nur ein paar Minuten hatte man ihn spielen lassen, für mehr reichte die Kraft angeblich nicht. Die Kameras schwenkten schnell von der dünnen Gestalt mit dem funkelnden Ohrring zurück auf die argentinische Ikone Lionel Messi. Neymar sagte damals: »Ich muss mich wohl erst mal an das neue Zuhause und die Spielweise gewöhnen.« Er schaute dabei wie ein ausgesetztes Kind.

Jetzt ist das Kind wieder zu Hause. Es grenzt an ein Wunder, dass Neymar nach der schwierigsten Phase seiner jungen Karriere dem Erwartungsdruck seiner Landsleute standhält.

Die Seleção setzt bei dieser WM nicht mehr auf Schönspielerei. Ihr Trainer Luiz Felipe Scolari, 65, hat erkannt, dass es seiner Mannschaft an den Voraussetzungen für den Zauberfußball fehlt, den alle Brasilianer wie selbstverständlich von ihrem Team erwarten. Um nicht wieder kläglich zu scheitern, hat er sich von der Pflicht, diesen Mythos bedienen zu müssen, befreit. Sein Mittel für den Erfolg heißt: Einfühlungsvermögen. Scolari schenkt seinen Spielern Treue, auch jenen, die bereits als Versager abgeschrieben waren – allen voran Torwart César. Der Plan, dieses Vertrauen durch besonderen Einsatz vergolten zu bekommen, scheint aufzugehen.

Neymar ist dabei die Schlüsselfigur. In geduldigen Vier-Augen-Gesprächen hat der Trainer das Vertrauen Neymars gewonnen. Nach dem Achtelfinalsieg nannte der Stürmer seinen Trainer im Interview mit dem brasilianischen Fernsehen liebevoll *meu pai*, meinen Papa.

Vier Treffer gelangen Neymar bereits in diesem Turnier. Doch Scolari braucht den Star nicht nur als Torjäger, sondern nutzt ihn, um seine Botschaft an die

Mannschaft zu transportieren: Ihr könnt nur erfolgreich sein, wenn ihr euch an eure Herkunft erinnert. Wenn ihr den Geist eures Vaterlandes spürt und damit die Unterstützung der Fans gewinnt, könnt ihr alles erreichen.

Neymar scheint die Botschaft verstanden zu haben. Er führt die Mannschaft in diesem Turnier auf eine Art, die er in seinem Verein Barcelona bislang kaum zeigen konnte: Er weckt im Team eine Leidenschaft, zu der nur Brasilianer in der Lage sind. Wie von unsichtbaren Mächten geleitet, kämpften die Spieler im Achtelfinale gegen die Chilenen. Mit purem Willen schafften sie es bis ins Elfmeterschießen, total erschöpft, aber auch enttäuscht über die eigene Leistung. Als der letzte gegnerische Strafstoß an den Pfosten klatschte, ließen sie ihren Gefühlen freien Lauf. Sie weinten, beteten und motivierten sich damit nicht nur gegenseitig, sie erreichten auch die Fans – diejenigen, die noch im vergangenen Jahr während des Confed-Cups vor den Stadien lautstark gegen die WM protestiert hatten.

Im Viertelfinalspiel gegen Kolumbien am Freitag dieser Woche muss Neymar beweisen, dass er wirklich erwachsen geworden ist. Zum emotionalen Führungsspieler hat er es bereits gebracht. Sein Kapitän Thiago Silva, sieben Jahre älter als *o filho*, sagt: »Ich würde mein Leben in seine Hände legen.«

Doch was passiert, wenn sein Team nicht über das Viertelfinale hinauskommt? Wird aus Zuneigung wieder Protest werden? Die Brasilianer sagen, sie seien sich da selbst nicht ganz sicher. Fest steht: Die Stimmung in den Stadien ist auch dann gut, wenn die Heimmannschaft nicht spielt. Die brasilianischen Fans tragen die Farben unterschiedlicher Nationen im Gesicht; dank ihres Fußballverständes feuern sie immer die bessere Mannschaft an – egal, woher sie kommt.

Sollte die Seleção jedoch das Halbfinale erreichen, könnte sie dort auf Deutschland treffen. Wieder Zeit für ein Feuerwerk in Campo Bahia. Fragt sich nur, für wen.

Futschibol!

Mit dem Fußball durch Brasilien. Die ersten Wochen der WM

VON PETER KÜMMEL

DIE ZEIT, 26.06.2014 Nr. 27

Die Sprache der Brasilianer klingt ein wenig so, als beruhe sie auf Nachbildungen des englischen Wortes »happy«. An fast jedes Wort wird ein liebliches, die Umstände versüßendes »i« angehängt, und weiche sch-Laute nehmen den Begriffen das letzte Gift. So wird aus dem Blackout ein Blackautschi, es gibt den Läppitoppi anstelle des Laptops, und Football, das wichtigste aller Worte, wird zu Futschibol. Damit hätte man das weltweite Vorurteil zu dieser brasilianischen WM schon auf den Begriff gebracht: Der Fußball werde futschgehen, er werde zerquetscht werden zwischen den Vermarktungsinteressen der Fifa, dem Herrschaftsanspruch der brasilianischen Regierung und dem Furor der Demonstranten, die gegen die Korruption beider Systeme aufbegehren. Wenn es am Ende nicht so kommt, liegt es an den Brasilianern, diesem liebenswürdigen, vertrauensvollen, unverdrossen zuversichtlichen Volk.

In den Festungen der Fifa

Rechnungen werden aufgemacht: Allein die Wasserwerfer, Tränengaspatronen, die neuen »Robocop-Schutzanzüge« der Polizei, all das Zeug, welches angeblich gebraucht wird, um die Stadien zu schützen, kostet so viel, dass Brasilien dafür viele Krankenhäuser hätte bauen können. Eine Redewendung dieser Tage lautet: »Du bist krank? Dann geh ins Stadion.« Dort, im Beton, steckt irgendwo das Hospital, das sie nicht gebaut haben. Inzwischen gehen die Leute aber tatsächlich zum Stadion. An einem Sonntag in São Paulo machen sich Tausende auf nach Corinthians, in den armen Osten der Stadt, wo das WM-Stadion steht. Es ist ein wenig so wie zu feudalen

Zeiten, als die Untertanen zum Lustschloss ihres Königs pilgerten: So strahlte vom Glanz ein wenig auf sie ab. Die meisten Ausflügler, Familien mit Kindern, könnten sich den Besuch eines WM-Spiels niemals leisten, aber sie wollen sehen, was da mit ihrem Geld auf den Hügel gebaut worden ist.

Auf dem Spielfeld

Bei dieser WM werden mehr Tore erzielt als bei allen WMs der letzten 50 Jahre. Es wird selbst in den heißen Mittagsspielen des brasilianischen Nordens entfesselt attackiert, als sei das Spielfeld eine Wüste, deren Kerngebiet so schnell wie möglich durchquert werden muss. Rasende Stürmer wie der Franzose Benzema und der Münchner Niederländer Robben sind die großen Meister dieser Kunst.

Robben muss man sehen, wie man George Best in dem Film *Fußball wie noch nie* von Hellmuth Costard sah: nämlich dann, wenn er den Ball nicht hat. Wie er minutenlang den Raum prüft und wittert, der sich auftun könnte, ist unvergesslich. Und seine Erleichterung, wenn er den Ball endlich am Fuß hat: Er macht Sprünge, Eroberungstänze um den Ball herum, und wenn er lossprintet, sieht er aus wie ein Mann, der im freien Fall übers Feld begriffen ist: taumelnd, aber unaufhaltsam.

Hitzeresistente Kollektive wie die Chilenen pflegen einen Stampede-Stil, der kein Morgen zu kennen scheint. Der Trainer der Chilenen ist ein Argentinier, das erklärt manches. Denn organisiert sind die Chilenen wie die argentinischen Ameisen, die derzeit in Europa einfallen und das Zeug haben, unsere guten alten europäischen Ameisen zu vertreiben: weil sie ihre Gegner im Kollektiv überfallen. Die Chilenen spielen, als rennten sie vor einem Feuer davon, das doch in den Sohlen ihrer Schuhe glüht.

Das Spiel der Deutschen ist anders: Man sieht den Plan, der den Aktionen der Mannschaft zugrunde liegt (mal abgesehen vom wilden Spiel gegen Ghana). Man sieht sogar die Pläne, die sie verwirft: man kann ahnen, welchen Pass sie nun gleich nicht spielt, weil ein besserer sich auftut. Früher sagte man: Die Deutschen ziehen alle Gegner auf ihr Niveau herab. Heute kann man fast

sagen: Die Deutschen ziehen ihre Gegner auf ihr Niveau hinauf. Das bedeutet auch: Sie begehen kaum Fouls. Sollten sie verlieren, wird es wieder heißen: Löw ist zu weich, mit dem kann man keinen Krieg gewinnen.

Müller

Einen aber haben sie, von dem geht was Unerbittliches aus. Es ist der vom eigenen Witz auch abseits des Spielfelds völlig angstlos gerittene, unberechenbare Herr Müller. In seinen guten Momenten wirkt er, als sei das Spiel in seinem Kopf schon weiter als in der Wirklichkeit. Man muss nur auf YouTube seine »Laufwege« studieren: Während alle anderen Spieler da in Superzeitlupe sich am Kopf kratzen, ratlos, was nun zu tun sei, erstarrte Gespenster mit wogendem Haarschopf, da sieht man am Bildrand, noch in der Zeitlupe nur als flitzendes Schemen zu erkennen, ein dürres Mannsgestell aus dem Bild rasen, unterwegs in den nächsten, sich für alle anderen erst in drei Sekunden öffnenden, aber für Genies bereits jetzt zu erkennenden freien Raum. Müller hat offenbar ein inneres Echolot zur Früherkennung aller sich im Spiel auftuenden Rauntiefen zur Verfügung. Aber er braucht, um sich wirklich zu entfalten, noch einen Mann vor sich: einen wie Klose, in dessen Schatten er wie unter einem Tarnumhang verschwinden kann. Ach ja, Klose: Nun hat er als bester WM-Torschütze mit dem missgünstigen Ronaldo gleichgezogen. Möge er ihn zügig überholen und hinter sich lassen. Ronaldo hatte dem deutschen Konkurrenten vor der WM gewünscht, er möge sich recht böse verletzen. Asche aufs Haupt des dummen dicken Mannes!

Das Freistoßspray

Ein Requisit, das man nicht mehr missen möchte! Der Schiedsrichter zieht eine schaumige Linie aufs Gras, und kein noch so großer Rabauke des Weltfußballs wagt es, diese Barriere zu übertreten. Der Moment, da das Spray den Rasen trifft, ist der Moment, in dem das Spiel zur Ruhe kommt – wie im Gangsterfilm, wenn sich ein Mann in Großaufnahme den Bart einseift, ehe der tödliche Schuss fällt. Das Spray ist ein Ding wie aus einem Kinderspiel: Es suggeriert, dass auf dem Feld alles mit rechten Dingen zugeht. Dass die

oberste Instanz dieses Spiels, die Fifa, immer mehr ins Regellose abgleitet, könnte aber nicht einmal der größte Spraykünstler der Welt kaschieren. Womöglich ist dies für längere Zeit die letzte WM in einem demokratischen Staat – die Zukunft dieses Festes liegt anderswo, in Autokratien, mit deren Führern die Fifa auf Augenhöhe verhandeln kann.

Campo Bahia

Die deutsche Mannschaft hat das schönste WM-Camp von allen Ländern. Es wurde eigens an den Strand von Bahia gebaut. Was, wenn man diesen traumhaften Ort schlagartig verlassen müsste? Wenn das Luxuslager, das doch für eine Fußball-Ewigkeit gebaut ist (oder wenigstens für eine Weltmeister-Amtszeit), schon am Ende dieser Woche leer stehen würde wie das Schloss einer über Nacht ausgestorbenen Kultur? *Foreclosure* nennt man dieses Phänomen in den USA: Neureiche Hausbesitzer fliehen aus ihrer Luxusvilla, die sie nicht mehr zu halten vermögen, und schlagartig wird der Swimmingpool grün vor Algen, und der Rasen vertrocknet.

Aber es ist extrem unwahrscheinlich, dass nach der letzten Vorrunden-Begegnung der Deutschen gegen die USA in Recife eine der beiden Mannschaften Brasilien verlassen muss. Joachim Löw und Jürgen Klinsmann, der jetzige und der ehemalige Trainer der Deutschen, werden mit ihren Teams wohl beide weiterkommen. Und wenn nun die Älteren unter uns vom »Nichtangriffspakt« und von der »Schande von Gijón« sprechen und mit mahnendem Unterton sagen, diese Schande dürfe sich nie wiederholen, so sollen die Jüngeren unter den Lesern diesen Begriff doch bitte googeln – es ist uns Älteren immer noch peinlich, die Geschichte zu erzählen.

In São Paulo

Während der ersten WM-Woche reiste ich im Schlepptau der deutschen Mannschaft durch Brasilien. Es war eine Reise von Burg zu Burg, vom Flughafen zum WM-Lager, zum Hotel, zum WM-Stadion, das alles in Shuttles und Flugzeugen. Man reist in einer Karawane von Spielern, Funktionären, Betreuern, Presseleuten, es ist eine Männerkarawane mit ein

paar auffälligen Frauen dazwischen.

Um ein wenig vom wahren Leben in Brasilien zu erfahren, habe ich nach neun Tagen die deutsche Karawane verlassen und bin allein nach São Paulo, in die größte Stadt des Landes, gefahren. São Paulo war so kalt, dass die Fans beim Spiel Uruguay – England sich in ihre Fahnen hüllten. Und São Paulo ist so gewaltig groß, dass es die WM vollkommen zu verschlingen scheint. Die Spiele laufen so mit, man sieht sie auf allen Bildschirmen, aber die Stadt war keineswegs vom WM-Fieber erfasst.

Vor der WM galt es fast als unpatriotisch, sich auf das Fest zu freuen. Das schöne Spiel, eine Erfindung der Brasilianer, durfte nicht der Fifa in die Hände fallen, jenem Verein, der sich schon die Stadien des Landes unter den Nagel reißt und sie als Raubschlösser benutzt. Die Brasilianer, ein Volk von Schlangestehern und demütigen Duldern, begehrten endlich auf.

Doch am Ende der Vorrunde ändert sich die Stimmung. Während des Spiels der Brasilianer gegen Kamerun sitze ich im Autobus und fahre quer durch São Paulo. Die Straßen sind völlig leer – an einem Werktag. Aber wenn ein Tor für Brasilien fällt, hört man überall Böller explodieren, und nach dem Schlusspfiff feiert die Stadt ein frühes Silvester: Feuerwerk bis zum Horizont.

Die Verlierer

Noch ein Wort zu denen, die jetzt schon wieder zu Hause sind. »Ich habe jahrelang darauf gewartet, dass England so spielt wie Spanien. Jetzt ist es so weit.« Diese Worte des englischen Komikers Simon Brodtkin fassen zwei Katastrophen in eine Pointe: das erwartbare Ausscheiden Englands und das unglaubliche Ende des Weltmeisters Spanien. Wir sehen Männer am Ende: del Bosque, der spanische Trainer, wie er seinen Spielern über die Köpfe streicht, ein untröstlicher Tröster. Und Roy Hodgson, der englische Teammanager, der nach dem entscheidenden Spiel gegen Uruguay so wirkt, als habe er höchstens noch den Atem für Zwei-Satz-Antworten: »Resultate entscheiden alles, und die Resultate waren negativ.«

Es fallen während dieser WM herrliche Sätze wie aus Sepp Herbergers

geheimem Notizbuch. Der Trainer Chiles nach der Niederlage gegen die Niederlande: »Zu gewinnen ist hilfreich. Es steigert die Sicherheit.« Damit ist das Wichtigste gesagt. Aber wirklich erklären könnte einem diese WM wohl nur ein einziger Mensch, nämlich der heilige Pep, der größte Vereinstrainer der Welt. Er wäre dazu bereit. Man müsste nur am 26. Juni, ein paar Stunden nach dem Spiel der Deutschen gegen die Amerikaner, in Buenos Aires sein. Dort, ein wenig südlich von Brasilien, wird Pep Guardiola in einer Halle namens Luna Park vor großem Publikum den bisherigen WM-Verlauf analysieren. Man sollte unbedingt hinfahren.

WM 2014

Der Ball gehört den Überlebenden

Was man im Fegefeuer der WM in Brasilien lernt: Fußball ist das eigentliche Weltgeschehen

VON PETER KÜMMEL

DIE ZEIT, 10.07.2014 Nr. 29

Auf der schottischen Insel Mainland wird das Spiel mit dem Ball so gespielt, wie man es immer spielen sollte: ohne Zuschauer, nur mit Beteiligten. Wer sich dort aufhält, spielt auch mit. In Kirkwall, der größten Ortschaft der Insel, findet jedes Jahr an Weihnachten das legendäre Ba'Game statt. Ungefähr 150 Uppies (Bewohner der Südstadt) kämpfen gegen 150 Doonies (Nordstädter). Ziel des Kampfes ist es, einen Lederball ins Tor der Uppies (an eine Hauswand) beziehungsweise ins Tor der Doonies (ins Hafenbecken von Kirkwall) zu werfen. Der Kampf kann 15 Stunden dauern, es gehen Zähne dabei verloren und Nasenbeine zu Bruch, eine tonnenschwere Menschenmoräne quetscht sich durch die Straßen, und gewonnen hat am Ende lustigerweise die Mannschaft, die es schafft, den Ball ins eigene Tor zu bugsieren.

Ich bin sicher, dass es sich beim Ziel des Spiels um einen Vorwand handelt: Die Männer von Kirkwall wollen erst in zweiter Linie ein Tor machen. In Wahrheit zelebrieren sie zähnefletschend das Glück, für ein paar kostbar sinnlose Stunden alle dasselbe vorzuhaben: Jeder weiß jetzt von jedem, wo er ist und was er will. Alle stecken unter derselben stammesgeschichtlichen Decke.

In Brasilien, bei der WM, ist die Essenz des Dorfkampfes noch zu spüren. Wenn man sich den Stadien nähert, hört man lauter Leute auf den Tribünen, die so stöhnen, als befänden sie sich auf der Dorfkreuzung von Kirkwall: Kämpfer ohne Aussicht auf Erlösung.

Fußball ist jene Tragödie, von der man sich erholt, indem man sich zurück in die schlimmere, wirklich böse endende Tragödie des eigenen Lebens begibt. Es ist der kollektive Aufschub allen persönlichen Unglücks. Immer mehr Menschen verständigen sich darauf, dieses Spiel für das eigentliche Weltgeschehen zu halten. Und falls es so etwas wie ein Weltgedächtnis gibt, sammeln sich darin offenbar vor allem zwei Arten von Handlungen: einerseits die Kriege und Verbrechen, in die ein Land verwickelt ist, andererseits die Art und Weise, wie sich notorische Nationen im Fußball schlagen. Beispielhaft ist das Tremolo dieses Legenden-Sprechens an einem Kommentar der großen brasilianischen Zeitung *O Globo* zu studieren, welcher den Einzug der deutschen Mannschaft ins WM-Halbfinale feiert: »Es ist, als wäre es in den Schriften der Weltmeisterschaft festgelegt, als wäre es dem Geist des Fußballs eintätowiert, seit der Ball ein Ball ist: Wenn der Moment kommt, in dem es nur wenige Überlebende gibt, ist Deutschland einer von ihnen.«

O Globo spricht eine archaische Wahrheit aus: Es geht auch im Spiel ums Überleben. Das Spiel hat die Macht, die Wirklichkeit zu bannen ins Schema eines 90-Minuten-Dramas, an das wir uns später erinnern werden wie an eine Katastrophe der Weltgeschichte. Der größte aller Fußballaphoristiker, der Schotte Bill Shankly, fasst es so: »Einige Leute halten Fußball für eine Frage von Leben und Tod. Ich bin von dieser Einstellung sehr enttäuscht. Ich versichere Ihnen, dass er viel, viel wichtiger als das ist.«

Je mehr Menschen auf der Erde leben, je mehr »persönliche« Zeit es also zu gestalten gibt, desto dringender scheint sich die Weltgemeinschaft auf ein überlegenes Zeitmaß, ein kollektives Über-Erlebnis einigen zu müssen: auf die 64 x 90 Minuten eines WM-Turniers. Dieser Sport lebt im Rausch einer ungeheuren Verkostbarung. Die Spieler sind Superstars, und in den Stadien gibt es sogenannte Mixed Zones, durch welche sich nach dem Spiel die Helden zum Ausgang bewegen und den bettelnden Journalisten ein paar Zitatbrosamen zuwerfen. Was Spieler sagen, gilt als bedeutsam, und so haben sie es sich angewöhnt, ihre Münder mit den Händen zu beschirmen, wenn sie miteinander sprechen – wie Robert De Niro und Joe Pesci es im Mafia-Film

Goodfellas tun: weil sie wissen, dass sie von feindlichen Lippenlesern beobachtet werden. Orte, an denen die Spieler sich dauerhaft aufhalten, werden zu mythischen Orten. Campo Bahia, das Lager der Deutschen am brasilianischen Strand, soll nach der WM ein Luxushotel werden; es wird seine Gäste damit locken, dass sie in Betten schlafen dürfen, in denen Hummels, Neuer und Müller schliefen – als hätte sich dieser Küstenstreifen durch die Anwesenheit der Deutschen in Sagenland verwandelt.

Aber die Bedeutung des Spiels lastet schwer auf den Spielern und den Fans, zumal in Brasilien. Wer durch die gigantische Stadt São Paulo fährt, während die brasilianische Nationalmannschaft ein Turnierspiel absolviert, taucht in ein atmosphärisches Gemisch aus Weihnachten, Totensonntag, Ausgangssperre, und jeder spürt, dass in alldem echte Angst mitschwingt. Es muss den Brasilianern jetzt, nach der verheerenden Niederlage gegen die Deutschen, so erscheinen, als hätten sie die schlimmste Strafe des Fußballs zu ertragen: Weltgesichtsverlust.

Schon einmal, 1950, war Brasilien Gastgeber einer Fußballweltmeisterschaft, damals verlor man das Finale in Rio gegen Uruguay. Die Schmach dieser Niederlage ist im Land unvergessen und unverschmerzt, und so sah man die Momente, in denen die aktuelle brasilianische Mannschaft vor dem Untergang stand, mit Schrecken. Namentlich das Elfmeterschießen gegen Chile und nun das Fiasko gegen Deutschland – es war wie in einer klassischen Tragödie, die ihre schwarzen Kräfte sammelt für den Moment der Katastrophe.

Vor dieser WM hatte man mit Ausschreitungen, gar mit Terroraktionen gerechnet, und viele Brasilianer hatten sich vorgenommen, das Turnier sozusagen mit dem Rücken zum Fernsehbildschirm zu verfolgen; manche behaupteten sogar, sie wünschten ihrer Mannschaft ein frühes Ausscheiden, schließlich sei die WM nur eine PR-Aktion der korrupten Regierung, die um ihre Wiederwahl kämpfe und die Probleme des Volkes ignoriere. Aber die Ausschreitungen fanden nicht statt, und je weiter die Weltmeisterschaft voranschritt, desto mehr wandten die Brasilianer sich dem Bildschirm wieder

zu – in dem Gefühl, ihre labile Mannschaft und vor allem den armen Neymar nicht alleinlassen zu dürfen. So stützten sie sich am Ende gegenseitig: das Volk und seine Seleção.

Und die Staatsgewalt erledigte den Rest. Auf der Avenida Paulista, der Prachtstraße von São Paulo, sah ich eine Demonstration von Fifa- und WM-Kritikern. Etwa 200 wackere Demonstranten wurden von einem Vielfachen an Militär und berittener Polizei eskortiert. Aber Eskorte ist ein ungenaues Wort. Es war eine Insel der Meinungsfreiheit, um die sich eine lebende, bewegliche Bleikammer schloss, die hauteng die Demonstration begleitete.

Spätestens drei Tage nach dem Ende der Weltmeisterschaft werde in Brasilien »Katerstimmung« einsetzen, und zwar unabhängig davon, wie das Turnier ende – diese Prognose stammte von dem österreichisch-brasilianischen Bischof Erwin Kräutler, einem seit Jahrzehnten von Mordkommandos bedrohten Kämpfer für die Rechte der Armen und Unterdrückten des Landes. Kräutler vergleicht das Verhalten der Fifa mit dem einer Diktatur, welcher sich die brasilianische Regierung willig unterwerfe. Er forderte »Fifa-Standards« für die Krankenhäuser, die Schulen, die öffentliche Sicherheit Brasiliens.

Derweil zog die Fifa ihre Schneisen durch das riesige Land – ein groteskes Muster feudaler Bewegungen, die durch Regionen hoffnungsloser Armut führten. Vom Luxushotel zum Flughafen zur Arena zum Hotel zum Trainingscamp – so waren die Spieler unterwegs, und so fingen sie sich jene Grippe ein, welche viele Brasilianer gar nicht kennen, nämlich die Grippe, die man bekommt, wenn man zwischen heißen und klimatisierten Örtlichkeiten unterwegs ist. Polizei und Militär lotsten die Mannschaften durch fegefeuerartige Staus, so kamen sie schnell zum Flughafen. Aber die Möglichkeit, Elend zu ignorieren, indem man es umfährt, gibt es in Brasilien nicht, schon gar nicht im untergehenden Nordosten, weil auch die Mittelstreifen der Straßen von Armut besiedelt sind. Nun stelle man sich den deutschen Spieler Toni Kroos vor, der kürzlich ein Angebot von Manchester United ausgeschlagen hat, welches ihm ein Wochensalär von 300.000 Pfund

beschert hätte, wie er aus dem Shuttlebus zum Flughafen auf die Favelas von Recife, Fortaleza und Rio hinabblickt. Es wäre eines der Bilder dieser Weltmeisterschaft.

Mein Bild dieser Weltmeisterschaft ist ebenfalls eines, das die Öffentlichkeit nicht kennt. Es entstand während des fünfwöchigen Gegenturniers, das parallel zur WM in meinem Kopf stattfand. Zu sehen ist folgende Szene: Auf dem von wirren Freistoßspraylinien übersäten Spielfeld des Maracanã-Stadions stehen alle 736 Spieler der WM und schlagen sich, wie im schottischen Ba'Game, um den Ball. Luis Suárez schnappt ihn sich und gräbt, ehe er ihn wieder verliert, seine Zähne tief ins Leder der Beute. Thomas Müller steht mitten im Gewimmel: Er probt eine Freistoßvariante, in deren Verlauf er mehrere Salti schlägt und eine brennende Fackel in die Luft wirft. Manuel Neuer ist zu erkennen, wie er sieben Sternschnuppen mit der Hand fängt. Die Weltgemeinschaft schaut dem Spektakel gebannt zu, mit Ausnahme einiger unempfindlicher Nordamerikaner. Das öffentliche Leben ist friedlich zum Erliegen gekommen, aber wer braucht schon öffentliches Leben?

WM 2014

»We are family«

Deutschland ist Weltmeister! Zugleich feiert auch eine postnationale Weltfamilie ihren Sieg

VON ELISABETH VON THADDEN

DIE ZEIT, 17.07.2014 Nr. 30

Zwei kleine Mädchen klettern auf ihrem völlig erledigten Vater rauf und runter, bis sie, vor den Augen von ein paar Milliarden Menschen, beide gleichzeitig auf seine dunklen Arme passen: silbern die Sandalen des einen Kinds, mit bunten Lederbommeln dran die des anderen, Soley und Lamia, die dreijährigen Zwillinge von Jérôme Boateng, wie wir jetzt alle wissen. Bis ein paar Minuten zuvor hatte der noch als Innenverteidiger Manuel Neuer dabei geholfen, Lionel Messis Bälle von der Torlinie fernzuhalten, mit Erfolg, ohne Foul.

Nächstes Bild: Jetzt sind die Zwillinge barfuß, die Sandalen liegen wohl irgendwo auf dem Rasen herum, und nun reiten die Mädchen Huckepack auf dem Rücken von Mario Götze, Preis: 37 Millionen Euro auf dem Transfermarkt vor der WM, und auf dem Rücken von dessen auch nicht ganz billiger Model-Freundin, die offenbar Ann-Kathrin Brömmel heißt, wie man jetzt weiß – dabei hat doch eben erst, sieben Minuten vor dem Abpfiff, derselbe Mario Götze einen Ball von Schürrle auf die Brust genommen und ihn dann, wie übergangslos, mit einem Volley ins Tor segeln lassen. Der amerikanische Nachrichtensender CNN hat dazu ergriffen gesagt, die Schönheit sei ins Spiel eingezogen! Beauty! Nicht fragwürdiges Geld, nicht stählerner Kampf, sondern die lateinamerikanischste aller Eigenschaften: Schönheit. Ein paar Minuten nach diesem Tor in der 113. Minute also harmoniert Götzes selig glühendroter Jungmännerkopf aufs Hübscheste mit dem hellbraunen Kindergesichtchen von Boatengs Zwillingmädchen auf

seinem Rücken.

Das war gerade erst. Jetzt sind die Spieler auf dem Weg in den Urlaub, die Fanmeile ist geschafft, und Angela Merkel war natürlich 24 Stunden früher zurück in Berlin als die Männer aus der Kabine, die Arbeit macht ja nicht ewig Pause.

Aber die Ewigkeit, was ist mit ihr? Es sind die ewigen Bilder jener Mitternacht europäischer Zeit im Stadion von Maracanã, die bleiben. Denn dort wird eine Weltpremiere uraufgeführt, in deutscher Besetzung: Zum ersten Mal endet eine Fußballweltmeisterschaft mit Bildern des postnationalen Familiären. Sie lassen auf einen Streich und vor aller Augen das stur Biedere hinter sich, das nach 1945 Deutschlands Enge ausgemacht hat: das identitäre Muster aus Nation, Kleinfamilie samt Ehe, weißer Hautfarbe, christlicher Religion, deutscher Muttersprache, eiserner Disziplin.

Und ein winziges bisschen verschwimmen sogar, in diesem so unfassbar frauenlosen Männerkosmos, die Konturen des hypermännlichen Fußball-Geschlechts, wenn Bastian Schweinsteiger und Lukas Podolski, die alten Kumpel, auf dem Stadionrasen ihr Fast-echte-Küsschen-Spiel spielen und es sogleich um die Welt twittern. Seit Titan Kahn nach dem Finale von 2002 wie erschlagen am Pfosten seines Tores saß, weil er einen Ball nicht festhalten konnte, ist die nationale Selbstfindung stetig unterwegs zu diesen Bildern jenseits der einfachen Identitäten. Nun kann jeder sie sehen.

Doch es ist mehr als das. Natürlich, wer sentimentale Erfolge erzielen will und die sogenannten Herzen erobern, weiß: Kinder, Tiere und keusche Küsschen gehen immer. Aber dieser Erfolg ist ja nicht sentimental. Der Kindskopf Podolski, der bei der WM 2006 noch vor allem die Geschichte des erfolgreichen polnischen Aussiedlers repräsentierte und deshalb fortgesetzt übers Feld rannte, wurde während dieser brasilianischen WM fast nie eingewechselt – und ist ein Sieger gleichwohl.

Es spielt sich gelassener ohne nationalen Rettungsauftrag

Längst ist er Vater und hat seinen Sechsjährigen dabei, mit dem er, als das

Stadion sich bereits leert, noch die Gelegenheit nutzt, Elfmeterschießen zu üben. Vater Podolski im Tor, kleiner Podolski am Ball. Man sieht: Aus Kindern werden Leute, wenn eine Demokratie ohne Krieg im eigenen Land, über Jahre hinweg, für Gelassenheit sorgen kann. Und wenn man nicht mehr, wie die armen Brasilianer, als Messias mit nationalem Rettungsauftrag auf den Platz muss: Wer erinnert sich, wie David Luiz nach dem 1:7 unter Tränen sagte, er habe sein leidendes Volk trösten wollen?

Es mag angesichts der politischen Nachrichtenlage eine fast zynische Ungerechtigkeit sein, aber es trainiert und spielt sich entspannter, wenn kein Spieler oder Trainer fürchten muss, von enttäuschten Fans erschossen zu werden, falls mal ein Spiel algerienhaft an ein Debakel grenzt. Weil jeder der deutschen Spieler dies wirklich weiß, war auch keiner dabei, der nach dem Debakel Brasiliens sich im Wortlaut vertan hätte. Jene zehn Jahre harter Arbeit, von denen Joachim Löw nun so unspektakulär sprach, um den vierten deutschen Weltmeistertitel zu charakterisieren, hat die Mannschaft zum Erwachsenwerden genutzt: nah beim Publikum, das auch Harry Potter, Ron und Hermione, Band für Band, heranwachsen sah, bis die ZauberKinder aus dem Größten raus waren. Als brauchte die Welt nichts dringender als Bilder von einer nicht sinnlos verstreichenden Zeit.

Schweinsteiger bückt sich, um mit dem kleinen Podolski zu sprechen

Deshalb sind es im Flutlicht von Maracanã nicht die Stars, die Solisten, die nach dem Abfiff im Mittelpunkt stehen, sondern die kurios neuartigen Grüppchen des Familiären. Auch wenn manche modeldünn gehungerte Spielerfrau den goldenen Cup selfiegewiss ans Herz drückt wie den schweißnassen Liebsten – die Aufmerksamkeit der Kameras sucht hier doch lieber die Neufamiliären unter den Weltmeistern: Sie ruht auf den Tränen eines tiefensten Miroslav Klose, von dem bis zum Überdruß wiederholt wurde, dass er nun 36 sei und als Einziger den WM-Marathon seit 2002 bergan gelaufen, nun sieht man, mit wem: den Zwillingen Noah und Luan sowie deren Mutter. Die Kameras ruhen auch auf einem frisch unter dem Auge getackerten Bastian Schweinsteiger, der sich bückt, um auf Augenhöhe

mit dem kleinen Podolski ein paar ungestörte Worte zu wechseln. Und sie ruhen auf Boateng, dem Mann, der zwei kleine Mädchen gleichzeitig tragen kann, bis sie auf Mario Götzes Rücken umsteigen. Alles in allem: ein Team.

Was ist die unheimliche Zauberei des 7:1 und was das Jungssommermärchen von 2006 gegen die Realität aus tiefenentspannten Weltmeistern, die zur Feier ihres hart erarbeiteten Sieges vor der Weltöffentlichkeit anderer Leute Kinder auf dem Rücken spazieren tragen?

Als habe irgendein verborgener Gott den Soziologen den Auftrag gegeben, man solle doch mal utopischerweise versuchen, die Theorien der postnationalen Konstellation (Jürgen Habermas) und der Kosmopolitisierung der Familie (Ulrich Beck) zusammen in ein Bild zu setzen, war es auf dem Rasen von Maracanã zu sehen: *We are family, we are* Weltmeister aller Herkünfte, aller Formen von Familien, und also ist für die Zeit, die das Spielen währt, auch die Weltgesellschaft, in der solche Bilder entstehen, wie ein Meister zu feiern.

Und Deutschland? Freut sich unbändig, ist müde und geht wieder an die Arbeit. Vorbei, endlich vorbei: Wir sind vier Wochen lang, schlaflos glücklich, zugleich Trainer, Fan, Torwart, Zuschauer, Spielerfrau, alles in einem, gewesen. Es wurde Zeit für den Abpfiff, für Normalität.

Nur hat sich die Normalität selbst verändert. Ungezählte Kinder dieser Weltgesellschaft, die jetzt in die Vereine und auf fußballtaugliche Plätze strömen, um zu trainieren, um groß, um einzig zu werden, vielleicht gar ein echtes Team, sind heute so vernetzt und zugleich so wettbewerbsfixiert wie nie. Wie hoch konkurrenente Geschwister. Sie wollen ein Leben, das etwas bedeutet. Und sie haben seit dem Finale ein familiäres Versprechen vor Augen, das nun das reiche Deutschland verkörpert.

Mit diesen Bildern im Kopf ziehen sie bald auf den Weltarbeitsmarkt, der kein Spiel ist. Sie wissen: Im Maracanã lagen das Spiel und die Wirklichkeit einen ewigen Moment lang ganz nah beieinander. Da hat der kleine Podolski den Ball unten links in die Ecke geschlenzt, unhaltbar, und sein Vater, der alte

Podolski, hat sich zum Ball geworfen und war nur mit den Fingern noch dran.

WM 2014

E-Book Extra: Alle Ergebnisse der WM 2014

Alle Spiele auf dem Weg zu Deutschlands viertem Stern im Überblick

Gruppe A	Ergebnis
Brasilien - Kroatien	3:1 (1:1)
Mexiko - Kamerun	1:0 (0:0)
Brasilien - Mexiko	0:0 (0:0)
Kamerun - Kroatien	0:4 (0:1)
Kamerun - Brasilien	1:4 (1:2)
Kroatien - Mexiko	1:3 (0:0)

Tabelle: Gruppe A	Punkte	Torverhältnis
1. Brasilien	7	7:2
2. Mexiko	7	4:1
3. Kroatien	3	6:6
4. Kamerun	0	1:9

Gruppe B	Ergebnis
Spanien - Niederlande	1:5 (1:1)
Chile - Australien	3:1 (2:1)
Australien - Niederlande	2:3 (1:1)
Spanien - Chile	0:2 (0:2)
Australien - Spanien	0:3 (0:1)
Niederlande - Chile	2:0 (0:0)

Tabelle: Gruppe B	Punkte	Torverhältnis
1. Niederlande	9	10:3
2. Chile	6	5:3
3. Spanien	3	4:7
4. Australien	0	3:9

Gruppe C	Ergebnis
Kolumbien - Griechenland	3:0 (1:0)
Elfenbeinküste - Japan	2:1 (0:1)
Kolumbien - Elfenbeinküste	2:1 (0:0)
Japan - Griechenland	0:0 (0:0)
Japan - Kolumbien	1:4 (1:1)
Griechenland - Elfenbeinküste	2:1 (1:0)

Tabelle: Gruppe C	Punkte	Torverhältnis
1. Kolumbien	9	9:2
2. Griechenland	4	2:4
3. Elfenbeinküste	3	4:5
4. Japan	1	2:6

Gruppe D	Ergebnis
Uruguay - Costa Rica	1:3 (1:0)
England - Italien	1:2 (1:1)
Uruguay - England	2:1 (1:0)
Italien - Costa Rica	0:1 (0:1)
Italien - Uruguay	0:1 (0:0)
Costa Rica - England	0:0 (0:0)

Tabelle: Gruppe D	Punkte	Torverhältnis
1. Costa Rica	7	4:1
2. Uruguay	6	4:4
3. Italien	3	2:3
4. England	1	2:4

Gruppe E	Ergebnis
Schweiz - Ecuador	2:1 (0:1)
Frankreich - Honduras	3:0 (1:0)
Schweiz - Frankreich	2:5 (0:3)
Honduras - Ecuador	1:2 (1:1)
Honduras - Schweiz	0:3 (0:2)
Ecuador - Frankreich	0:0 (0:0)

Tabelle: Gruppe E	Punkte	Torverhältnis
1. Frankreich	7	8:2
2. Schweiz	6	7:6
3. Ecuador	4	3:3
4. Honduras	0	1:8

Gruppe F	Ergebnis
Argentinien - Bosnien-Herzegowina	2:1 (1:0)
Iran - Nigeria	0:0 (0:0)
Argentinien - Iran	1:0 (0:0)
Nigeria - Bosnien-Herzegowina	1:0 (1:0)
Nigeria - Argentinien	2:3 (1:2)
Bosnien-Herzegowina - Iran	3:1 (1:0)

Tabelle: Gruppe F	Punkte	Torverhältnis
1. Argentinien	9	6:3
2. Nigeria	4	3:3
3. Bosnien-Herzegowina	3	4:4
4. Iran	1	1:4

Gruppe G	Ergebnis
Deutschland - Portugal	4:0 (3:0)
Ghana - USA	1:2 (0:1)
Deutschland - Ghana	2:2 (0:0)
USA - Portugal	2:2 (0:1)
USA - Deutschland	0:1 (0:0)
Portugal - Ghana	2:1 (1:0)

Tabelle: Gruppe G	Punkte	Torverhältnis
1. Deutschland	7	7:2
2. USA	4	4:4
3. Portugal	4	4:7
4. Ghana	1	4:6

Gruppe H	Ergebnis
Belgien - Algerien	2:1 (0:1)
Russland - Südkorea	1:1 (0:0)
Belgien - Russland	1:0 (0:0)
Südkorea - Algerien	2:4 (0:3)
Südkorea - Belgien	0:1 (0:0)
Algerien - Russland	1:1 (0:1)

Tabelle: Gruppe H	Punkte	Torverhältnis
1. Belgien	9	4:1
2. Algerien	4	6:5
3. Russland	2	2:3
4. Südkorea	1	3:6

ACHTELFINALE

	Ergebnis
Brasilien - Chile	1:1 n.V. (1:1, 1:1) 3:2 i.E.
Kolumbien - Uruguay	2:0 (1:0)
Niederlande - Mexiko	2:1 (0:0)
Costa Rica - Griechenland	1:1 n.V. (1:1, 0:0), 5:3 i.E.
Frankreich - Nigeria	2:0 (0:0)
Deutschland - Algerien	2:1 n.V. (0:0, 0:0)
Argentinien - Schweiz	1:0 n.V. (0:0, 0:0)
Belgien - USA	2:1 n.V. (0:0, 0:0)

VIERTELFINALE

	Ergebnis
Frankreich - Deutschland	0:1 (0:1)
Brasilien - Kolumbien	2:1 (1:0)
Argentinien - Belgien	1:0 (1:0)
Niederlande - Costa Rica	0:0 n.V. (0:0, 0:0), 4:3 i.E.

HALBFINALE

	Ergebnis
Brasilien - Deutschland	1:7 (0:5)
Niederlande - Argentinien	0:0 n.V. (0:0, 0:0), 2:4 i.E.

FINALE

	Ergebnis
Deutschland - Argentinien	0:1 n.V. (0:0, 0:0)

SPIEL UM DEN DRITTEN PLATZ

	Ergebnis
Brasilien - Niederlande	0:3 (0:2)

GASTGEBERLAND BRASILIEN

Wie das sportliche Großereignis Land und Leute verändert

Der einsame Rebell

Am Samstag startet in Brasilien der Confed-Cup, die WM-Generalprobe für den Gastgeber. Unser Reporter Marian Blasberg hat den Weltfußballer und Politiker Romário bei seinem Einsatz gegen die Korruption begleitet

VON MARIAN BLASBERG
DIE ZEIT, 13.06.2013 Nr. 25

Als sich Romário de Souza Faria an einem Tag im Mai in einem Plenarsaal des brasilianischen Parlaments zur Hymne erhebt, legen sich für einen Augenblick verschiedene Zeiten übereinander. Romário steht da wie vor acht Jahren, als er zum letzten Mal das gelbe Hemd der brasilianischen Nationalmannschaft trug. In ihm ist er Weltmeister geworden, zur Ikone seines Landes, der beste Stürmer aller Zeiten, wie Johan Cruyff ihn mal genannt hat. Wie damals hält er auch jetzt die Arme eng am Körper, drückt den Rücken durch. Seine Schläfen sind inzwischen grau, und statt des gelben Leibchens trägt er einen dunklen Anzug von Armani. Aber der Kleinste in der Reihe provoziert noch immer gern.

Während sich die anderen beim Abspielen der Hymne dem Publikum im Saal zuwenden, wendet sich Romário ab und blickt in Richtung seiner Landesflagge, die hinten in der Ecke lehnt. Es ist eine Geste, in der Verachtung liegt für eine ewige Elite, die diesen Ort missbraucht, um sich die eigenen Taschen vollzustopfen. Romário, soll diese Geste sagen, geht es um das Volk. Um die Leute, die ihm 2010 mit ihrer Stimme die Chance gaben, sich in der Mitte seines Lebens noch einmal neu zu erfinden. Romário, der Müßiggänger, das alte Großmaul, ist jetzt Abgeordneter der Sozialisten. Er ist einer der erstaunlichsten Politiker Brasiliens.

Wenig später tritt er an ein Rednerpult und zieht einen Text aus seiner

Anzugtasche, der mit den Worten »Gegen die Elitisierung unseres Fußballs« überschrieben ist. Es sind die Wochen vor dem Confed-Cup, der Generalprobe für die WM im nächsten Jahr. Überall im Land werden zurzeit die neuen Stadien eingeweiht, am Sonntag ist das von Brasília an der Reihe, aber weil die Hauptstadt keinen eigenen Club besitzt, werden die Traditionsvereine Flamengo aus Rio und FC Santos für ein Gastspiel eingeflogen. Die Rechte an dem Spiel hat der brasilianische Fußballverband für umgerechnet eine halbe Million Euro einem Tourismusunternehmer zugeschanzt, der jetzt allein mit dem Verkauf der Eintrittskarten drei Millionen macht.

Romário räuspert sich. »Bislang«, sagt er, »wurde das Geld bei uns im Fußball mit dem Verkauf von Spielern oder Fernsehrechten verdient. Jetzt geht es an die Taschen des kleinen Mannes, der in Flipflops auf der Tribüne steht. 70 Euro für das billigste Ticket, ein Viertel unseres Mindestlohns, das ist absurd.« Romário lispelt fast nicht mehr, er spricht langsamer als früher, und nur gelegentlich mischt sich in seine Rede noch die derbe Sprache der Favela, in der er aufgewachsen ist. Brasilien, hat er mal gesagt, mache die Beine für die Fifa breit. Heute fragt er: »Wollen wir, dass uns die Reichen aus den Stadien drängen? Dass eine korrupte Clique über unseren Fußball herrscht?«

Romário glaubt, es sei kein Zufall, dass der Zuschlag für das Spiel an den Unternehmer gegangen ist. Der Mann sei ein »Bekannter« von Ricardo Teixeira, der 2012 nach endlosen Korruptionsvorwürfen als Präsident des nationalen Fußballverbands zurückgetreten ist. Weil es so aussieht, als würden die alten Seilschaften fortbestehen, fordert Romário die Einberufung eines Untersuchungsausschusses. »Wir wollen wissen«, ruft er, »wie diese Deals ablaufen!«

13 Minuten spricht Romário. Dabei wirkt er wie ein Junge, der sich beim Raufen auf dem Pausenhof am liebsten mit den Stärksten anlegt. Er ruft ihnen entgegen, dass sie »Gauner und Banditen« seien, die aus der WM »den größten Diebstahl unseres Landes« gemacht hätten. Er fragt, warum Brasília

600 Millionen Euro in ein Stadion investiere, das nach der WM niemand mehr brauche, während in den Krankenhäusern Ärzte fehlten und in den Schulen Lehrer. Romário sei »eine Stimme in der Wüste«, schrieb die Essayistin Lya Luft. Er spreche Dinge aus, die andere nur dächten.

Romário war Teil der brasilianischen Delegation, die 2007 in der Schweiz den Zuschlag für die Weltmeisterschaft holte, irgendein Posten wäre auch für ihn schon abgefallen. Er hätte WM-Botschafter werden können wie Pelé oder Mitglied eines der lokalen Organisationskomitees wie seine damaligen Sturmpartner Bebeto und Ronaldo. Er könnte als Experte Fußballspiele kommentieren oder, wie so viele vor ihm, sein Vermögen am Strand von Rio de Janeiro durchbringen.

Es wäre der leichte Weg gewesen, der Weg, den viele erwartet hätten von einem wie ihm, der immer mehr Talent hatte als Disziplin. Romário war Meister in Brasilien, in Spanien und den Niederlanden, er hat nach eigenen Berechnungen mehr als tausendmal das Tor getroffen, aber noch viel öfter kam es vor, dass er während eines Spiels minutenlang im Schatten des Tribünendachs spazieren ging. Romário setzte seine Prioritäten anders. Wenn seine Kollegen ihre Trainingstasche packten, kam er oft gerade aus dem Nachtclub. Wenn er nachts nicht auf der Piste sei, hat er mal gesagt, würde er am nächsten Tag das Tor nicht treffen. Er sei Stürmer, kein Athlet.

Als der junge Trainer Alexandre Gama einmal öffentlich über Romários Einstellung klagte, schoss der zurück: »Was soll der Scheiß? Der ist gerade in den Bus gestiegen und will gleich einen Platz am Fenster?« Als er wegen seines Lebenswandels aus der Mannschaft flog, die 2002 in Asien den WM-Titel holte, ließ er die Trainer auf die Klotüren des Nachtclubs malen, den er nebenbei betrieb. Als Pelé bezweifelte, dass er tatsächlich tausendmal getroffen hat, stellte Romário klar: »Pelé ist schweigend ein Poet.«

Die Liste von Romários Skandalen ist beeindruckend. Er hat bei Freizeitkicks mit Drogenbossen auf dem Feld gestanden und ein paar Nächte auf der Polizeiwache verbracht, weil ihn eine Exfrau wegen ausbleibender Unterhaltszahlungen verklagt hatte. Dreimal war Romário verheiratet, er hat

sechs Kinder mit vier Frauen. Mit dem Fußball hat er aufgehört, nachdem ein Dopingkontrolleur in seinem Blut eine verbotene Substanz entdeckte, was Romário mit einer Creme erklärte, mit der er seinen Haarausfall bekämpft habe.

Ausgerechnet dieser Tagedieb wurde im vergangenen Jahr von einer Kommission als einer der effektivsten Abgeordneten ausgezeichnet. Romário ist bei den meisten Parlamentssitzungen anwesend. Kaum ein anderer bringt so viele Initiativen ein. Er hat dafür gekämpft, dass bei der WM ein Zehntel aller Eintrittskarten zu kleinen Preisen angeboten wird, damit Arme, Rentner und Studenten eine Chance haben, sich die Spiele anzusehen. Außerdem erstritt er, dass 32.000 Tickets kostenlos an Menschen mit Behinderung verteilt werden.

Was also ist passiert mit diesem Mann? An einem dieser Tage Ende Mai hat Romário ein paar Journalisten zu sich nach Hause eingeladen. Es sei ein Wunder, sagt seine Assistentin Letícia, die in einem engen Minikleid im Garten steht. Romário spricht selten mit der Presse. Er trägt der Presse noch immer nach, dass sie ihm die tausend Tore nicht glaubt. Seit einem halben Jahr hat Romário in Brasília eine Villa gemietet, deren weitläufiges Grundstück bis zu einem künstlich angelegten See hinunterreicht. Unten am Steg liegt eine kleine Jacht, in der Garage parkt ein Ferrari. Romário steht etwas abseits in Shorts und Muskelshirt und spricht mit ein paar Handwerkern, die gerade dabei sind, seinen Bolzplatz einzuzäunen. Seine kleine Tochter Ivy, die diese Woche bei ihm ist, spielt auf der Wiese mit der Fernsehkamera eines Franzosen.

Nach acht Jahren Ehe hat sich Romário kürzlich von Ivys Mutter getrennt. In Brasília hält sich seitdem das Gerücht, er gehe mit der Assistentin eines Abgeordneten-Kollegen aus. Nachdem er lange Zeit nicht klarkam mit der Hauptstadt, mit dieser großen, menschenlosen Leere zwischen den Regierungsgebäuden, wirkt es nun, als richte er sich langsam darin ein. Vier Tage in der Woche ist Romário normalerweise hier, aber inzwischen bleibt er häufig länger. An diesem Wochenende war er zum ersten Mal seit Langem

sogar wieder mal im Stadion. Ausgerechnet in einem dieser von ihm so verhassten Weißen Elefanten, die so heißen, weil niemand weiß, was man mit diesen Ungetümen später anfangen soll. Ein Spiel, das als Generalprobe für das WM-Eröffnungsspiel gedacht war. Die Tribünen waren fast leer, aber für Romarinho, Romários ältesten Sohn, der vor 18 Jahren in Barcelona auf die Welt kam, war es das erste große Match. Romário stand oben in einer Loge hinter einer Glasscheibe, als Romarinho die Partie mit einem Abstauber entschied. Der Vater hatte Ivy auf dem Arm und weinte wie ein Kind. Romário verstand in diesem Augenblick, wie sich sein verstorbener Vater damals gefühlt haben musste, als er selbst den ersten Titel geholt hatte. Er dachte an seine Mutter, die früher nach jedem seiner Tore eine Bierflasche zerdepperte. Romário sagt, er habe ein Champagnerglas geschmissen.

Er sitzt jetzt auf einem Stuhl im Garten und wirkt noch etwas übernachtigt. Er schießt sich ein auf José Maria Marin, den neuen Präsidenten des Verbandes, der gerade sein liebster Feind ist. »Der größte Gauner unseres Landes«, sagt Romário. »Ein Mann, der sich bei der Meisterfeier von Corinthians in einem Augenblick, in dem er sich unbeobachtet gefühlt hat, die Medaille eines Spielers in die Anzugtasche steckte. Marin ist schlimmer als Teixeira. Er ist nicht nur korrupt, er war ein Kollaborateur der Diktatur.«

Vor 40 Jahren, als die Militärs das Land regierten, saß Marin als Abgeordneter im Landesparlament von São Paulo. 1975 hielt er dort eine Rede, von der Romário glaubt, dass sie tödliche Folgen hatte. Marin empörte sich darüber, dass der Fernsehkanal TV Cultura einen subversiven Beitrag über Ho Chi Minh gesendet hatte; er rief dazu auf, etwas zu tun, »damit wieder Ruhe in den Heimen von São Paulo einkehrt«.

Wenig später nahm die Polizei Vladimir Herzog, den Direktor von TV Cultura, fest, der früher bei der BBC gewesen war, von der er auch den Beitrag über Ho Chi Minh besorgt hatte. Herzog landete in einer Haftanstalt, die berüchtigt war für ihre Folterknechte. Er starb wenige Tage später. Offiziell wurde sein Tod als Selbstmord dargestellt. Über den Polizeichef von São Paulo, der für die Haftanstalt verantwortlich gewesen war, sagte Marin,

dies sei ein Mann, der seine Arbeit liebe.

»Marin«, sagt Romário, »hat diese Äußerungen nie bereut.« Romário selbst erfuhr von den Vorgängen durch ein Journalisten-Blog. Wenig später schrieb er eine Mail an Ivo Herzog, den Sohn von Vladimir, der in São Paulo ein Institut zur Aufarbeitung der Verbrechen der Diktatur betreibt.

Im Februar stellten sie gemeinsam eine Petition ins Netz, die Marin zum Rücktritt drängen sollte. Innerhalb weniger Wochen schlossen sich ihnen mehr als 50.000 Leute an. Anfang April trafen sich Romário und Herzog in Rio vor dem Gebäude des Fußballverbands, um Marin das Dokument zu übergeben, aber niemand wollte sie empfangen. Auch als Romário Marin einlud, im Parlament zu sprechen, erhielt er keine Antwort.

Wenn man ihn fragt, warum ihm diese Dinge plötzlich wichtig sind, erklärt Romário, dass sich Brasilien nicht blamieren dürfe. Er sehe es als seine Aufgabe, sich für die Wahrheit einzusetzen. Es sind Antworten, die vage bleiben, und vielleicht versteht Romário auch selbst nicht genau, wo er da plötzlich reingeraten ist. Im Grunde bewegt er sich durchs Parlament wie damals auf dem Platz: intuitiv; mit einem sicheren Gespür für große Gesten.

Im Frühjahr 2005, einen Monat nach Ivys Geburt, trug Romário zum letzten Mal das gelbe Hemd der Seleção. Brasilien spielte gegen Guatemala, Romário traf in der 17. Minute mit dem Kopf zum 2:0. Dann riss er sich das Hemd vom Leib und lief unter Tränen eine Ehrenrunde, die Arme ausgebreitet, sodass jeder im Stadion lesen konnte, was er auf sein Unterhemd geschrieben hatte: »Ich hab ein kleines Mädchen, das hat das Downsyndrom und ist eine Prinzessin.«

Wenn man so will, markiert dieser besondere emotionale Moment auf dem Spielfeld exakt den Wendepunkt in Romários Leben. »Ohne Ivy«, sagt er, »säße ich nicht hier.« Es sei ein Schock für ihn gewesen, sagt Romário, als er die Diagnose gehört habe. Mit so etwas wie einer Behinderung habe er nie zu tun gehabt. Es seien Wochen gewesen, in denen er sich fragte, was er falsch gemacht habe. Aber dann machte etwas Klick, irgendein Schalter habe sich

umgelegt. Romário dachte: Vielleicht ist Ivy eine Botschaft, ein sonderbares Geschenk, das mir der liebe Gott in den Schoß gelegt hat.

Er verbrachte Monate vor dem Computer und las sich Wissen an. In den Wartezimmern der Ärzte, die er und seine Frau mit Ivy aufsuchten, lernte er andere Familien mit behinderten Kindern kennen, »Familien«, sagt er, »die richtig in der Scheiße saßen«. Es war, als öffnete sich eine Tür, als betrete er mit Ivy plötzlich eine Welt, die ihm bislang verschlossen war, etwas, das sich anfühlte wie ein normales Leben, und Romário handelte reflexhaft: Er suchte die Offensive. Er beschloss, Ivy nicht länger zu verstecken. Heute ist Ivy acht, sie kann ein bisschen lesen, und manchmal bringt sie aus der Schule Briefe mit nach Hause, in denen Eltern ihrer Klassenkameraden ihrem Vater danken. Romário ist der Einzige im Parlament, der in seinem Büro eine Mitarbeiterin mit Downsyndrom beschäftigt. Kürzlich wurde ein Gesetzesparagraf so umgeschrieben, dass Behinderte leichter an staatliche Hilfen kommen; Romário nennt das seinen größten Erfolg.

Es ist vielleicht das erste Mal in seinem Leben, dass er Verantwortung für andere übernimmt. Er erfährt etwas, das er in den Nächten auf der Piste nie gefunden hat, eine unschuldige Liebe, eine Beziehung ohne Hintergedanken. »Es ist wichtig, Dinge zu geben, ohne zu erwarten, dass man etwas zurückbekommt. Ich habe früher sehr viel falsch gemacht«, sagt Romário.

Am Nachmittag füllt sich sein Grundstück mit Leuten, die Fußballtrikots tragen. Das Tor am Eingang steht offen. Jeden Montag spielt Romário mit Freunden auf seinem Bolzplatz. Es ist wie damals, Romário steht vorn und versenkt die Bälle, ein Mann, der mit sich im Reinen ist, der überlegt, in Rio als Bürgermeister anzutreten, der auch auf dem Platz immer ein Auge auf Ivy hat, die hinter dem Zaun mit ein paar Journalisten kickt. »Wenn sie euch nervt«, ruft Romário, »dann sagt Bescheid!«

Nationalheld

Romário wurde 1966 in einer Favela in Rio geboren und spielte unter

anderem für den FC Barcelona und PSV Eindhoven. 1994 wurde er zum Weltfußballer gewählt. 2010 zog er für die Partido Socialista Brasileiro ins brasilianische Bundesparlament ein.

Spiel ihres Lebens

Warum ausgerechnet die fußballverliebten Brasilianer gegen die Weltmeisterschaft in ihrem Land Stimmung machen

VON MARIAN BLASBERG UND THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 27.06.2013 Nr. 27

Es sind noch drei Stunden bis zum Anpfiff, als die Militärpolizei von Rio de Janeiro den Ring um das Maracanã-Stadion schließt. Das Maracanã ist nicht einfach nur ein Stadion, hier pocht das Herz des brasilianischen Fußballs, das ist der Ort, an dem sich die traurigsten und glücklichsten Momente einer ganzen Fußballnation ereignet haben.

Die Polizei hat Zufahrtsstraßen abgesperrt und Panzerfahrzeuge in Position gebracht. An die 2000 Männer sind im Einsatz, um den Ansturm von 300.000 Demonstranten abzuwehren, die auf das Stadion zuströmen wollen, in dem an diesem Nachmittag die Spanier gegen Tahiti spielen. Nach jahrelangen Renovierungen ist es das erste offizielle Punktspiel im Maracanã. Der Mythos soll wieder erwachen. Aber jetzt, wenige Stunden vor dem Anpfiff, gleicht die Fußballkathedrale einer Festung.

Daniel Fernandes wirkt irritiert, als er sich an den Polizisten vorbei seinen Weg in eine ruhige Seitenstraße bahnt. »Dieses Stadion«, sagt er, »sollte ein Ort der Freude sein, ein Ort, der für das Gute steht.« Der 40 Jahre alte Fernandes trägt ein blaues Sakko, unter seinem Arm klemmt eine braune Ledertasche. Er ist der Architekt, der den Umbau des Maracanã geplant hat, all die komplizierten Bauarbeiten, die nötig wurden für die Ausrichtung der Weltmeisterschaft. Fernandes hat das Stadion komplett entkernen lassen, um die Tribünen näher an das Feld zu rücken. Auf den Stehplätzen hat er Sitzschalen mit 50 Zentimeter Breite montieren lassen, weil die Fifa das so wollte. Er hat neue Rolltreppen gebaut und Aufzüge mit Panoramablick, VIP-

Logen, Bars und Restaurants, ein neues leichtes Dach, dessen Solarzellen den Bau mit Energie versorgen. Im vergangenen Jahr wurde sein Werk in Cannes mit einem Architekturpreis ausgezeichnet, aber jetzt, in diesen Premierentagen, geraten die Dinge plötzlich aus den Fugen.

»Ich verstehe ja, dass sie demonstrieren«, sagt Fernandes. »Die Leute sind beunruhigt, dass die Regierung nicht die gleiche Energie für den Bau von Schulen aufwendet wie für diese Stadien, aber die Proteste richten sich nicht gegen das Maracanã.« Fernandes geht es an diesem Nachmittag wie den Politikern im Land. Er begreift nicht, was gerade geschieht. Er wirkt, als wolle er nicht wahrhaben, dass er auf einmal auf der falschen Seite steht.

Natürlich geht es auch um das Stadion. Die Demonstranten haben keine Lust mehr auf Großereignisse in ihrem Land. Sie regen sich darüber auf, dass die Kosten im Verlauf der Umbauten etwa auf das Doppelte gestiegen sind, während es im Land an Ärzten oder Lehrern fehlt. Nach und nach haben sich sogar die brasilianischen Nationalspieler mit den Demonstranten solidarisiert. Angefangen mit dem Jungstar Neymar, der seiner Regierung vorwirft, sie tue viel zu wenig für »Transport, Gesundheit, Bildung und Sicherheit« im Land. Eine Solidaritätsbekundung kam auch von Romário, der heute für eine linke Partei im Parlament sitzt. Bisher habe er die Fußballweltmeisterschaft unterstützt, aber inzwischen fürchte er, »dass dieses Mega-Event unsere Probleme nur verschlimmert«. Als vor ein paar Tagen Pelé vorschlug, die Leute sollten besser die Spiele anschauen, statt so viel zu demonstrieren, wurde er vom halben Fußball-Establishment des Landes zurückgepfiffen. Er beteuerte dann schnell, er sei doch lieber »auf der Seite des Volkes«.

Besonders enttäuscht sind die Demonstranten darüber, dass das Maracanã-Stadion nicht mehr dasselbe ist. Es war kein Zufall, dass die Stadtplaner von Rio Ende der vierziger Jahre ausgerechnet dieses Grundstück für den Bau des Stadions wählten. Es liegt an einer zentralen Stelle in der Stadt, wo sich die armen Vororte des Nordens und die reichen Viertel der Südzone miteinander verbinden. Es sollte eine Begegnungsstätte sein, ein Ort, der soziale Unterschiede ausräumt. Das Maracanã war immer ein Ort, an dem sich die

Sehnsüchte der brasilianischen Gesellschaft spiegelten.

Brasilien war damals eine junge, instabile Demokratie, die immer noch versuchte, sich vom Erbe der Sklaverei zu befreien, ein erwachender Riese, der in die Zukunft blickte, während Europa in Trümmern lag. 10.000 Arbeiter bauten das Maracanã; als es zur WM 1950 eröffnet wurde, war es das größte Stadion der Welt. Es fasste 180.000 Menschen, jeden dreizehnten Einwohner der Stadt.

Daniel Fernandes, der aus São Paulo kommt, war 14, als er zum ersten Mal in die riesige Betonschüssel blickte. »Es raubte mir den Atem, diese Weite, diese Stille.« Fernandes war ein Kind, aber wie alle Kinder in Brasilien kannte er die Geschichte von der Weltmeisterschaft 1950, die in einem nationalen Trauma enden sollte. Er wusste, dass es ein haltbarer Ball gewesen war, den Moacyr Barbosa, der schwarze brasilianische Torwart, im Endspiel passieren ließ. Brasilien verlor, Uruguay, der kleine Nachbar, wurde Weltmeister. Über Barbosa ergoss sich eine Flut rassistischer Beschimpfungen, die nur zu deutlich zeigte, wie weit in Wirklichkeit der Weg des Landes zu einer freiheitlichen Demokratie noch war.

Das Maracanã, von Beginn an geplant als ein politischer Ort, wurde mit der Niederlage von 1950 zur heiligen Stätte, zu einem Ort der Erinnerung an das gemeinsame Trauma. Der Torhüter Barbosa erwarb, als sich nach Jahren die Gelegenheit dazu ergab, die Holzpfeiler der schicksalhaften Tore und verbrannte sie in seinem Garten.

Woche für Woche drängten sich Menschen aller Schichten in den Trikots ihrer Vereine auf den Tribünen und ließen sich verzaubern von Spielern wie Romário und Zico. Sie vergaßen die Sorgen ihres Alltags und die Zukunft, die man ihnen versprochen hatte, die aber selten eintraf. Während des letzten Umbaus sollen Arbeiter Steine aus dem Maracanã entwendet haben, Bruchstücke einer alten Seele, um sie für umgerechnet knapp 70 Euro unter der Hand zu verkaufen. Wenn diese Leute heute hören, dass eine Eintrittskarte für das Spiel Spanien gegen Tahiti genauso viel kostet, reagieren sie wütend. Sie fühlen sich bestohlen, ausgeschlossen, betrogen um ein Stück

Lebensqualität.

Fernandes ist schon auf dem Weg zurück nach São Paulo, als sich im Zentrum von Rio die ersten Demonstranten an der Candelária-Kirche versammeln.

Mehr und mehr Menschen strömen nach der Arbeit aus ihren Büros, aus Seitenstraßen und U-Bahn-Schächten. Fünf Kilometer entfernt wird das Spiel Spanien gegen Tahiti angepfiffen, aber im Herzen von Rio interessiert sich niemand für das Spiel. Die Passanten haben Botschaften auf Schilder gemalt, mit denen sie mehr Ärzte für die Krankenhäuser oder eine bessere Ausstattung für Schulen fordern. Missstände, die es nicht geben dürfte in einem Land, dessen Mittelschicht so hohe Steuern bezahlt – und es sind vor allem Menschen aus der Mittelschicht, die sich heute hier versammeln.

Auf anderen Schildern wird der Rücktritt des Bürgermeisters gefordert, werden mehr Rechte für Schwule verlangt, ein Ende der Korruption. Ganz vorn weht eine Fahne, auf der das Stadion abgebildet ist. »*O Maracanã é Nosso!*«, steht darauf. Das Maracanã gehört dem Volk!

Gustavo Mehl gehört zu den Organisatoren der Demonstrationen. Er ist ein schlaksiger 30-jähriger Mann mit dichten schwarzen Locken, der als Stadtforscher an der staatlichen Universität von Rio arbeitet. Seit Jahren organisiert er Versammlungen, bei denen er dagegen wettert, wie undemokratisch und trickreich die Regierung beim Umbau des Stadions vorging. »Das ist alles so unheimlich schnell passiert«, meint er. »Wir wissen ja selbst noch gar nicht so recht, was wir da losgetreten haben. Das ist auf eine Weise explodiert, die uns völlig entglitten ist. Die haben uns jahrelang angelogen, und wenn sie mit der Wahrheit rausgerückt sind, dann höchstens häppchenweise.«

Mal sei durchgesickert, dass im Zuge der Bauarbeiten auch die zum Stadion gehörende Sportanlage abgerissen werden sollte, auch der Schwimmpark, Einrichtungen zur öffentlichen Nutzung. Dann wieder hieß es, dass eine Schule weichen sollte, auch ein Haus, das früher als ein Indianermuseum diente. Schließlich machten die Bagger der Stadt eine nahe gelegene Favela platt, auf deren Gelände man dem Vernehmen nach einen Parkplatz einrichten

wollte. Und dann diese unglaubliche Nachricht: Die Regierung des Bundesstaates von Rio de Janeiro kündigte die Privatisierung des Stadions an. Die nächsten Jahrzehnte hat jetzt ein Konsortium das Sagen, an dem der Baukonzern Odebrecht die Mehrheit hat. Gustavo Mehl ist empört. Dieses Unternehmen, sagt er, »ist eine der größten Mächte in diesem Land, weit mächtiger als etwa die Präsidentin«. Und die sollen jetzt über das Maracanã verfügen, das Stadion des Volkes, das Symbol der Nation, das gerade frisch mit Steuergeldern renoviert wurde? Gustavo Mehl war drei oder vier Jahre alt, als er zum ersten Mal auf den Tribünen stand, und er weiß noch genau, dass Vasco, sein Verein, damals gegen Flamengo antrat. Gustavos Mehls Vater, Sohn eines Hafentechniklers, nahm ihn immer ins Stadion mit. Mehls Mutter, die sich ein Ingenieursstudium erkämpft hatte und später eine Stelle bei einer staatlichen Ölfirma fand, sorgte dafür, dass der Sohn eine teure Privatschule besuchen konnte.

Die Familie lebte in Botafogo, einem bürgerlichen Stadtteil im Süden. Kinder wuchsen hier sicher und behütet auf.

Der Ort aber, der ihn politisierte, war das Maracanã. »Auf der Tribüne«, sagt er, »saß ich dann zwischen Leuten aus allen Schichten, aller Rassen, aus allen Stadtteilen.«

Es ist die Angst, den Platz für solche Erfahrungen, die Teilhabe am öffentlichen Raum, zu verlieren. Mehl teilt sie mit all den anderen, die jetzt auf die Straße gehen. Sie vereint die Furcht vor den reichen Großverdienern, die sich mit ihren Luxusbauten, ihren Privatschulen, Helikoptern, privaten Krankenhäusern eine ganz eigene Welt zusammenkaufen; ein paralleles Brasilien, in dem man öffentliche Einrichtungen gar nicht mehr braucht. Oder sie zum eigenen Nutzen alleine betreibt.

Die vergangenen Tage haben auch gezeigt, dass die Polizei das Maracanã eben doch nicht einfach abriegeln und das Volk mit Polizeigewalt aussperren kann – ohne Folgen. Eine nationale Pilgerstätte lässt sich nicht entkernen. Wieder ist das Maracanã ein politisches Symbol geworden, diesmal ist es ein Symbol für ein beraubtes Volk.

Die Demonstrationen gehen weiter. Zehntausende marschieren auf Plätzen und vor Stadien, täglich wird via Internet zu neuen Protesten vor den großen Fußballarenen eingeladen. »*Não vai ter Copa*« ist zurzeit einer der beliebtesten Schlachtrufe – »Hier wird es keine WM geben.« Das skandierten die Menschen auch vor dem Hotel der Fifa-Delegation.

Niemand glaubt wirklich daran, dass Brasilien die Spiele 2014 absagen wird. Der brasilianischen Präsidentin ist es in den vergangenen Tagen gelungen, den Druck etwas zu mildern: Sie werde die Stimmen von der Straße hören, erklärte Dilma Rousseff. Sie werde mehr für Bildung und Gesundheit tun. Sie lädt die Anführer der Proteste ein zum Gespräch, gleich zum Wochenbeginn soll es damit losgehen. Zu wichtigen Fragen des Landes will Rousseff künftig Volksabstimmungen abhalten. Um die WM soll es dabei aber ausdrücklich nicht gehen. »Brasilien wird eine großartige Weltmeisterschaft ausrichten«, verspricht die Präsidentin. »Es ist eine Frage unserer brasilianischen Seele und unserer Manieren.«

Eduardo Martins arbeitet für Odeprecht, war dort lange Koordinator des WM-Projekts. Martins empfängt in einem hellen Konferenzraum in Botafogo. Vom Fenster aus ist die Christus-Statue zu sehen, auf der anderen Seite erhebt sich der Zuckerhut. Martins soll den Ort, den Architekt Fernandes so sehr verändert hat, mit neuem Leben füllen.

Auch Martins erinnert sich noch an seinen ersten Besuch im Maracanã vor mehr als 20 Jahren. Für ihn war es »immer ein Ort, an dem man ein bisschen Angst hatte wegen der Leute, die dort waren. In der Vergangenheit war der Fan der kleine Mann mit kleinem Einkommen. Arme Leute, die ihren Müll auf den Tribünen liegen ließen. Manchmal kam es vor, dass vor dem Stadion Schüsse fielen.«

Er will so etwas nicht mehr sehen. Martins wünscht sich eine andere Kundschaft. Er stellt sich ein anderes Maracanã vor, und ein anderes Land. Auch er glaubt an die verbindende Kraft des Fußballs in seinem Land. Doch im Gegensatz zu all den Kritikern glaubt er, dass Großereignisse wie die Weltmeisterschaft und später Olympia das Gemeinschaftsgefühl fördern –

dazu gehöre eben auch der Umbau der Stadien.

»Heute ist es eher so«, sagt er, »ich nehme meine Frau mit, meine Tochter, und wir verbringen einen Tag im Maracanã.« Martins redet von Restaurants, T-Shirt-Läden, Blumenständen. Von den Toiletten, die sauber sein müssen. Er schiebt Wassergläser auf dem Tisch herum, um zu zeigen, wie er sich die Umgebung des Stadions vorstellt: Parkplätze und Kinos, Boulevards und Fahrradstände, Bars und Shoppingmöglichkeiten. »Diese Art von Service«, sagt er, »verändert einen ganzen Ort. Die Leute gehen nicht mehr hin, um nur ein Spiel zu sehen, sie wollen konsumieren. Wenn Sie nach Disneyland gehen, ist es das Gleiche.«

Martins hält es für keine gute Idee, wenn der Staat ein solches Stadion verwaltet: Brasilianische Politiker verdienten viel und leisteten bekanntlich wenig. Er bestreitet, dass nach dem Umbau nur noch die Eliten den Eintritt bezahlen könnten. Lediglich 20 Prozent der Zuschauer belegten die teureren Plätze in den Logen – und sorgten damit für 80 Prozent der Einnahmen. Umgekehrt kommen 80 Prozent der Leute auf den billigeren Plätzen für 20 Prozent der Einnahmen auf.

»Auch der arme Brasilianer mag gute Dinge«, rät Martins. »Letztlich ist es auch eine Frage der Erziehung. Wenn man ihm zeigt: Hier hält man das Bad sauber, dann lernt er, es auch zu Hause sauber zu halten. Er lernt, die Dinge zu respektieren. Wenn er ins Stadion geht, dann nimmt er etwas nach Hause mit. Das ist einer der Beiträge, die der Fußball heute leisten kann.«

Niemand vermag zu sagen, ob das Geld tatsächlich nur für Rolltreppen und Sitzschalen ausgegeben wurde, aber was die Leute wissen, ist, dass die Politiker, die sie gewählt haben, eher den Bedürfnissen der Fifa nachgekommen sind als ihren eigenen. Die Fifa spielt den Ball zurück an die Politik: »Ich hoffe, das geht hier nicht bis nächstes Jahr so weiter«, sagt Generalsekretär Jérôme Valcke, »Brasilien muss dieses Problem lösen, es ist kein Problem der Fifa.«

Diesen Sonntag, zum Endspiel des Confederations Cup, wird es wieder um

das Maracanã-Stadion gehen: Auf den einschlägigen Proteste-Websites im Internet haben sich schon wieder viele Tausend Brasilianer für eine Großdemo angekündigt, gleich neben dem Maracanã.

Das große Warten auf Begeisterung

In Brasilien wird der Confederations Cup, die Generalprobe für die WM, ausgetragen – aber kaum jemand interessiert sich für den Sieger. Fifa-Präsident Sepp Blatter, 77, wies bei einem Besuch in Rio de Janeiro jede Verantwortung für den Volkszorn in Brasilien von sich: Die Kundgebungen seien »keine Angelegenheit der Fifa«. Blatter, der im WM-Stadion Maracanã gnadenlos ausgepiffen wurde, stellte klar: »Wir haben Brasilien nichts aufgezwungen«, was gebaut wurde, sei ein »Vermächtnis für die Zukunft«. Blatter äußerte Verständnis dafür, dass die Menschen »nicht glücklich sind«. Man solle den Fußball aber nicht dazu benutzen, Forderungen zu verkünden.

Schwelle zum Nichts

Der lange Boom hat in Brasilien viele arme Menschen wohlhabender gemacht – und die Mittelschicht das Fürchten gelehrt. Wer sind die Absteiger?

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 12.09.2013 Nr. 38

Maurício Neto beneidet seine Nachbarn, die ärmer sind als er

Die Zeit, in der Maurício Netos sozialer Absturz begann, verbindet er gar nicht mit einem besonderen Ereignis oder einer bestimmten Entscheidung. Es war eher so, dass binnen weniger Jahre alle Anker, die sein altes Leben hielten, verloren gingen: Er verlor den Job als IT-Ingenieur im Rio-de-Janeiro-Büro des amerikanischen Drucker-Herstellers Xerox, zu dem er jeden Morgen mit Anzug und Krawatte aufgebrochen war, und damit sein monatliches Einkommen in Höhe von 5000 Euro. Das war in seiner Karriere schon öfter vorgekommen, aber diesmal fand er keinen neuen Job. Er verlor das Auto. Die private Krankenversicherung. Die Wohnung im Wohlhabendenviertel an der Lagune von Rio de Janeiro. Irgendwann hat ihn schließlich auch seine Frau verlassen. »Jetzt muss ich mit meinen 51 Jahren noch mal neu anfangen«, sagt er.

Maurício Neto steht nun in Badeschlappen im Wohnzimmer seiner Eigentumswohnung – »immerhin, eine Eigentumswohnung!« –, die er einer klugen Entscheidung verdankt. Als Mitglied der brasilianischen Mittelschicht legte man vor wenigen Jahren noch sehr gerne Geld in Spekulationsobjekten an, und Netos Wohnung, in der Rua Petrocochino, weit draußen im Nordwesten der Stadt, lag damals noch gleich neben einem Slum. Rund 15.000 Euro hat er dafür bezahlt, »weil man ja wusste, dass hier bessere Wohngegenden entstehen sollten«. Dass er jemals selbst dort einziehen

würde, wäre Neto damals nicht in den Sinn gekommen.

Richtig angekommen ist er noch nicht. Die Wohnung hat, wie das ganze Haus, lange keinen Anstrich mehr bekommen, der Boden muss an vielen Stellen repariert werden, und Neto hat ungeordnet Möbel, Kisten, einen Berg von Turnschuhen, Werkzeug und Säcke voller Gipsmischung zum Ausbessern der Wände gestapelt. Nur der Computerraum ist schon penibel aufgeräumt: »Meine Arbeit«, sagt Neto. Gerade schlägt er sich mit gelegentlichen IT-Beratungsjobs für kleine Firmen durch. Und die riesige Heimkinoanlage im Wohnzimmer, auch die ist aufgebaut.

»Es ist natürlich ein ökonomischer Abstieg«, sagt Neto, das komme im Leben eben vor. »Doch vor sechs oder sieben Jahren hätte ich nun ohne Weiteres wieder einen neuen Job gefunden oder etwas ganz anderes machen können.« Wer damals einen Job hatte, zu einem Stand gehörte wie Neto zu dem der Ingenieure, der fiel nicht so tief wie heute. »Es war so etwas wie Anwalt oder Arzt«, sagt Neto. Man fand wieder etwas Neues.

Das hat sich geändert. Ausgerechnet in den vergangenen zehn Boomjahren ist in Brasilien – wie in vielen anderen Schwellenländern auch – eine Schicht von Verlierern entstanden. Das Wachstum war zeitweise beachtlich, die Wirtschaft des Landes legte jährlich mal um sechs, mal um sieben und mal um neun Prozent zu. Es entstand auch eine gewaltige neue Mittelschicht, die es aus der Armut in bessere Verhältnisse schaffte. Doch erstens sind die guten Jahre jetzt vorbei: Der Boom der Schwellenländer ist vorüber, und Brasiliens Wirtschaft wird voraussichtlich ein paar Jahre lang stagnieren. Und zweitens haben die Boomjahre eine Menge Leute wie Mauricio Neto hinterlassen.

Brasilianische Soziologen sprechen von der »A-Gruppe«, wenn sie die ganz reichen Brasilianer meinen, und von der E-Gruppe, wenn es um die Ärmsten geht. Als Gewinner aus dem Boom hervorgegangen ist vor allem die C-Klasse, jene Schicht, die genau zwischen den Extremen liegt. Mit umgerechnet 400 bis 1700 Euro Monatseinkommen pro Haushalt ist man derzeit dabei. Diese Menschen leben vielfach noch in den Favelas – regulärer Wohnraum ist mit ihrem Einkommen nicht zu bezahlen –, darunter

Hilfsarbeiter und prekär Beschäftigte. Aber sie leisten sich schon große Fernseher, sie interessieren sich für Smartphones, manche bezahlen sogar ab und zu einen Arzt privat oder leisten sich eine schlichte private Schule für die Kinder. Die Klasse C, die neue Mittelschicht des Landes, ist zuletzt auf 55 Prozent der Gesamtbevölkerung angewachsen, sie tätigt fast die Hälfte aller Konsumausgaben.

Die traditionelle Mittelschicht aber, die bürgerliche Elite, die noch nicht zu den ganz Reichen gehört, jener Klasse B, die 20 Prozent der Bevölkerung ausmacht und 16 Prozent der Konsumausgaben – das sind Leute wie Maurício Neto, und sie haben ausgerechnet in den Boomjahren erheblich verloren: an Einkommen, Status und Sicherheit.

Vor ein paar Jahren ging das schon los, als man in besseren Kreisen über die Krise der *empregada* zu sprechen begann, den Exodus der Hausangestellten: jener Frauen, die im Haushalt oder in einem nahen Slum wohnten und die den Klassen A und B als Haushälterin, Babysitterin und Altenpflegerin den Rücken freihielten. Es gab auf einmal kaum noch welche. Sie hatten jetzt bessere Jobs, waren »Klasse C« geworden und für schlecht bezahlte häusliche Arbeit nicht mehr zu haben.

Maurício Netos Schicht fühlt sich von zwei Gruppen an den Rand gedrängt: von einer zunehmend abgehobenen Schicht Superreicher am oberen Ende, der »Klasse A« – und von der neuen Mittelschicht, der »Klasse C«, die mit ihrer Konsumorientierung den Ton in der Gesellschaft angibt und der es von Jahr zu Jahr besser geht. Die »Klasse B« indes managt währenddessen ihren Abstieg. Die Einkommen dieser Gruppe und auch die Beschäftigungsaussichten in ihren Berufen hielten einfach nicht mit dem Wachstum insgesamt mit – vor allem nicht mit den exorbitanten Preissteigerungen für Wohnungen, Autos, Privatschulen und private Arztbesuche, die zur Absicherung des Mittelschichtstatus nötig sind.

»Die Unternehmen legen doch gar keinen großen Wert mehr auf meinen Abschluss als IT-Ingenieur«, klagt Maurício Neto. »Vielfach nehmen die heute junge Leute, die die Computernetzwerke irgendwie zusammenhauen.«

So kommt es, dass Neto sogar ein wenig Sozialneid entwickelt hat – nach unten. Aus seinem neuen Schlafzimmerfenster kann er direkt auf die benachbarte Favela schauen. »Dort baut der Staat heutzutage Häuser für arme Leute, er bezahlt ihnen die Elektrizität, die Schulen sind gratis und so weiter«, sagt Neto. Er habe, sagt er, auch nichts dagegen. »Aber für uns, in der Mitte, gibt es nichts.«

Luiza Dreyer meldet die Revolution ordnungsgemäß an

Es gibt Brasilianer, die über ihren sozialen Abstieg deutlich wütender sind als Neto. Luiza Dreyer ist eine von ihnen. Sie hat beschlossen, sich zu wehren. »Ich habe in den vergangenen Wochen meine innere Berufung gefunden«, sagt sie. »Ich will alles tun, was in meiner Macht steht, um die Ungerechtigkeiten in diesem Land zu bekämpfen!«

An diesem Morgen ist sie gegen 7 Uhr aus einem Zelt gekrochen, das am südlichen Ende des Strands von Leblon an der Straßenecke der vornehmen Rua Aristides Espinola aufgestellt ist, aus einem von zig Zelten, die umgeben sind von brasilianischen Flaggen, Schildern mit politischen Parolen und knallorangefarbenen Mülleimern. Dreyer, 22 Jahre alt, lebt seit gut zwei Wochen hier, im Occupy-Camp. Es liegt schräg gegenüber der Luxuswohnung des Gouverneurs von Rio de Janeiro, Sergio Cabral sein Name, wobei Cabral sich bei den Demonstranten noch nicht hat blicken lassen. Die Zufahrt zu seiner Garage ist großräumig von der Polizei abgesichert, und ab und zu fliegt er mit dem Hubschrauber.

Vor einigen Wochen, im Zuge der Großdemonstrationen in Rio, standen hier noch Tausende von Menschen um das Camp und skandierten: »Weg mit Cabral!« Sie protestierten gegen den Verfall der Schulen, Krankenhäuser, Busse und Bahnen. Sie skandierten Slogans gegen Korruption, gegen die bald in der Stadt gastierende Fußballweltmeisterschaft und gegen die schlechte Wirtschaftslage im Land. Es waren nicht die Ärmsten, die hier auf die Straße gingen, sondern Leute wie Luiza Dreyer: Aufgewachsen in bürgerlichen Verhältnissen und unheimlich wütend angesichts der schlechten Perspektiven.

Von den 30 bis 40 Menschen, die hier Nacht für Nacht schlafen und demonstrieren, angefeuert von hupenden und winkenden Autofahrern, haben etliche Uni-Abschlüsse. »Da vorne schläft sogar eine Chemie-Professorin«, sagt Luiza Dreyer, die das Lager organisiert. Sie studiert Sozialkommunikation und Musik, wirkt in zwei Bands mit – »aber zurzeit habe ich vom Draußenschlafen keine Stimme mehr« –, und was sie einmal beruflich machen will, weiß sie noch nicht. »Es wird zunehmend schwierig für uns«, sagt sie. Kürzlich ist eine Studie erschienen, nach der Akademiker in Brasilien zwischen 2003 und 2009 durchschnittliche Einkommensverluste von 17 Prozent hinnehmen mussten.

»Ja, ich gehöre zur Mittelschicht«, sagt Dreyer. »Aber einfach nur, weil meine Eltern auch Mittelschicht waren. Es ist die Erwartung, die Vorstellung.« Sie habe bloß überhaupt kein Geld und wisse auch nicht so genau, woher sie in nächster Zeit welches nehmen solle. Bei ihren Eltern ist sie ausgezogen. Als sie noch nicht im Occupy-Lager lebte, schlief sie bei ihrem alzheimerkranken Großvater im bürgerlichen Stadtteil Flamengo auf der Couch.

Brasilianer wie Luiza Dreyer empfinden die Situation als den Bruch eines Gesellschaftsvertrages: Die drei, vier jüngsten Generationen gehobener Mittelschichten in den Schwellenländern hatten sich an ein Versprechen vom Aufstieg gewöhnt – und deren Kinder fühlen sich nun um dieses Versprechen betrogen. Für sie stimmt nicht mehr, was zuvor Gesetz zu sein schien: Je mehr man sich anstrengt, je besser man sich bildet, desto höher wird der Lebensstandard – auch im Vergleich zu den Generationen zuvor.

Luiza Dreyer hat natürlich an den großen brasilianischen Demos teilgenommen, sie war »ergriffen«, als in ihrem Land plötzlich Millionen von Brasilianern für ein besseres Land auf die Straßen gingen, trotz der Gefahr, dass Polizeitruppen sie niederknüppeln und mit Tränengas besprühen. Es war ein Schlüsselmoment für Luiza Dreyer: Dieser Staat, der ihr ökonomisch so wenig bot, stellte sich nun sogar gewaltsam gegen sie. Auch ihr Occupy-Zeltlager haben Polizisten schon heimgesucht, »sie haben mir meine Sachen gestohlen, es war ein teures Buch über Picasso darunter!« An einem anderen

Tag sollten die Camp-Bewohner umgerechnet 270 Euro Strafe zahlen, weil jemand im Camp eine Mülltonne umgeworfen hatte.

Dreyers alltägliche Beziehungen zur Staatsgewalt – die sie gerne, wenn sie sich in Rage redet, als historischen Klassenaufstand gegen ein unterdrückerisches Regime schildert – erscheinen derweil erfrischend pragmatisch. Kurze Zeit nach dem Gespräch steht sie auf der anderen Straßenseite und redet mit zwei Ordnungshütern, minutenlang und dem Augenschein nach recht respektvoll. Luiza Dreyer, das Kind aus der »Klasse B« mit den Polizisten, Leuten aus der »Klasse C«. »Wir müssen noch mal zum Subsekretariat für Ordnungsfragen gehen«, sagt sie, wegen der Müllfrage, es liege zu viel davon herum. So als sei es nichts Außergewöhnliches, dass Revolutionäre sich beim Subsekretariat für Ordnungsfragen melden.

Jarila José de Paula muss wegen der Inflation laufend wegziehen

»Wir wussten ja, dass unser Land einen Aufbruch erleben würde«, sagt Jarila José de Paula, »wir alle haben das gespürt. Endlich kam etwas in Bewegung. Aber in welche Richtung die Reise ging – das haben sie uns nicht gesagt.« Die alte Dame sitzt an ihrem Wohnzimmertisch mit dem Blumenschmuck, nebenan überträgt ein Fernseher in gedämpftem Ton die Nachrichten; ihre schweren Holzmöbel, das Sofa und der Röhrenfernseher stehen etwas gedrängt in dem kleinen Raum. De Paula ist kürzlich hier eingezogen, hier im nördlichen Vorort Engenho Novo. Sie kennt das mit dem Umziehen, sie hat es in den vergangenen Jahren mehrfach absolviert, das sei kein Problem, sagt sie, reine Routine. Stets ging es von größeren Wohnungen in kleinere, von beliebteren Wohngegenden in weniger beliebte.

Der 68-jährigen Dame geht es ähnlich wie der 22-jährigen Studentin: Sie fühlt sich von ihrem Land betrogen. Ein Leben lang hatte sie als Lehrerin an einer öffentlichen Grundschule gearbeitet. »Und bei der Pensionierung war ich dann so fertig, dass ich kein Jahr mehr hätte weiterarbeiten können.« Als sie ausschied, war ihre Pension noch recht akzeptabel: das zehnfache

Mindestgehalt, davon konnte man sich einen einfachen bürgerlichen Lebensstil leisten. Doch die Pension wird nicht ausreichend an die steigenden Preise angepasst, sie hat nun angesichts der hohen Inflation binnen weniger Jahre um die Hälfte an Wert verloren. De Paula bekommt deshalb alle paar Jahre solche Geldprobleme, dass sie umziehen muss. Zuletzt sind die Preise im Land besonders in die Höhe geschneit. In ihrer letzten Wohnung, im Vorort Tijuca nahe des Waldes, sollte de Paulas Miete zuletzt von 930 Euro warm auf 1160 Euro kalt steigen, »und das konnte ich einfach nicht bezahlen«, sagt sie.

Die neue Wohnung kann sie sich leisten. Sie hat Gitter vor dem Hauseingang, Gitter vor den Fenstern; ein Schild mit der Aufschrift »Bitte die Tür immer fest schließen!« hing an dem schweren Eingangstor, auch daran Gitter, darüber ein Rosenkranz. »Ja, auf der Hauptstraße werden Leute immer mal wieder überfallen«, sagt sie. »Aber hier drinnen fühle ich mich relativ sicher. Man kennt auch die Nachbarn.«

Jarila José de Paula geht nicht zu Demos. Das hat vor allem praktische Gründe. Ein Protestaufmarsch, sagt sie, sei wohl kein rechter Ort für eine ältere Dame – doch von ihrem Wohnort aus gebe es ohnehin nur wenige Bus- und Bahnverbindungen ins Zentrum. Die Anliegen der Demonstranten, etwa ihre Forderung nach besserer Infrastruktur, kann sie das nachvollziehen? Ja, die könne sie gut verstehen, sagt sie: »Ich trete hier aus dem Haus und stecke fest. Es ist sehr frustrierend. Funktionierenden Nahverkehr findet man hier nur in der reichen Südzone.« Als sie noch dort wohnte, hat sie dreimal pro Woche an einer Chorprobe teilgenommen, jetzt geht sie höchstens noch einmal hin.

»Aber das größte Problem der Mittelschicht«, fügt sie hinzu, »sind nicht solche Sachen. Es ist die Bildung.« Es habe mal eine Zeit gegeben, da seien öffentliche Schulen in Brasilien hervorragend gewesen. »Besser als die Privatschulen, die eigentlich nur dazu dienten, faulen reichen Kindern einen Abschluss zu erkaufen.« Nun, wo sich bloß noch alles um den Konsum drehe, »wo die kleinen Kinder schon wie Äffchen vor diesen riesigen Fernsehern

sitzen«, wo kein Mensch Lust habe, beispielsweise in seiner Freizeit mal einen Fremdsprachenkurs zu besuchen, statt sich im Einkaufszentrum rumzutreiben – ja, was solle denn da noch werden aus dem Land?

»Das ist doch auch einfach ein Ausdruck fehlender Bildung! Wie sollen die jungen Leute denn heute in die Zukunft starten?«, fragt sie.

Germano Scarparo wartet in einer Bar auf die Gentrifizierung

Germano Scarparo sitzt rauchend im Fenster seiner Bar und denkt nach. Auf dem Kopf trägt er zurzeit, drinnen wie draußen, einen karierten Hut, auf seine Arme hat er Schriftzüge, Figuren und weibliche Brüste tätowieren lassen; und als Gäste hereinkommen, springt der 28-Jährige auf und führt begeistert durch sein Zukunftsprojekt. »Für diesen Raum hier werden wir heute noch eine Lieferung von Tischen bekommen«, sagt er. In der Küche steht ein uralter, schwerer Herd, ein paar Tiefkühltruhen reichen bis zur Decke. »Allmählich ist das hier so weit. Wir haben die Vorräte eingelagert, den Speiseplan einigermaßen organisiert. Fisch, Brathähnchen, Fleisch, Bohnen. Und wir haben gute Getränke für die Bar zusammengestellt.«

Die Bar do Russo hat er vor drei Monaten aufgemacht, gemeinsam mit seiner Frau Graziela Moreira, die 24 Jahre alt ist. »Das kann ich, ich habe schon häufiger in der Gastronomie gearbeitet und auch mit Touristen«, sagt Germano. Als er das Lokal über einen Freund angeboten bekam, hat er nicht lange gezögert. Die Miete beträgt nur etwa 300 Euro im Monat, und die kleine Wohnung gibt es für 120 Euro dazu, ein Schnäppchen in Rio de Janeiro. Nur einen Schönheitsfehler hat das alles: Die Bar do Russo liegt in der Favela Vidigal, die bis vor wenigen Jahren noch eine der berüchtigsten No-go-Bezirke der Stadt war, kontrolliert von der Drogenmafia.

Eine No-go-Zone war die Gegend zumindest für Leute wie Germano und Graziela. Sie sind beide Kinder der Mittelschicht. Er wuchs behütet »in einem großen Haus mit Swimmingpool« in Maceió im Nordosten des Landes auf, »wir hatten ein Auto, und als Jugendlicher hatte ich ein Zimmer mit eigenem Bad«. Germanos Vater hat lange als Computer-Analyst gearbeitet, den Job

aber verloren, und nun verkauft er selbst gemalte Bilder an der Copacabana. Er verdient jetzt weniger, und das Geld kommt unregelmäßig. In den vergangenen Jahren ist Germano mit Graziela sogar nach Europa gereist, nach Ibiza und zur italienischen Familie seines Vaters, in der Hoffnung, dort vielleicht sogar Arbeit zu finden, »aber in Europa war ja auch gerade Krise!«.

Jetzt ist er zurück, und er will mit seiner Bar in ein neues Leben starten – doch für ihn, Mittelschicht, aber mittellos, blieb als Ort für einen Neustart nur die Favela. Seit einem Jahr ist Vidigal von der Polizei besetzt. Es gibt zwar noch Drogenhandel, aber »das Leben auf den Straßen ist eigentlich ganz normal«, sagt Germano. Und tatsächlich: Es hat sich viel getan, seit die Polizei in einigen Favelas patrouilliert. Auch Leute aus der Mittelschicht und sogar Touristen steigen heutzutage gerne die improvisierten Bergsiedlungen hinauf, manche haben sogar Häuser gekauft, ein Prozess der Gentrifizierung beginnt. Germano und Graziela wollen ein Teil davon sein. »Ich träume natürlich davon, dass die Leute aus dem reichen Leblon alle hier hochpilgern und bei uns zu Abend essen«, sagt Germano.

»Wenn ich 40 bin, möchte ich wieder diese Art von Stabilität im Leben haben, die ich als Jugendlicher zu Hause kannte«, sagt Germano, aber er sagt auch: »Davon sind wir im Augenblick weit entfernt.« Eine private Krankenversicherung kann sich das Paar nicht leisten, was im vergangenen Jahr zum Problem wurde, als sich beide das lebensgefährliche Dengue-Fieber einfingen. Germano sagt, die öffentliche Gesundheitsversorgung habe sich »sehr gut um uns gekümmert«. Aber seine Frau fällt ihm ins Wort. »Na ja, sie haben mich nach Hause geschickt, und ich sollte im Bett bleiben, bis es besser wird«, sagt Graziela Moreira. »Sich kümmern ist etwas anders.« Aber natürlich möge sie Vidigal, diesen Neuanfang. Es sei vielleicht nur die Eingewöhnungszeit gewesen, die ihr ein wenig schwergefallen sei. Ob sie sich denn auch vorstellen könne, woanders in Rio zu wohnen? »Na klar – etliche Orte!«, ruft sie laut und lacht. »Ipanema, Leblon, da kann ich mir so einiges vorstellen. Es ist doch klar, dass das hier nicht die erste Wahl meines Lebens ist.«

Aber Scarparos Frau macht jetzt erst mal mit. Eben hat sie den Boden der Bar geputzt, jetzt geht sie kurz in die Wohnung und macht sich schick, um die ersten Getränke zu servieren. Irgendwann, hofft sie, werde wohl auch mal ihre Familie zu Besuch kommen, die in der südbrasilianischen Stadt Curitiba lebt. Bisher hat das noch nicht geklappt. »Ich bin ein bisschen der Familienskandal«, sagt sie. »Weil ich in die Favela gezogen bin.«

Mitarbeit: Maria da Luz Miranda

Jeder Fünfte arm

Brasilien in Zahlen



Einwohner ¹⁾ :	198,7 Mio.
Bruttoinlandsprodukt pro Kopf ¹⁾ :	11 630 US-Dollar
Armutquote ²⁾ :	21 %
Wirtschaftswachstum ¹⁾ :	0,4 %
Inflation ³⁾ :	6,7 %
Arbeitslosenquote ³⁾ :	5,6 %
Angaben für ¹⁾ 2012 ²⁾ 2009 ³⁾ 2013	

ZEIT-GRAFIK/Quelle: Weltbank

Krieg mitten in der Stadt

Die Polizei vertreibt die Drogenbanden aus den Favelas von Rio. Jetzt verlagert sich das Geschäft in die Touristengebiete. Ein halbes Jahr vor der Fußball-WM eskaliert die Gewalt

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 05.12.2013 Nr. 50

In die gefährlichste Straße von Rio de Janeiro gelangt man über die Avenida Brasil, einen stark befahrenen Zubringer zum Flughafen. Man überquert einen stählernen Treppenübergang und betritt eines der 500 Elendsviertel von Rio de Janeiro, den Favela-Komplex Maré. Am Eingang, links und rechts des Weges, liegen Menschen, ihre Münder halb geöffnet, einige unter Brückenpfeilern und andere schutzlos der gleißenden Mittagssonne ausgesetzt: Crack-Abhängige, die einen Rausch ausschlafen.

»Drogen? Mädchen? Jungen?«, fragt eine Frau auf Stöckelschuhen nach den Wünschen der Besucher. Eine Handvoll junger Prostituierter sitzt daneben auf einem Bordstein. Sie sind vielleicht 12 oder 13 Jahre alt, sie kichern und rempeln sich an. Ein paar Schritte weiter versperrt eine Gruppe Halbstarker den Weg, ihre Augen flackern nervös. »Hier darf keiner weitergehen«, sagt einer und fuchtelt mit den Armen, »hier sind *bandidos! Bandits! Understand?*« Um sicherzugehen, dass man es auch wirklich verstanden hat, formt er seine Arme zu einem Gewehr, mit dem er in die Luft zielt und den imaginären Abzug betätigt. »Phiuw!«

Nova Holanda wird diese Gegend genannt; eine recht große Favela voller provisorisch zusammengemauerter Häuschen, vielerorts liebevoll mit Vorhängen, Blumenkübeln, oder Kletterpflanzen verschönert. Jenseits des Eingangs mit seinen traurigen Angeboten findet hier ganz normaler Alltag statt: Die Straßen sind voller Passanten, es gibt Marktstände, ein Postbote in

knallig blau-gelber Uniform liefert Briefe aus. Kleinlaster voller Bierkisten und Gasflaschen quälen sich hupend durch die engen Gassen.

Doch die äußerliche Normalität täuscht: Nova Holanda ist zugleich das Territorium der ältesten und brutalsten Drogenbande Rio de Janeiros. Hier erhebt das Comando Vermelho, das Rote Kommando, seinen Herrschaftsanspruch. Wenn man noch ein paar Hundert Meter weitergeht, trifft man auf die Rua Ivanildo Alves, »die Grenze«, wie sie bei vielen Einwohnern heißt. Dahinter haben die Todfeinde des Roten Kommandos das Sagen, das Terceiro Comando (Drittes Kommando).

Nirgendwo sonst in der Stadt wurde in den vergangenen Jahren so häufig von erbitterten nächtlichen Häuserschlachten berichtet wie an dieser Gebietsgrenze. Pistolen und Automatikwaffen kommen hier zum Einsatz, Handgranaten und sogar Mörser aus den scheinbar unerschöpflichen Arsenalen beider Seiten.

Neuerdings herrscht wieder besonders viel Angst in Maré: Die Bandenkriege sind frisch ausgebrochen. Gerade erst mussten die Schulen in dieser Gegend tagelang schließen, und das Rote Kreuz brachte den Kindern bei, wie man sich vor herumfliegenden Kugeln in Acht nimmt (»Bloß nicht ans Fenster gehen«). Im Rest der Stadt geht außerdem die Angst um, dass Zustände wie in der Rua Ivanildo Alves wieder auf ganz Rio de Janeiro übergreifen könnten. Ausgerechnet jetzt, da die Fußballweltmeisterschaft und die Olympischen Sommerspiele bevorstehen; ausgerechnet jetzt, da Rio de Janeiro als einer der wichtigsten Austragungsorte eigentlich in fröhliche Fußballstimmung geraten sollte.

Für einige Zeit sank die Zahl der Überfälle und Morde

Genau das sollte verhindert werden: dass die Gewalt der Drogenkriege wieder einmal, wie in den neunziger Jahren und Anfang des Jahrtausends, die Stadt in Schrecken versetzt. Mit einem beispiellosen Aufgebot Tausender Polizisten hat die Regierung seit 2008 inzwischen 36 der rund 500 Favelas Rio de Janeiros besetzt. Sie hat Drogenbosse vertrieben, Wachen und Patrouillen

rund um die Uhr eingerichtet. Besonders kümmerte sich die Staatsmacht um die Favelas in der Nähe der belebten Touristengebiete, also der Strände, der Innenstadt und des Maracanã-Stadions. Und tatsächlich sanken in den ersten Jahren die Mordraten und die Zahl der Raubüberfälle, in den Elendsvierteln wie auch in den wohlhabenden Wohngebieten ringsherum.

Doch dieser Effekt ist offenbar verpufft. Über die Sommermonate dieses Jahres hat die Anzahl der gemeldeten Überfälle gegenüber dem Vorjahr um 46 Prozent zugelegt. Das deckt sich mit dem Empfinden der Menschen in Rio. Aus den Favelas nahe der Strände sind nachts wieder Schüsse zu hören, an der Copacabana haben sie kürzlich eine Leiche gefunden, vergangenes Wochenende wurde ein 19-Jähriger auf offener Straße im Ausgehviertel Lapa erstochen. Touristen werden am helllichten Tage Kameras und Schmuck entrissen, Banditen filzen Busreisende und Wandergruppen, noble Restaurants und ganze Strandabschnitte voller Badegäste.

Und die Polizei? Sie kündigte hastig ein Shock-and-Awe-Programm an, eine Taktik des harten Durchgreifens; sie werde noch besser aufpassen und die Kriminellen das Fürchten lehren. Doch daran glauben in Rio derzeit die wenigsten. Denn dass die Gewalt zurückkehrt, hat weniger mit mangelndem Polizeieinsatz zu tun als mit ökonomischen Gründen. Es liegt an der besonderen Art, wie in Rio de Janeiro das Verbrechen organisiert ist – und unter welchen Umständen das Verbrechen solch hemmungslose Gewalt entfacht.

Für Jesus Alvira ist es das zweite Drogengeschäft an diesem Abend. Zum zweiten Mal ist er tief bis nach Morro hinabgestiegen, die Favela an dem steilen Hang gleich neben dem Ausgehviertel Santa Teresa. Vorbei an den lässig dreinschauenden, aber aufmerksam wachenden Männern, die auf Plastikstühlen vor einer kleinen Bar an der Zufahrt sitzen. »Alle bewaffnet«, wird Alvira später erzählen, viele Hundert Meter außer Hörweite, und breit lachen; er hat keine Schneidezähne mehr, seine Kleider hat er lange nicht mehr gewaschen, er ist ein armer Teufel aus dieser Favela, in die bisher noch keine Polizeitruppen einmarschiert sind, eine *formiguinha*, eine kleine

Ameise, wie die Kleindealer hier im klassischen Drogengeschäft genannt werden.

Alvira – seinen echten Namen wollte er keinesfalls für diesen Beitrag preisgeben – hat sich wie jedes Wochenende am Drogenumschlagplatz im Herzen der Favela, in der *boca de fumo*, ein paar Briefchen Kokain besorgt, das Stück für gut 10 Real (etwa 3,15 Euro). Damit wird er jetzt zu Fuß die Szenebars und Restaurants der Gegend abklappern, um sie für 20 oder 30 Real das Stück an die Kunden zu bringen. Er folgt dabei einem Arbitragegesetz, das bisher immer den Drogenhandel in Rio bestimmt hat: Je tiefer man vordringt ins Herz der Favela, in den Herrschaftsbereich der Drogenbanden, desto niedriger sind die Preise. Eben dort, wohin sich kaum noch ein Angehöriger der brasilianischen Mittelschicht verirren würde.

In solch einer *boca de fumo* kauft man seine Drogen in aller Regel nach einem kuriosen System ein, das sich nicht nach der Menge richtet, sondern nach dem Preis: Es gibt Beutel für 50, 30, 20, 10 oder 5 Real, alles unverhandelbare Festpreise, wobei die teureren Pakete nicht nur mehr Rauschgift enthalten, sondern auch bessere Qualität. Bis hin zu dem begehrten »Fishscale«-Kokain, das einen eisig-klaren Rausch mit minimalen Nebenwirkungen verspricht.

Es ist eine Strategie der Gewalt gegen die Gewalt

Umgekehrt, auf dem Weg in die vornehmeren Wohnviertel der Reichen, steigt der Preis unaufhörlich, bis er in den gut bewachten *condominiums* der Südstadt mehr als das Zehnfache beträgt. Es ist ein Verteilungssystem voller Verdienstmöglichkeiten, in dem sich eine Fülle von Organisationen und Einzelunternehmern tummeln: Angehörige der großen Drogenbanden, die in den vornehmen Vierteln vorgelagerte Verkaufsstellen unterhalten; Bewohner der Favelas, die sich auf eigene Faust etwas dazu verdienen; autonome Händler, die bei einem der Kommandos größere Mengen kaufen und sie in Bars, Sportstudios oder Schulen verbreiten; Taxifahrer und Pizzaboten, die ein Nebengeschäft mit Rauschgiften unterhalten. Sie alle sind mit der einen

oder anderen Bande affiliert, genauestens informiert über deren Erkennungszeichen, Gepflogenheiten, Gebote und Verbote – und über die Grenzen des Territoriums, in dem sie mit den erworbenen Drogen handeln dürfen.

»Es gibt diese Besonderheit in Rio de Janeiro«, sagt José Mariano Beltrame, der oberste Sicherheitschef von Rio de Janeiro. »Hier treiben drei Banden ihr Unwesen, und sie führen einen Kampf um Territorien. Dieser Kampf läuft mitten in der Stadt ab. Die Elendsgebiete sind hier ja auf den Hügeln, überall. Das ist auch der Grund, warum sie so viele Waffen kaufen: für diesen Territorialkampf untereinander. Der ist ihnen noch viel wichtiger als der Kampf gegen die Polizei.«

Beltrame, 56 Jahre alt, ein italienisch-stämmiger Brasilianer mit dem Blick eines Falken, kennt seine Gegner genau. Das Rote Kommando, das Dritte Kommando und die Freunde der Freunde, sie liefern sich einen unerbittlichen Krieg um die Gipfel der Stadt und die Vertriebsgebiete der Drogen, der zu Beltrames Amtsantritt 2007 völlig aus dem Ruder zu laufen drohte. »Ich habe häufig hier im Büro gesessen und von dort drüben die Schüsse gehört«, sagt der Sicherheitschef und deutet aus dem Fenster. Von seinem Büro in einem Seitenflügel des Hauptbahnhofs aus kann man Providência sehen, die älteste Favela der Stadt, einen steilen Hügel voller Häuser und Hütten. Der Berg war in Hand des Roten Kommandos, bis Beltrame im April 2010 mit seinen Truppen hochmarschierte.

Erklärtes Ziel: Vertreibung der obersten Drogenbosse, Einschüchterung der Bandenreste durch eine omnipräsente Polizei und möglichst freundliche Beziehungen der Besatzungstruppen zu den Bewohnern. In einer Handvoll Vorzeige-Favelas wie Dona Marta und Babilônia, die besonders nahe an den Touristengebieten liegen, kommen jetzt 60 bis 80 Polizisten auf 1000 Einwohner. Dort machen Polizisten sogar Sozialarbeit, spielen Fußball mit Jugendlichen und verteilen Altkleiderspenden. Dort hat die Verwaltung sogar Straßen erneuert, Kanäle verbessert und Schulen eröffnet.

Doch in den meisten Favelas kommen höchstens 15 Polizisten auf 1000

Einwohner, im stadtweiten Schnitt sind es 2 bis 3 Polizisten, und da reichen die Ressourcen meist bloß noch für Räuber und Gendarm. Beltrame holt sein BlackBerry heraus und legt es auf den Tisch; eine Art Ticker läuft darauf, ein Überblick über das, was seine Truppen in der Stadt gerade so treiben: Aktion eines Bataillons am Busbahnhof. 26 Kilo Kokain in São Gonçalo beschlagnahmt. Acht minderjährige Drogenkuriere festgenommen. Bei einer Razzia in einem Elendsviertel können schon mal sieben Leute auf einen Streich erschossen werden, so wie vor einigen Wochen in den Maré-Favelas; Berichte von brutalen Übergriffen der Polizei reißen nicht ab. Es ist eine Strategie der Gewalt gegen die Gewalt.

Sie schien eine Zeit lang sogar erfolgreich zu sein, doch die Vertreibung der Drogenbosse hat auch ein wirtschaftliches Vakuum hinterlassen: Zum Geschäftsmodell der Drogenbanden von Rio de Janeiro gehörte seit Jahrzehnten auch die Beschäftigungssicherung und eine Fülle von Sozialdiensten. Die Bosse, gleich welchen Kommandos, wussten, dass sie den Rückhalt ihrer Nachbarn brauchten – allein schon, damit niemand der Polizei etwas erzählte.

Die spanische Anthropologin Dalia Martín Mazo, die jahrelang in verschiedenen Favelas von Rio lebte, hat eine lange Liste solcher Dienstleistungen aufgestellt. Da werden Sportplätze gebaut und Kinderkrippen unterhalten, Medikamente für arme Leute besorgt, Kinderfeste und Pagode-Tanzabende für die Senioren veranstaltet sowie laszive Funk-Bälle mit subventioniertem Bier ausgerichtet. Stirbt ein Drogenhändler im Einsatz, zahlen etliche Drogenbosse eine Art Hinterbliebenenrente; und wird einer verletzt, kapern Banden auch schon mal kleine Privatkliniken mit Waffengewalt und zwingen die dortigen Ärzte zur Operation.

Es ist ein gefürchtetes und zugleich geduldetes Angstregime. Manche Favela-Bewohner betonen sogar seine Vorteile, und das nicht nur aus Furcht vor Repressionen. In einer von Drogenbanden kontrollierten Favela könne man nachts die Türen offen stehen lassen. »Seit Tagen geht hier in der Gegend ein Vergewaltiger um«, erzählte kürzlich eine Einwohnerin von Morro do

Alemão, einer Gruppe von Favelas, die seit 2012 teilweise von Beltrames Polizeitruppen kontrolliert wird. »Die Polizei sucht immer noch nach dem, die *traficantes* hätten ihn längst geschnappt!«

»Es ist doch offensichtlich, was jetzt passiert«, sagt Julita Lemgruber, die ehemalige Gefängnischefin von Rio de Janeiro und Expertin für Drogenbekämpfung, und schaut ein wenig ungeduldig von ihrem Schreibtisch auf. So, als müsse ihr nun wirklich niemand die Frage stellen, was denn jetzt werden solle aus den entwurzelten Drogenbanden von Rio de Janeiro.

»Diejenigen, die Angst vor dem Gefängnis haben, setzen sich in andere Favelas ab und starten dort neue Auseinandersetzungen. Die anderen, die jetzt nichts Besseres zu tun haben, suchen sich neue Aktivitäten – zum Beispiel in die Wohnviertel hinabsteigen und Leute ausrauben.«

Tatsächlich: Die Vertreibung der Drogenbosse hat in etlichen Favelas eine Menge unterbeschäftigter junger Leute hinterlassen. Sie können nicht weg und kennen nichts anderes als ihre Organisation und die Gewalt. Der harte Kern einer typischen Drogenbande in Rio umfasst zwar nur 30 bis 50 Männer, aber ringsherum dient ein gewaltiger Personalbestand der Absicherung des Territoriums in den Bergen. Schon kleine Kinder werden als sogenannte Vögelchen beschäftigt, als unverdächtige Überbringer kleiner Nachrichten. Falke ist die nächste Karrierestation, ein Wachposten auf den Dächern der Favelas, der darauf achtet, ob die Polizei kommt – und der dann zur Warnung Chinakracher anzündet und sie auf die Straße wirft.

Junge Burschen, gerade mal 13 oder 14 Jahre alt, werden an die Straße gestellt, um die Augen offen zu halten und Passanten zu kontrollieren; mit Walkie-Talkies halten sie die *soldados* auf dem Laufenden, Revolverträger, die sich in aller Regel unsichtbar in einem Hauseingang verschanzen. Die Karriereleiter führt hinauf bis zum Träger schwerer Maschinenwaffen und zum Verkäufer und Einkäufer von Kokain, Haschisch und Crack.

»Die Banden operieren gerade eben kostendeckend«

Es ist ein kostspieliger Personalapparat. Interessanterweise sind die Ausgaben

für Personal, Sozialdienste, Waffen und Munition wegen der jahrelangen Aufrüstung und der erbitterten Bandenkriege so hoch, dass einige ökonomische Studien den Banden betriebswirtschaftlich ein schlechtes Zeugnis ausstellen würden. Das Finanzministerium fasste es mit dem Satz zusammen: »Diese Banden operieren gerade eben kostendeckend.«

Das erkläre auch, dass einige Drogenbanden gar nicht mehr nur Drogen verkauften. Sie persifzierten sich, sie nutzten ihre Territorialherrschaft aus, um sich andere Verdienstquellen zu erschließen: etwa die Bereitstellung von Gasflaschen und Fernsehanschlüssen, Strom und Breitband-Internet zu hohen Monopolpreisen. Ohne das Zusatzgeschäft, glauben diese Ökonomen, wäre der Drogenhandel vielerorts gar nicht finanzierbar.

Und jetzt, nach dem Einmarsch der Polizei in immer neue Herrschaftsgebiete? Rio de Janeiros Drogenhändler ringen mit zwei unterschiedlichen Strategien um ihre Existenz – und beide erzeugen Gewalt.

Drogenhändler vom alten Schlag haben damit begonnen, ihre alten Territorien zurückzuerobern oder sich neue Kriege zu liefern: im riesigen Morro do Alemão in der Nähe des Flughafens etwa und seit Neuem auch in der Favela Pavão Pavãozinho, die ganz in der Nähe des Traumstrands von Ipanema liegt.

Doch es gibt auch die Drogenhändler neuen Schlags, Banditen, die die Chance des Wandels erkannt haben. Die Polizei berichtet, dass einige von ihnen auf eine mobile Verteilung von Drogen umsatteln, dass sie ihre Kunden nun bevorzugt von Vans oder Taxis aus bedienen. Sie sind immer in Bewegung, koordiniert über Smartphones und das Internet. Sie machen irgendwo in der Stadt, nahe der Kundschaft, provisorische Verkaufsstände auf. Pop-up-Bocas, wie sie im Sprachgebrauch der Branche heißen, eröffnen in Vierteln wie dem Ausgehviertel Lapa, mit ein paar Ausguckern an den Ecken oder auf dem Dach, und verschwinden dann so schnell, wie sie gekommen sind. Sie kommen ohne die teure Masse jugendlicher Helfer ohne Lebensperspektive aus, die sich nun auf eigene Faust nach kriminellen Verdienstmöglichkeiten umsehen. Man hat die Banden aus den Favelas vertrieben, also kommen sie in die Stadt.

Am frühen Abend weht ein leichter Wind die Copacabana entlang. Bei Einbruch der Dunkelheit sind die Badegäste schnell in die Restaurants und Hotels geflohen; es gilt heute wieder als gefährlich, abends am Strand zu sitzen. Strandstuhlvermieter sperren dann ihre Möbel weg, Caipirinha-Verkäufer verriegeln ihre Buden. Irgendwo am nördlichen Rand des Strandes hallen ein paar Knallkörperexplosionen durch die Nacht.



Verfluchtes Paradies

Die Bewohner Rio de Janeiros sind sechs Monate vor der Fußballweltmeisterschaft so gespalten wie nie: Im Stadtviertel Jardim Botânico entlädt sich der Konflikt

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 27.12.2013 Nr. 01

Dona Conceição hat gemerkt, dass sie aus ihrem Haus vertrieben werden soll, als sie einen hohen Zaun hinter ihrem Garten errichteten. Als es plötzlich Wachposten gab, die die Zufahrt kontrollieren, und Busse voller Touristen, die nun mehrmals pro Tag auf Schotterpisten an ihrem Grundstück vorbeiziehen. Einmal, erzählt sie und lacht, hätten die Touristen sogar bei ihr im Wohnzimmer gestanden und seien völlig entsetzt gewesen, als ihnen aus dem Badezimmer eine frisch geduschte Seniorin entgegenkam.

Dona Conceição Marins Maciel ist vor 83 Jahren in diesem weiß verputzten Häuschen mit dem Wellblechdach zur Welt gekommen – hineingeboren in einen Garten Eden. Ihr Großvater hatte sich im 19. Jahrhundert am Fuß eines steilen Berges im Wald von Tijuca niedergelassen, von dem damals niemand etwas wissen wollte, der heute aber zu den besten Wohnlagen von Rio de Janeiro gehört. Er war Gärtner im angrenzenden Botanischen Garten, man erlaubte es den Angestellten, Häuser auf diesem Stück Land zu errichten.

So lebt die alte Dame zwischen erlesenen Palmen und himmelhohen Jackfruchtbäumen. Sie schlurft mit ihrem Gehstock im Morgenmantel zwischen Kolibris und kleinen Äffchen, die Füße in grauen Socken und pinkfarbenen Flipflops.

Doch der Botanische Garten wird zurzeit schrittweise vergrößert, das Häuschen der Dona Conceição liegt bereits mitten auf dem Parkgelände. Kürzlich haben Beamte neben ihrer Eingangstür eine Markierung angebracht:

SPU-369. Das ist keine Hausnummer, sondern ein Aktenzeichen. Die Bundesregierung, der das Parkgelände gehört, will die rund 600 Häuschen in dieser Gegend mit Bulldozern einebnen. Die wilde Siedlung, sagen sie, sei ein Schandfleck in der Landschaft. Man müsse der Natur wieder eine Chance geben.

Die ganze Welt schaut ein halbes Jahr vor der Fußballweltmeisterschaft auf Rio de Janeiro. Eduardo Paes, der ehrgeizige Bürgermeister der Stadt, lässt Milliarden investieren, um die Stadt zur WM 2014 und zu den Olympischen Spielen 2016 zu verschönern. Das Fußballstadion Maracãna wurde fast komplett neu gebaut, zusätzliche Klärwerke sollen das Meerwasser vor den Küsten reinigen; überall entstehen Parks, Museen und Gondeln. In den Favelas hingegen, in den etwa tausend Siedlungen und Slums auf dem Stadtgebiet, rücken Polizeitrupps, Bagger und Abrissbirnen an. Nach Schätzungen von Bürgerinitiativen sollen bis zu den Olympischen Spielen etwa 30.000 Menschen umgesiedelt werden.

»Ich bin alt, ich werde hier ohnehin nicht lebend rausgehen«, sagt Dona Conceição und stützt sich fester auf ihren Stock. »Wir erhalten keine offiziellen Informationen.« Sie erfahre nur Gerüchte. Angeblich solle sie, wenn sie erst vertrieben worden sei, eine Sozialwohnung in der Nähe angeboten bekommen, »aber wo soll das sein, hier ist doch weit und breit gar kein Platz?« Ein Nachbar ist kürzlich fortgezogen, man munkelt, er habe 10.000 Euro Entschädigung bekommen, wofür er jedoch gar kein vergleichbares Heim finden könnte. »Keiner sagt uns, was sie wirklich mit uns vorhaben!«, klagt Dona Conceição.

»Sie« – für die alte Dame und ihre Nachbarn ist es nicht mal ganz klar, wer die Verantwortlichen für diese Aktionen sind. Die Beamten der Parkverwaltung zählen sie dazu, die Politiker der Stadt und die Regierung in Brasília, sicher auch Großspekulanten und die Medien ebenso. Die Bewohner gehen davon aus, dass die geplante Vertreibung irgendwo in der vornehmen Siedlung gegenüber ausgeheckt worden sein muss – auf der anderen Seite des kleinen Tals, wo sich seit den sechziger Jahren ein Villenviertel den Hang

hinaufgefressen hat.

Der Alto Jardim Botânico ist das vornehmste Stadtviertel von Rio. Dort lebte der Nationalsänger Tom Jobim (*The Girl from Ipanema*), der kürzlich in Probleme geratene Großindustrielle Eike Batista wohnt dort, der ehemalige Finanzminister Pedro Malan, die Oligarchenfamilie Mariani, genauso wie die Besitzerfamilie des Mediengiganten O Globo.

»Es ist absurd, welchen Wertzuwachs mein Haus zuletzt erlebt hat«, sagt Beto Zornig, der einen Designerbau mit viel Glas in der obersten Straße des Alto Jardim Botânico am Hang bewohnt. Er habe es 1999 gekauft, da war es schon etwa 15 Jahre alt, und seither habe der Immobilienwert um das Zehnfache zugelegt.

Seit klar ist, dass Rio die Fußball-WM und die Olympischen Spiele ausrichten wird, steigt auch der Bedarf an Wohnraum für wohlhabende Menschen. Allein in den vergangenen zwei Jahren sollen sich die Grundstückspreise an diesem Berg verdoppelt haben.

»Der Vorteil hier oben ist, dass man ein sehr privates Leben leben kann«, sagt Beto Zornig. Manche Häuser im Viertel könne man nur sehen, wenn ein Tor aufgehe; sie sind umgeben von haushohen Mauern, davor sitzen Wachmänner unter kleinen Schirmchen, die Fremde mit misstrauischen Blicken verfolgen. Beto Zornig, der sein Geld mit dem Import und Export luxuriöser Einrichtungsgegenstände verdient, hat den Vormittag auf der Veranda verbracht. Er hat den Panoramablick auf die Christusstatue, den Zuckerhut, die Lagune und die Strandviertel Ipanema und Leblon genossen.

Zornig sagt, man achte hier oben gemeinsam darauf, dass der Alto Jardim Botânico schön bleibe. »Man passt schon auf, dass hier nicht zu viele Läden oder gar Gewerbebetriebe entstehen.« Die Bebauungspläne würden eingehalten, es seien viele Grünflächen vorgesehen, man sei geradezu versessen auf den Lärmschutz. Er sei froh, dass das Wachstum des Viertels allmählich an seine Grenzen gerate. Nur am Ende seiner Straße gibt es noch zwei Grundstücke, auf denen Bäume gefällt und Felsen bearbeitet werden.

»Es geht uns darum, die Natur zu bewahren«, sagt Beto Zornig. Neben dem Swimmingpool fegt ein Gärtner mit einer Art Hexenbesen einen dekorativen Felsen sauber.

Gegenüber, in der Siedlung der früheren Gartenarbeiter, haben sie zuletzt viele Veränderungen bemerkt. Die Dorfbäckerei an der Durchgangsstraße heißt nun Mercato de Pane und bietet Lachsbrötchen und Carpaccio an. Ein japanisches Restaurant, das keine Preise in der Speisekarte druckt, und eine Reihe teurer Bars haben am Fuß des Berges eröffnet. Wohlgekleidete junge Menschen feiern dort ihr Wochenende.

Die Menschen in der armen Siedlung fühlen sich betrogen. »Wir sollen hier weg, weil wir keine Reichen sind!« steht auf einem Schild, das der Einwohnerverein der Siedlung schräg gegenüber den teuren Restaurants aufgestellt hat. Fabio Dutra Costa, der neben der alten Dorfbäckerei wohnt und heute den Widerstand gegen die drohende Räumung organisiert, zittert beim Reden manchmal vor Wut.

»Die haben den Arbeitern, die den Jardim Botânico geschaffen haben, gesagt, dass sie ihre Häuser hier errichten durften – auf eigene Kosten, von eigener Hand«, schimpft er. »Wie können sie denn jetzt sagen, dass diese Häuser nicht an die Kinder übergeben werden durften? Ich will mein Haus ja auch einmal meinen Kindern übergeben!« Costa hat zehn davon. Die Leute vom Jardim Botânico, die Anwohnervereine der Reichen auf der anderen Seite, ja sogar die Grüne Partei hätten ihnen alle den gleichen Blödsinn vorgeworfen: dass er und seine Nachbarn die Natur zerstörten.

Stolz führt Costa zwischen den Hütten und Häuschen herum; er zeigt kleine Wasserläufe, in denen winzige Fische schwimmen: »Sehen Sie? Das ist alles sauber, wir haben hier eine ordentliche Kanalisation gebaut.« Er zählt die Vielfalt der Baumarten auf, benennt die Früchte, die hier wachsen. Er stellt eine Anwohnergruppe vor, die seit 15 Jahren an den Wochenenden gemeinsam mit ihren Kindern den Wald aufforstet. Er deutet vorwurfsvoll nach oben, den Hang hinauf, wo ein paar Villen durch die Bäume zu sehen sind. »Das sind doch die wahren Umweltzerstörer«, sagt Costa. Im

vergangenen Jahr sei ein Swimmingpool einer dieser Villen bei heftigen Regenfällen ins Rutschen gekommen und habe ein Häuschen aus seiner Siedlung unter sich begraben. Niemand sei gekommen, um sich zu entschuldigen. »Sehen Sie nicht, wie ordentlich das hier alles ist? Das ist keine Favela, das ist eine ordentliche Siedlung.«

Fabio Dutra Costa vermutet, dass die Sache mit dem Landschaftsschutz nur vorgeschoben wird. Irgendwo verstecke sich dahinter ein Trick, mehr Geld zu verdienen. »Die wollen alle, dass wir gehen«, sagt er, »dann wird der Wert ihrer Immobilien noch größer.« Er glaubt nicht daran, dass hier aufgeforschet wird, dass die Bulldozer lediglich Platz für Orchideen und Palmen schaffen sollen. So funktioniere Rio einfach nicht. Das Gelände, auf dem sein Heimatort steht, ist angeblich rund zwei Milliarden Euro wert.

»Vermutlich machen sie dann ein Ökodorf daraus, in das reiche Leute einziehen können, und nennen es ein Modelldorf für den Umweltschutz«, mutmaßt Costa. Das sehe ihnen ähnlich, den Leuten vom Park. Sie hätten schon Shoppingbereiche, Restaurants und ein Theater auf ihrem Gelände gebaut. »Das Grün, das in dieser Stadt wirklich interessiert, ist das Grün der Geldscheine«, sagt er.

Es ist nicht die ganze Wahrheit, die Costa über seine Nachbarschaft erzählt. Zwar stimmt es, dass die Siedlung gleich am Rand des Botanischen Gartens wie ein adrettes Dörfchen wirkt. Doch wenn man die gewundene Straße in den Wald von Tijuca hinauffährt, dann will sie gar nicht aufhören, und sie wird immer ärmlicher; ganz offensichtlich ist die Siedlung in den vergangenen Jahren doch recht stark gewachsen. In den achtziger Jahren wurden hier 200 Behausungen geschätzt, jetzt sind es an die 600.

Carlos Eduardo Abreu kann das jeden Tag beobachten. Er wohnt weit oben an dieser Straße, in einer luxuriösen Wohnung mit Blick auf den Botanischen Garten – aber für ihn gehören zu diesem Blick auch eine graffitibesprühte Betonmauer sowie eine informelle Bierbude mit Plastikstühlen davor, auf denen Männer ohne Hemden sitzen. Zwischen den Bäumen schauen Wellblechdächer und grobe rote Mauersteine mit Mörtel hervor.

Nach den offiziellen Stadtplänen müsste Abreu aus seiner Wohnung geradewegs in unberührte Natur blicken. Das ist der Grund, warum dieser Mann, der als Geologiespezialist beim Ölkonzern Petrobras sehr gut verdient, sich zum Kämpfen entschlossen hat. Er ist ein Mann, der anpackt. Ein stämmiger Mensch mit kurzen, dicken Fingern, die beim Händedruck kräftig zulangen. Er hat sich zum Präsidenten einer Anwohnervereinigung wählen lassen, um mitzureden bei der Entwicklung des Viertels.

»Für Sie als Ausländer ist das vielleicht schwer zu verstehen«, sagt Abreu: »Es gibt in Brasilien eine Kultur, Orte zu besetzen, die einem nicht gehören.« Aber sind die Häuschen am Rand des Botanischen Gartens nicht lange vor seinem eigenen Wohnhaus entstanden? »Ich will diese Leute auch nicht als Invasoren bezeichnen, wie einige das jetzt tun«, sagt Abreu. »Sie begehen einen Regelbruch, eine Besetzung. Sie befinden sich auf einem Stück Land, das nicht ihnen gehört, sondern der Bundesregierung.«

Man müsse die Sache ja auch einmal im größeren Zusammenhang betrachten. Das Problem der Favelas, der informellen Siedlungen in Rio de Janeiro, sei ja von seiner eigenen wohlhabenden Schicht mit verursacht worden. Er holt die heutige Ausgabe der Tageszeitung *O Globo* heraus, schlägt den Wirtschaftsteil auf, und da steht in großen Lettern: »Die Ungleichheit nimmt nicht ab«. Darunter Tabellen und Diagramme, die zeigen, dass Reich und Arm sich trotz mancher Erfolge immer noch nicht recht im Land angenähert haben. »Der Brasilianer wurde geboren mit einer Hausangestellten im Haus«, sagt Abreu. »Und weil die Mittelschicht Hausangestellte brauchte, entstanden die Favelas. Sie mussten ja irgendwo wohnen!«

Was soll das nun heißen? Konkret? Für den Konflikt in seiner Nachbarschaft? »Ich will nicht von einer Reinigung sprechen«, sagt Abreu, das sei das falsche Wort. Umsiedlungen aber müsse es geben, allein schon aus Respekt für diese Menschen, damit sie künftig besser leben könnten – anderswo. Er sieht da eine Verbindung mit dem Nahverkehrsproblem. In Rio de Janeiro könne man bisher einfach nicht günstig und schnell genug vom Rand der Stadt zu einem Arbeitsplatz in den besseren Vierteln pendeln. »Hier müsste die Vision der

Politik ansetzen, eigentlich«, sagt der Geologe.

Sein Viertel, das sei nun mal ein Ort für 19.000 Menschen in 500 Wohneinheiten, und zwar von der oberen Mittelschicht an aufwärts. »Dieses Viertel ist für Menschen geeignet, die eine ländliche, ruhige Stimmung suchen«, sagt Abreu. »Die Menschen sind stolz auf ihren Stadtteil, und sie lieben es, wenn mal ein Äffchen zu Besuch kommt oder ein seltener Vogel.«

Für die Leute hier, sagt Abreu, sei ihr Viertel ein Stück vom Paradies. Für Dona Conceição Marins Maciel wird es das nie wieder werden.



Angriff auf das Fußballherz

Drei Monate vor dem Anpfiff bricht Gewalt in der WM-Stadt Rio aus: Drogenbanden attackieren die Polizei, die Regierung schickt Militär in Elendsviertel

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 27.03.2014 Nr. 14

Es ist nicht leicht, stilvoll in einen überfüllten VW-Bus zu klettern, wenn man lange Beine hat, die im kurzen Minirock einer teuren Designermarke stecken. Die junge Maklerin für Luxusimmobilien hat aufgegeben und landet halb quer liegend auf einer Sitzbank voller Gleichaltriger, und dann hält sie sich gut fest, als die ruckelige Fahrt beginnt. Alte, zerbeulte VW-Busse wie dieser hier, mit ihren robusten Bodenplatten gegen aufgewirbeltes Geröll, sind das vernünftigste Transportmittel für solche Strecken: auf die Spitze der Favela Vidigal, einer Armutssiedlung von schätzungsweise 13.000 Einwohnern im Süden von Rio, ein Parcours durch enge Gassen und Haarnadelkurven, um Schlaglöcher, streunende Hunde und Müllsäcke herum. Vor 2012 war kein Außenstehender hier willkommen. Das Gebiet war fest in der Hand einer gewalttätigen Drogenmafia.

Doch weil Rio sich zur Fußball-WM von seiner schönsten Seite zeigen sollte, ist die Polizei seit 2008 in ein Slum nach dem nächsten einmarschiert, sie hat Wachen aufgebaut und patrouilliert durch die Gassen. Seither sind hier oben am Berg Veranstaltungen wie die »High Heels Vidigal«-Party erlaubt: ein Tanzabend über den Köpfen der Armen. Von zwei Uhr morgens an ist kaum noch Platz auf der Tanzfläche, man trinkt Wodka zu Luxuspreisen. »Hier ist Favela«, sagt die junge Frau, als sie sich aus dem Kleinbus windet, »aber hier ist es okay.« Sie blickt auf die atemberaubende Küste von Rio, die Lichter von Leblon und Ipanema – ganz weit da unten am Fuß des Berges.

In den Armutsvierteln weiter im Norden von Rio de Janeiro findet zur gleichen Zeit eine wahre Orgie der Gewalt statt. Das Organisierte Verbrechen der Metropole versucht schon seit Jahresbeginn, Gebiete von der Polizei zurückzuerobern, jetzt unternimmt es einen neuen, beispiellosen Vorstoß. Polizeiwagen und Container, die den Beamten als Wachen dienen, gehen in Flammen auf; die Banden schießen mit Gewehren und Pistolen auf Polizisten, werfen Molotowcocktails. Straßen werden blockiert, Gebäude besetzt und in Festungen verwandelt.

Die Antwort des Staates erfolgt rasch, doch sie passt so gar nicht zu dem neuen, sauberen und fröhlichen WM-Image der Stadt: Sondereinheiten dringen in Favelas ein, wo sie die Drahtzieher des Drogenkartells »Rotes Kommando« vermuten. Hubschrauber kreisen über Polizisten, die Kokain und Marihuana, Gewehre und Handgranaten aus den Häuschen der Slums schleppen. Bilder, die es in Rio nicht mehr geben sollte.

Seit dem vergangenen Wochenende gibt es keinen Zweifel mehr: Die Drogenbanden sind zurück, auf den Hügeln von Rio de Janeiro ist Krieg ausgebrochen. Die Bundesregierung in Brasilien will noch in dieser Woche Truppen schicken, um die strategisch besonders wichtigen der rund 500 Slums der Stadt zu besetzen. Wollen sich die Brasilianer die Fußballweltmeisterschaft verderben? Erst liefern sie sich einen Sommer lang Demonstrationen gegen die hohen Kosten der Stadien, und dann rufen sie an einem der wichtigsten Austragungsorte der WM-Party den Häuserkrieg aus? Was ist schiefgelaufen?

Man muss hinaufgehen in die Berge, mit Einwohnern, Polizisten und Drogenhändlern sprechen, um die Zerrissenheit dieser Stadt zu verstehen. An der oberen Zufahrt zur Favela Fallet steht eine kleine Gruppe von Polizisten, sie tragen Springerstiefel und schussichere Westen. Die Männer halten ihre Hände nahe am Abzug ihrer Gewehre und Pistolen. Fühlen Sie sich bedroht? »Wir werden hier ständig bedroht, nicht erst seit der vergangenen Woche«, antwortet einer der Polizisten. Gibt es Waffen in der Favela? »Wenn wir sie suchen würden, würden wir sie finden.« Diese jungen Beamten, die seit 2011

in Fallet stationiert sind, wissen: Sie können allenfalls einen Anschein von Recht und Ordnung in diese Gegenden bringen. Auch diese Favela stand früher unter der Aufsicht des Roten Kommandos, noch immer sind Leute von damals im Geschäft, verkaufen Stoff – in Fallet selbst und in angrenzenden Armutsvierteln, wo die Polizei sich noch nicht blicken lässt.

Wenn es Nacht wird, gehen in den bürgerlichen Vierteln die gelben Straßenlaternen an, aber an den steilen Treppenaufgängen zu den Favelas ist es dunkel. Junge Männer posieren männlich-lässig auf den Stufen, »Guten Abend!«-Rufe quittieren sie mit Schweigen. Man kann bei ihnen Marihuana kaufen oder Briefchen voller Kokain, ohne viele Worte. Ein Mann mit drei Kampfhunden steigt den Berg hinab und verschwindet in einem Hauseingang.

So geht es heute in vielen Favelas zu – ob in der armen Nordstadt oder der reicheren Südstadt von Rio, ob von der Polizei kontrolliert oder nicht. Was auffällt: Früher zeigten die Drogenhändler in den Straßen ganz offen und stolz ihre Waffen, heute halten die Bandenmitglieder ihre Pistolen eher bedeckt, wenn Polizisten in der Nähe sind. Einer der Ordnungshüter am Eingang von Fallet sagt, dass er sich keine Illusionen mache: »Hier wird es immer Drogenhandel geben, die Nachfrage ist einfach zu groß.« Es heiße doch, hier in Fallet bekomme man das sauberste Kokain der ganzen Stadt, »die beste Qualität«. Der junge Beamte klingt beinahe stolz, als er das sagt.

Es war vielleicht keine so gute Idee, alles auf einmal zu schaffen. Ganz Rio sollte sich zur Fußball-WM schön und friedlich präsentieren. Nichts sollte mehr an Schmutz und Gewalt erinnern. Was die Einwohner von Rio de Janeiro selber wollten? Man hat sie kaum gefragt. Gewiss, es gab Jubel dort, wo die wohlhabende Mittelschicht wohnt. Auch in den Hochburgen der Armut freuten sich viele Menschen, als vor fünf Jahren Tausende von Polizisten damit begannen, die Favelas zu besetzen und die Drogenbosse zu vertreiben. »Wir sind *eine* Stadt!«, ließ der Bürgermeister von Rio einmal plakatieren. Das war ja auch ein hehres Ziel! In den ersten Jahren sanken auch die Mordraten und die Zahl der Raubüberfälle, in den Armutsvierteln und in den Gegenden ringsherum.

Angehörige der Mittelschicht trauten sich plötzlich zum Mittagessen in die Favela und bekamen plötzlich mit, dass 95 Prozent der Bevölkerung dort hart arbeitende Familien sind, die nichts mit Verbrechern zu tun haben; manche mieteten sogar eines der hier erstaunlich günstigen Zimmer oder nahmen sich eine Wohnung. Touristen wanderten durch die verwinkelten Gassen der Slums, es erschienen Reiseführer namens *Favela Chique*.

Doch irgendwann kippte das gute Gefühl. Für die WM ließ die Stadtverwaltung von Rio über die Favelas Providência und Morro do Alemão Seilbahnen spannen und Aussichtsplattformen bauen. Touristen können nun in die Häuschen der Armen schauen, ohne ihnen auf der Straße begegnen zu müssen. In Rio machte sich die Erkenntnis breit, dass die Regierung viel versprochen hatte, aber wenig hielt. Es wurden ein paar Vorzeige-Favelas gebaut, aber es gab kein Geld, um neue Schulen oder Jobs für die Jugendlichen in den anderen Slums zu schaffen. Es gab jetzt großartige Gondelbahnen für Touristen und die wohlhabenden Bewohner der Stadt. Für die Armen gab es aber immer noch keinen schnellen Weg etwa ins nächste Krankenhaus.

Allmählich schienen die Drogenbosse von damals so manchem Anwohner in den Bergen über der Stadt gar nicht mehr so übel. Denn die Clanführer hatten sich um die Leute ihrer *comunidades* in der Regel gekümmert. Sie finanzierten Kindergärten, bauten Fußballplätze und boten eben auch Beschäftigung. Bei den Aufständen der vergangenen Woche, aus mehreren Quellen ist dies zu hören, habe ein Teil der örtlichen Bevölkerung klar zu den Drogenbossen gehalten. Und der junge Polizist am Eingang von Fallet? Hat er jetzt Angst? Jetzt, wo in anderen Favelas die Drogenbanden in die Offensive gehen? »Man passt besser auf«, sagt er. Fühlen Sie sich denn gut gerüstet? Der Polizist lacht bitter. »Wir sind hier viel zu wenige. Und die Waffen der Gegenseite sind viel besser. Die haben sogar Kalaschnikows.«

Es ist noch unklar, was der neue Kriegszustand in Rio für die Besucher der Fußballweltmeisterschaft bedeutet. Gut möglich, dass die Fremden von all dem wenig mitbekommen. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass die

Auseinandersetzungen zwischen Reich und Arm die Touristenzonen erreichen könnten, so wie in den wilden neunziger Jahren. Die Zahl der Überfälle an den Stränden, auf Straßen oder an der Autobahnzufahrt zum Flughafen nimmt seit Wochen wieder zu. Doch es ist nicht klar, ob das ein Beleg für das Wiedererstarken der Banden ist oder für ihre Schwäche, weil ehemalige Mitglieder sich neue Verdienstmöglichkeiten suchen müssen.

Beschädigt ist vor allem das fröhlich-sorglose Bild, das Rio de Janeiro zur Fußball-WM der Welt präsentieren wollte. Und das hat viel damit zu tun, dass vermeidbare Fehler gemacht wurden: dass man auf die Gewalt oben in den Bergen vor allem mit weiterer Gewalt geantwortet hat. Es wurden neue Stadien gebaut, man wollte die große Show für die Besucher aus aller Welt. Es blieb bei dem bloßen Versprechen, mit dem Schwung eines Großereignisses wie der Fußballweltmeisterschaft einer ganzen Stadt einen Entwicklungsschub zu geben. Die Ärmsten haben nichts von der WM, man hat sie nicht gefragt.

»Die Banden treten jetzt von Woche zu Woche selbstbewusster auf«, klagt Beto de Andrade. »Allmählich finde ich, dass es vor meiner eigenen Haustür zu gefährlich wird, um in Ruhe leben zu können.« De Andrade ist nicht der richtige Name des jungen Sozialarbeiters, auch der Name des Armutsgebiets, in dem er wohnt, muss ungenannt bleiben. »Man darf über diese Dinge eigentlich nicht reden. Und ich habe eine Familie.« Beto lebt in einer der Favelas, die vor zwei Jahren von der Regierung »erobert« wurde, und in der es jetzt zu den Anschlägen auf die Polizei gekommen ist.

»Die Polizisten haben es in Wahrheit nie geschafft, die Drogenbanden zu vertreiben«, sagt Beto. »Wohin sollten die auch gehen?« Nur ein paar der Bosse seien vorübergehend weggezogen; das Fußvolk könne sich das gar nicht leisten, es sei also da geblieben und habe einfach weitergemacht; unter dem ohnmächtigen Blick der Polizisten und geschützt von der schweigsamen Kultur seiner Favela. Die Polizisten, sagt Beto de Andrade, seien »arme Schweine«: »Die haben hier Zwölf-Stunden-Schichten«, sagt er, »und kein Anwohner würde sich trauen, ihnen Wasser oder Essen zu verkaufen.«

Die Besetzung der Favelas hatte ihm anfangs selber gefallen. Inzwischen habe er den Irrtum erkannt. »Es wurden zwei bewaffnete Gruppen auf engem Raum zusammengebracht, klar, dass die irgendwann aneinandergeraten.« Und bald komme ja noch, bis zum Ende der WM, das Militär dazu.

»Wer hier wohnt, hat es sich nicht ausgesucht, mit Drogenverkäufern zusammenzuleben. Wer hier wohnt, konnte sich einfach nichts Besseres leisten.«

Mitarbeit: Philipp Lichterbeck, Maria da Luz Miranda

Ein bitterer Cocktail

Zwei Monate vor der Fußball-WM kämpft Brasilien mit einer maroden Infrastruktur und einer schwächelnden Wirtschaft. Das Land ist dabei, seine Zukunft zu verspielen

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 16.04.2014 Nr. 17

Die Stadtautobahn von Rio de Janeiro, die vom Flughafen ins Zentrum und in die feinen Viertel der Südstadt führt, ist eine Strecke für Leute mit Glück. Bei Tag oder bei Nacht kann der Verkehr hier so gut laufen, dass man in 20 oder 30 Minuten sein Ziel erreicht und die Guanabara-Bucht draußen am Taxi nur so vorbeisaust. Der aberwitzige Fahrstil der brasilianischen *motoristas*, der ohnehin kein Abbremsen vorsieht, kann sich dann gut entfalten.

Häufiger kommt es aber vor, dass irgendwo entlang der Strecke gebaut wird, dass ein Lastwagen von einer Brücke herab auf die Fahrbahn stürzt oder dass gar – wie im Januar geschehen – eine ganze Fußgängerüberführung zusammenbricht. Dann ist man eher zwei, drei oder fünf Stunden unterwegs.

Bis zum Anpfiff der Fußballweltmeisterschaft sind es noch knapp zwei Monate – und die völlig überforderte nationale Infrastruktur des Gastgeberlandes ist ein Dauerthema geblieben. Die Welt hat den Bau der Stadien als Zitterpartie erlebt: Planungsfehler, gerissene Deadlines, tödliche Unfälle wegen mangelnder Sicherheitsvorkehrungen, Kostenexplosionen. Das mit den Stadien scheint trotzdem auf den letzten Drücker noch zu klappen, aber ringsherum sieht es trüber aus: Von den gut 50 aufwendig geplanten Verkehrs- und Transportprojekten in den WM-Städten wird wohl nur ein Teil bis zu den Spielen fertig sein.

In Rio ist eine brandneue Gondelbahn immer noch abgeschaltet, eine Straßenbahn in das historische Stadtviertel Santa Teresa muss weiterhin durch

Busse ersetzt werden, ein spektakuläres Luxushotel im historischen Stadtteil Gloria kann frühestens zu den Olympischen Spielen 2016 eröffnet werden. In Belo Horizonte ist ein Großteil des Flughafens mit Bauzäunen verbrettert, und notfalls will man zur WM einen benachbarten Regionalflughafen mitbenutzen, der aber bei Regen immer voll Wasser läuft. In Cuiabá geht die neue Straßenbahn doch erst 2015 in Betrieb, in Fortaleza sind erst zehn Prozent der neuen Schnellbustrasse fertig. Nicht mal mehr der Sportminister tut noch so, als seien die Deadlines einzuhalten: »Was nicht rechtzeitig fertig wird, wird hinterher zu Ende gebaut«, erklärte er vergangene Woche in einem Interview.

Die Pleiten-, Pech- und Pannenserie rings um die WM beschädigt den Ruf Brasiliens als aufstrebendes Boomland, und sie legt noch etwas Tieferes offen: das brasilianische Problem. Nicht erst seit der WM-Vorbereitung, schon seit Jahrzehnten scheitert Brasilien daran, verlässliche Grundlagen für seinen eigenen Aufstieg zu legen. Das Land investiert zu wenig in seine Zukunft.

Dieser Vorwurf war in Brasilien häufig zu hören, als im vergangenen Sommer Hunderttausende Menschen zu Anti-WM-Protesten auf die Straße gingen. Der Tenor lautete: Da leisten sich unsere Politiker große Prestigeprojekte zur WM, wo sie das Geld doch lieber in Schulen, Krankenhäuser, Busse und Straßen investieren sollten!

Das stimmte – allerdings nur halb. Die WM hat mit dem brasilianischen Mangel an Zukunftsinvestitionen quasi nichts zu tun. Nach Berechnungen der US-amerikanischen Ratingagentur Moody's machen alle Stadien- und Stadtrenovierungen zur WM zusammen bloß 0,7 Prozent aller für 2010 bis 2014 geplanten Investitionen in der brasilianischen Gesamtwirtschaft aus. Sie sind sehr sichtbar, fallen aber, ökonomisch gesehen, kaum ins Gewicht.

Der andere Teil des Vorwurfs trifft hingegen völlig zu: Brasilien ist reich, es könnte entscheidend mehr Mittel in die eigene Zukunft stecken, tut es aber nicht. Nach Berechnungen der Weltbank werden nur 18 Prozent der brasilianischen Wirtschaftskraft wieder in neue Investitionen gesteckt – das

ist nicht mal halb so viel wie in China (49 Prozent). In die Infrastruktur fließen lediglich 1,5 Prozent, in China sind es um die 11 Prozent.

Die Lage ist sogar noch etwas schlimmer, als diese Zahlen es vermuten lassen. Brasilianische Infrastrukturprojekte sind außergewöhnlich teuer, was an vergleichsweise hohen Arbeitslöhnen, streng reglementierten Arbeitszeiten und hohen Preisen für allerlei Baustoffe liegt. Und häufig entstehen sie am falschen Ort zur falschen Zeit. Die Liste grandios ausgedachter, aber scheiternder Vorhaben ist lang: Da verfallen Tausende Kilometer frisch gelegter Eisenbahnstrecke. Da stehen Oscar-Niemeyer-Gebäude kurz nach ihrer Fertigstellung als Geisterbauten in der Landschaft. Da drehen riesige Windkraftwerke nutzlos ihre Flügel, weil die dazugehörigen Stromleitungen nicht fertiggestellt wurden.

Fehlplanungen, Verzögerungen und Kostensteigerungen am Bau gibt es freilich auf der ganzen Welt: Jeder brasilianische Politiker, der zu diesem heiklen Thema befragt wird, erwähnt zuallererst einmal den Berliner Flughafen. Aber in Brasilien steckt mehr System dahinter. Ein Großteil solcher Großprojekte läuft in Brasilien unter staatlicher Regie, was in der Praxis bedeutet, dass Politiker, Oligarchen und ihre angeschlossenen Baufirmen, staatliche Banken und private Finanzinstitute in einem undurchsichtigen Geflecht die Sache unter sich ausmachen.

Kritiker sagen: Am Ende gewinnen häufig die politischen Interessen und die privaten Profite der beteiligten Bauunternehmer, selten aber das gesamtwirtschaftliche Kalkül. Der frühere Präsident Lula da Silva (2003 bis 2010), der auch die Fußball-WM ins Land holte, hat eine ungewöhnlich große Zahl solcher Projekte angestoßen.

In aller Regel ist deren Umsetzung von einer Serie bürokratischer Komplikationen oder sogar von Gerichtsprozessen begleitet. Oft kalkulieren die Baufirmen zwischendurch noch mal völlig neu mit der Folge, dass die Gesamtkosten viel höher ausfallen als ursprünglich gedacht.

Immer mal wieder hat die Regierung versucht, es ganz anders zu machen,

Infrastrukturprojekte völlig in private Hände zu legen und auch internationalen Investoren über Ausschreibungen eine Chance zu geben. Doch wegen der schwer schätzbaren Kosten und der vielen Risiken sind in den vergangenen Jahren viele potenzielle Bieter abgesprungen. So manche »Auktion« eines neuen Hafenterminals oder eines Straßenabschnitts konnte mangels Beteiligung gar nicht stattfinden.

Im Augenblick sieht sich die Regierung erst recht in der Pflicht, auf die alte Art und Weise staatsgelenkte Investitionen anzuschieben: Das Wirtschaftswachstum hat sich verlangsamt, es beträgt nicht mehr vier, fünf oder sechs Prozent wie noch einige Jahre zuvor, sondern weniger als zwei Prozent. Quer durch die brasilianische Privatwirtschaft steigt die Unsicherheit, und die Investitionsbereitschaft geht zurück. Die Regierung will das mit eigenen Initiativen ausgleichen, zumal im Oktober Präsidentschaftswahlen anstehen, bei denen sich steigende Arbeitslosigkeit schlecht machen würde.

Es gibt also weitere, vom Staat schnell auf den Weg gebrachte Bauprojekte – finanziert durch die Regierung selbst oder durch Kredite der Staatsbanken. Das schwächt den Staatshaushalt. Der Internationale Währungsfonds in Washington warnte in der vergangenen Woche die brasilianische Regierung davor, 2014 allzu hastig Geld auszugeben. Die Rating-Agentur Standard & Poor's hatte zuvor die Kreditwürdigkeit des brasilianischen Staates herabgesetzt.

Das brasilianische Problem ist somit ein eigenartiges Paradox: Die Regierung geht zu sorglos mit ihren staatlichen Investitionsmitteln um, doch zugleich investiert Brasilien nicht genug in die Zukunft des Landes. Das Geld fließt in die falschen Projekte, oder es versickert. Für eine Volkswirtschaft ist das ein bitterer Cocktail.

Denn wenn die Menschen wegen kaputter Busse und Straßen nur schwer zur Arbeit kommen, wenn Rohstoffe und Waren in überlasteten Häfen feststecken, wenn zu wenige Schulen für die Ausbildung von Fachkräften da sind, dann entstehen in einer Volkswirtschaft am Ende weniger Produkte und

Dienstleistungen als eigentlich möglich. Dann bremst das Wirtschaftswachstum ab.

Der Mangel an Investitionen befördert auch höhere Preise, denn wenn jeder Transport oder jede wirtschaftliche Transaktion so schwierig abzuwickeln ist, muss sie teuer bezahlt werden. Inflation aber ist in Brasilien eine besonders gefährliche Sache. Die Leute erinnern sich noch mit Schrecken an die Jahre der Hyperinflation in den achtziger und neunziger Jahren. Sie bekommen es schnell mit der Angst zu tun, wenn die Preise steigen.

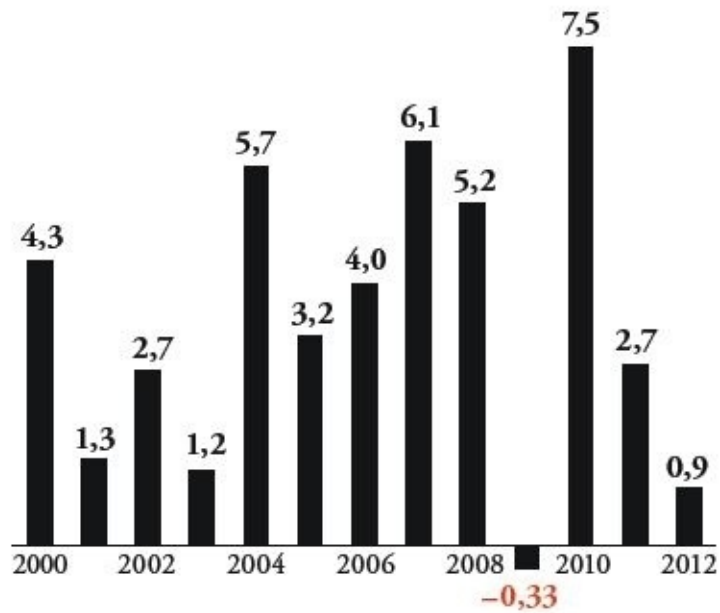
Inzwischen liegt die Geldentwertung landesweit schon bei gut sechs Prozent, und in Großstädten wie Rio de Janeiro erreicht sie fast acht Prozent. Längst nicht alle trauen diesen staatlichen Mittelwerten über den Weg, weil viele Preise noch viel schneller steigen. Bohnen: im März plus zwölf Prozent. Putzhilfe: plus 17 Prozent. Flugscheine: plus 26 Prozent. Kartoffeln: plus 60 Prozent.

Natürlich: Solche Preissprünge haben stets viele Gründe. In diesem Jahr zum Beispiel haben viele Unternehmen in der Erwartung eines Booms durch die Fußball-WM schon mal vorab ihre Preise hochgesetzt. Es gibt eine Trockenheitswelle im Land, die die Energiekosten in die Höhe treibt, denn das Gros des brasilianischen Stroms wird aus Wasserkraft gewonnen. Die brasilianische Währung wurde abgewertet, weil internationale Investoren sich nicht mehr so wie früher für das Land interessieren, und das hat den Import von Gütern aus dem Ausland verteuert.

Doch die Ökonomen sind sich einig, dass der wesentliche Faktor in diesen Tagen tatsächlich die Knappheiten in der brasilianischen Wirtschaft sind, die durch Unter- und Falschinvestitionen in Infrastruktur, Bildungseinrichtungen und dergleichen entstanden sind. Mit anderen Worten: Der brasilianische Boom der vergangenen zehn Jahre ist an seine Grenzen geraten. Er kann zwar weitergehen, aber erst einmal müssen durch wohl geplante Investitionen die Voraussetzungen geschaffen werden.

Rauf und runter

Jährliche Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts in Brasilien (Angaben in Prozent)



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Weltbank

Von wegen brasilianisch

Das Land hört kurz vor der WM endlich auf, sich selbst zu überschätzen

VON CATHRIN GILBERT

DIE ZEIT, 24.04.2014 Nr. 18

Nur wenige Reflexe nerven mehr als das Niedermachen des Gastgeberlandes kurz vor dem Beginn eines sportlichen Großereignisses. Wir erinnern uns an die Häme, die auf Griechenland vor der Ausrichtung der Olympischen Sommerspiele niederprasselte, zehn Jahre ist das nun her: Oh Gott! Die Griechen werden mit nichts rechtzeitig fertig, hieß es damals. Was passierte? Die Spiele starteten pünktlich, Bewunderung trat an die Stelle der kollektiven Herablassung. Auch den Südafrikanern traute niemand wirklich zu, eine Weltmeisterschaft auszurichten. Horrorszenarien von mörderischen Banden wurden entworfen, die sich auf die Fußballfans werfen würden. Und was geschah? Alle Gäste kehrten unversehrt nach Hause zurück.

Nun steht das nächste sportliche Großereignis bevor: die Fußball-WM in Brasilien. Ob es wohl eine Nation gibt, die qualifizierter für die Austragung eines solchen Spektakels wäre? Bis vor Kurzem hätte niemand daran gezweifelt. Seit einigen Wochen jedoch bröckelt die Begeisterung – auch in Deutschland. Die ersten Fans bieten ihre so bitter erkämpften Tickets in Onlinebörsen für einen Bruchteil des Einkaufspreises an. Brasilien, heißt es jetzt, werde weder mit dem Bau der Stadien und Flughäfen fertig noch mit der Kriminalität. Und dieses Mal ist tatsächlich etwas dran. Der Flughafen in São Paulo wird wirklich nicht fertig.

Innerhalb weniger Monate wurde aus überschwänglicher Freude tiefe Angst. Was ist bloß passiert? Schüren die Medien mal wieder dieses typische Misstrauen gegenüber dem Gastgeber?

Hinter dem derzeitigen Stimmungswandel offenbart sich ein tiefer gehender

Konflikt, dessen Ursprung nicht bei den Zuschauern zu suchen ist, sondern in Brasilien selbst. Dieses Land, das endlich im Konzert der großen Nationen mitspielen darf, vermasselt seinen Auftritt.

Im Gegensatz zu den fußballerischen Qualitäten Brasiliens (die man niemals unterschätzen sollte) wurde die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Landes jahrelang überschätzt. Zur Überschätzung von außen kam die innere hinzu.

Neben Russland, Indien und China war Brasilien die erfolgversprechendste aller aufsteigenden Nationen. Zwischen 2000 und 2010 stieg das Wachstum durchschnittlich um fünf Prozent im Jahr. Stolz nahm Brasilien seinen Platz in der Vereinigung der aufstrebenden Volkswirtschaften, der Brics-Staaten ein. Brasilien genoss es, international gelobt zu werden. Das fünftgrößte Land der Welt schien die Probleme der Vergangenheit hinter sich gelassen zu haben. Wer muss schon hungern in einem Land, das auf eine der größten landwirtschaftlichen Nutzflächen und perfekte klimatische Bedingungen zurückgreifen kann? Freudestrahlend surfte die Regierung, angeführt von Präsidentin Dilma Rousseff, auf der Euphoriewelle und verdrängte, dass Brasilien mit einem jährlichen Pro-Kopf-Einkommen von 8000 Dollar nur auf Platz 61 der Weltrangliste steht. Oder dass jüngst die Wirtschaft schwächelte.

Wenn man einmal in dem Land gelebt hat, weiß man, dass die Brasilianer alles dafür tun würden, von den USA und Europa respektiert zu werden. Sie fühlen sich – und das ist nachvollziehbar – von nichts stärker gedemütigt als von der Arroganz des Nordens. Daraus resultierte der brasilianische Selbstbetrug, gepaart mit dem einmaligen Talent, sich verkaufen zu können.

Doch sogar jetzt, wo der Selbstbetrug auffliegt, verstehen sich die Brasilianer in der Selbstvermarktung: Sie nutzen gezielt das Rampenlicht, um auf die Missstände aufmerksam zu machen, die aus der Hybris der Politik entstanden sind. In der vergangenen Woche etwa streikte die Polizei im WM-Austragungsort Salvador, um auf die schlechten Arbeitsbedingungen aufmerksam zu machen – 39 Menschen kamen bei den Unruhen ums Leben. Selbst der ehemalige Kapitän der brasilianischen Nationalmannschaft, Rai

Souza, sagte in einem Interview in der *Süddeutschen Zeitung*: »Wir müssen vieles lösen, was sich jenseits des Fußballs abspielt und teilweise erst durch die WM offengelegt wurde.«

Der Mut der Brasilianer verdient Bewunderung. Sie stemmen sich gegen die Verblendung der brasilianischen Politik. Wir sollten sie unterstützen, uns auf die WM freuen und unsere Reise antreten.

Bären im Dschungel der Paragrafen

Die Berliner Wappentiere werden am Strand von Rio de Janeiro aufgestellt. Ihr Import ist zur Posse geraten und hat doch geklappt – was viel über das WM-Land Brasilien verrät

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 30.04.2014 Nr. 19

Wellen schlagen, die Morgenluft schmeckt nach Salz. Ein paar frühe Badegäste schütteln sich Wasser und Sand aus den Haaren, als die Berliner Bären die Copacabana erreichen. Vier Sattelschlepper parken den nördlichen Strandzipfel zu, der Leme heißt, »Hamburg Süd« steht auf ihrer Fracht. 40-Fuß-Container in erdiger roter Farbe. Eine Gruppe von Arbeitern schleppt gewaltige Holzkisten an die Promenade.

In den Kisten stecken 145 Berliner-Bär-Figuren – die kennt man. Grell bemalte Statuen, die jeweils ein Land repräsentieren, über zwei Meter hoch. Eine Wanderausstellung zur Pflege der Freundschaft unter den Völkern, die auch schon in Hong Kong, Jerusalem, Pjöngjang, Paris und Kairo zu sehen war. Stets stand sie an den prominentesten Plätzen, und jetzt, zur Fußball-WM in Brasilien, soll sie an den berühmtesten Strand der Welt. Aber das ist gar nicht so einfach. An diesem Montagmorgen, an dem montiert werden soll, ist noch nicht mal klar, ob die Bären hier alle Platz finden. Und ob sie bleiben können.

»So problematisch war das noch nie«, sagt Klaus Herlitz, Berliner Unternehmer und seit vielen Jahren gemeinsam mit seiner Frau Eva Mäzen der »Buddy Bears«. Er schaut nervös zwischen Sattelschleppern und Strandpromenade hin und her, dann wird er weggerufen, er wird gebraucht. Aus der Bärenreise nach Rio de Janeiro ist ein organisatorischer Albtraum geworden. Man kann daraus viel über die Probleme des WM-Lands Brasilien

lernen.

Es war ein nettes Gespräch, erinnert sich der deutsche Generalkonsul Harald Klein. Es war der 1. Mai 2013, ein Routinetreffen, und Rios fröhlich-zupackender Bürgermeister Eduardo Paes war gut gelaunt. Klein schlug ihm vor, die Berliner Bären an der Copacabana aufzustellen. Paes sagte: Wollen wir. Eine schriftliche Vereinbarung gab es nicht. Man reichte sich die Hand. Und die Deutschen legten los. Bloß noch ein Jahr bis zum Ausstellungsbeginn!

Man redete mit dem Ehepaar Herlitz. Koordinierte mit den Organisatoren des gerade laufenden »Deutschlandjahres« in Brasilien. Mit dem Industrieverband. Mit der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes. Man suchte Sponsoren.

Aus dem Bürgermeisteramt kam eine erste E-Mail Anfang Juli. Guten Tag, man sei eine speziell für internationale Koordinierungsfragen eingerichtete Sonderstelle. Ein One-Stop-Shop zur Vermeidung bürokratischer Schwierigkeiten. Stets zu Diensten. Klingt gut, fanden die Leute im deutschen Konsulat und fragten, welche Schritte jetzt zu erledigen seien. Konkret hat ihnen das nie jemand beantwortet.

Doch so ist das eben in Rio: Man löst die Dinge im Gespräch, man trifft sich von Angesicht zu Angesicht, man umarmt sich und schlägt sich auf die Schultern, dann laufen die Dinge hier. Am 16. August konnte es losgehen, die Stadt lud zu einer Begehung des künftigen Ausstellungsgeländes mit Experten aus allen wichtigen Ämtern. Kluge Leute waren das, professionell und lösungsorientiert. Man werde einen detaillierten Aufstellungsplan entwerfen, hieß es. Die internen Protokolle des Konsulats von damals strotzen vor Zuversicht.

Brasilien, darüber klagen Unternehmer aus dem In- und Ausland seit Jahren, habe riesige Probleme mit der Infrastruktur und der Logistik, mit einer erdrückenden Bürokratie und manchmal auch korrupten Beamten. Genehmigungen dauerten entsetzlich lange, es gebe einen Dschungel von

Gesetzen und Ämtern. Doch hier, in Rio, scheint das zum Jahresende 2013 alles anders zu sein. Das Bürgermeisteramt mailt am 22. Oktober an die Deutschen: Die Sache mit den Bären läuft weiterhin super.

Tatsächlich kursiert spätestens Anfang November sogar der angekündigte Plan der künftigen Ausstellung in der Stadtverwaltung. Verkehrs-, Sicherheits- und Tiefbauexperten haben die einzelnen Bärenstandorte auf einem Luftbild der Copacabana eingetragen. Am 17. November schickt das Bürgermeisteramt einen Brief: »Mit Freude« bestätige man noch einmal die Unterstützung für diese tolle Ausstellung.

Am 4. Februar kommt eine Mitarbeiterin des Konsulats von einer Informationsveranstaltung über die Großereignisse in Rio zurück. »Habt ihr das auch schon gehört?«, fragt sie. »Alle Veranstaltungsgenehmigungen der Stadt Rio für die Zeit der Weltmeisterschaft sind widerrufen worden.«

Anfang Februar, das sind noch viereinhalb Monate bis zur WM. Irgendwie muss ein großer Teil der Stadtverwaltung bis dahin übersehen haben, dass Brasilien einen Vertrag mit der Fifa geschlossen hat, der dem Fußballbund exklusive Nutzungsrechte für schöne Gegenden in der Stadt zusichert. Zum Beispiel für die Copacabana, wo ein Fanfest stattfinden soll.

Die Stadtverwaltung schlägt dem Konsulat jetzt vor, dass man die Bären an den Parkplatz zu Füßen des Zuckerhuts stellen könne oder in dem 32 Kilometer von der Copacabana entfernten Vorort Madureira. Die Stadtverwaltung findet, dass die Deutschen ruhig mal ein bisschen flexibler sein könnten. Unflexibel? Die Deutschen doch nicht! Alle einigen sich auf eine Verlegung der Ausstellung nach Leme, an das nördlichste Ende der Copacabana, wo der Traumstrand ein bisschen schäbiger ist, wo weniger Passanten hinkommen, wo häufig Reisebusse parken.

Man reicht sich wieder die Hände. Am 7. März stechen die Bären von Hamburg aus in See.

An der Autozufahrt zum Hafen von Rio de Janeiro gibt es eine Verzögerung. Die schriftliche Genehmigung für den Einlass des Pressebesuchs in den

Zollhafen ist noch nicht da, aber ein Bote sei zu Fuß unterwegs, um sie zu holen. Eine halbe Stunde vergeht, und Alex Geng, der hünenhafte Brasilienschef der Bremer Logistikfirma Leschaco, erzählt im Auto Geschichten vom Zoll. Wie lange hier alles dauere!

Die Fahrt geht los, vorbei an vielstöckigen Türmen aus Containern in allen Grundfarben und Rosttönen, entlang der Fronten verfallender und brandneuer Lagerhallen. Sie führt auch vorbei am Zollgebäude, vor dem teure Autos parken, dicke Geländefahrzeuge und Limousinen.

Zollbeamte haben das Recht, für ankommende Produkte erst einmal von Grund auf eine Marktstudie anzufertigen: Preislisten anzufordern, in Verkaufsforen zu stöbern, um den wahren Preis eines Produkts zu ermitteln. Oder noch mal eine komplette Prüfung der Waren nach brasilianischen Hygienestandards oder Umweltvorschriften anzuordnen, selbst wenn die Produkte längst etabliert sind. Ob sie das tun, liegt in ihrem Ermessen.

Und die Bären? Stecken sie fest? Leschaco hat viel Aufwand betrieben, um das zu vermeiden. Man hat zum Beispiel nach den brasilianischen Anforderungen die Kisten hitzebehandelt, weil Brasilien nicht einfach jede Art von Holz in seine Häfen lässt. Jeder Tag im Zolllager kostet Hunderte Euro, und die Veranstalter haben mit 14 Tagen kalkuliert, was eigentlich konservativ ist: Die durchschnittliche Wartezeit im Zoll beträgt inzwischen 7 und 10 Tagen. Es können aber mit Pech auch mehrere Monate werden.

In Singapur, zum Vergleich, sind es drei Tage.

Am Freitag der vergangenen Woche stehen Eva und Klaus Herlitz am Strand der Copacabana und haben keine Lust mehr. »Ich bin jetzt so weit, zu sagen: Die Kisten bleiben zu, wir reisen wieder ab«, sagt Klaus Herlitz. Eine Delegation der Bezirksverwaltung ist gerade noch mal alles mit ihm durchgegangen: Am Strand dürften höchstens 60 der 145 Bären stehen. Der Rest könne ja auf den benachbarten Marktplatz, irgendwie. Ein Verwaltungsmann weist mit dem Arm sehr weit nach hinten. Dorthin, wo die Parkplätze sind und wo eine große Baustelle steht, von der noch keiner sagen

kann, wie lange sie bleibt.

Herlitz sagt: Es ist ein langer Strand. Genug Platz für alle Bären. Die Stadtleute sagen: Dafür liegt keine Genehmigung vor. Herlitz sagt: So können die uns jetzt nicht kommen. Wenig später sitzt er in einer Strandbar. Er ist ein Mann, der sich gut beherrschen kann, aber er ist verletzt. In Kairo, erzählt er, hätten sie strahlend darauf reagiert, als sie ein deutsches TÜV-Zeichen sahen: Das sei für sie auch gut genug gewesen. In Kasachstan hätten Tausende Familien die Bären gestreichelt und geweint, als sie wieder abzogen. Auf den Schildern neben den Bären soll stehen: Wir müssen uns gegenseitig besser verstehen, uns mehr vertrauen, friedlich zusammen leben.

Immerhin waren die Ängste vor dem brasilianischen Hafen grundlos: Die Bären sind sogar in Rekordzeit durch den Zoll gerutscht, und der Logistiker Geng kann es noch gar nicht fassen. »Binnen 48 Stunden!«, jubelt er. Schneller als in Singapur.

Ein anderes Problem aber war aufgetaucht. Kürzlich hat die Stadtverwaltung noch mal einen Rundgang angesetzt, in Leme, und erstmals war auch der Bezirksbürgermeister dabei, dem bisher offenbar niemand etwas von der Aktion erzählt hatte. Fand er nicht weiter schlimm, der Plan mit den Bären gefiel ihm gut. Jetzt fehlten bloß noch ein paar wichtige Unterlagen zur Genehmigung, sagten seine Leute.

Was denn für Unterlagen? Die freundlichen Leute des Bezirksbürgermeisters schickten dem Konsulat eine Checkliste mit 24 Dokumenten, von denen zuvor kein Mensch geredet hatte. Zustimmung der Feuerwehr und des Städtischen Verkehrsamts. Selbstverpflichtung zur Installation chemischer Toiletten. Stellungnahme des Finanzamts. Unbedenklichkeitserklärung der Ämter für Parks und Gärten, Sport und Freizeit, Umwelt, Gesundheit und Tierschutz.

Eins ist klar: Das alles noch vor dem Beginn der Ausstellung zu besorgen ist aussichtslos.

Die Sache muss anders gemacht werden. So, wie man Probleme in Rio löst.

Der Bürgermeister wird angerufen, Kontakte zwischen Deutschen und Mitgliedern der Stadtregierung werden aktiviert. Die Zahl der Bären, die am Strand stehen dürfen, wird übers Wochenende Schritt für Schritt nach oben verhandelt. Notfalls, ist zu hören, könne man sie ja erst mal aufstellen und dann weitersehen. »Der offizielle Weg läuft parallel weiter«, so drückt sich der Vizekonsul Tarmo Dix aus und fügt ganz trocken hinzu: »Das machen wir ordnungsgemäß, so wie Deutsche das eben machen.«

So kommt es, dass am Montagmittag doch die ersten Berliner Bären an der Copacabana stehen. Der kleine Marktplatz ist heute wider Erwarten mit Verkaufsständen gefüllt – da ist kein Platz, aber irgendwo wird man den Rest schon unterkriegen, von der ursprünglichen Planung redet ohnehin keiner mehr. Die Polizei hat verboten, die Radwege abzusperren, sodass es jetzt alle paar Minuten zu Beinahezusammenstößen zwischen Freizeitsportlern und Hubwagen voller Bodenplatten für Bärenfiguren kommt. Ein aus Berlin angereister Logistiker sagt: Projekte in Brasilien, das gelte in seinem Job »immer als die Arschkarte«. Aber das Ehepaar Herlitz läuft seit Stunden engagiert und mit einem Zollstock von Bauhaus bewaffnet die Strandpromenade auf und ab.

»Hier in Rio de Janeiro klappt am Ende immer alles«, sagt ein Vertreter der Stadtverwaltung, der in seinem dunklen Anzug ins Schwitzen gerät, und er strahlt. »Habe ich doch immer schon gesagt!«

Da muss die Welt jetzt durch

Die WM in Brasilien wird kein Fest. Die Gastgeber haben Wichtigeres vor

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 22.05.2014 Nr. 22

Man soll die Dinge ja deutlich aussprechen: Die Brasilianer haben die WM vermasselt. Für sich selber und für den Rest der Welt. Die Stadien, Hotels und Verkehrsverbindungen werden in drei Wochen einigermaßen funktionieren, aber die Stimmung ist dahin. Kaum ein Brasilianer läuft in diesen Tagen mit dem grün-gelben Nationaltrikot herum, der WM-Schmuck in den Straßen ist spärlich und eher das Ergebnis von Verwaltungsakten als von Vorfreude. Gleich neben dem Eröffnungstadium in São Paulo ist ein Camp der WM-Gegner entstanden. *Não vai ter copa* lautet die kämpferische Losung vieler Demonstranten, die in der vergangenen Woche in mehr als 20 Städten auf die Straße gingen: »Hier wird es keine Weltmeisterschaft geben!«

Man kann das alles schrecklich missverstehen. Die große Mehrheit der Brasilianer hat eigentlich gar nichts gegen die WM. Sie hat vor allem etwas gegen sich selbst.

Die äußerst dünnhäutigen Brasilianer können es kaum ertragen, wie unbarmherzig ihr Land im Vorfeld der Weltmeisterschaft nun von den Medien in aller Welt gesehen wird und vermutlich auch von den Besuchern der Copa: Die britische Zeitschrift *Economist* bildete unlängst eine Rakete in Christusform kurz vor der Bruchlandung ab, der *Spiegel* ließ auf seiner Titelseite einen brennenden Ball meteoritengleich auf den Zuckerhut zurasen, und das nicht mehr ganz fertig gewordene Dach über dem Eröffnungstadium von São Paulo rief hämische Schlagzeilen in aller Welt hervor.

Da lautet eine sehr traditionell brasilianische Reaktion: Damit wollen wir

nichts zu tun haben! Die Copa kümmert uns nicht!

Was der Grund dafür ist, dass so wenig WM-Fieber im Fußballland Brasilien aufkommt.

Das ist aber nur ein Teil der Geschichte – denn das »Kümmert uns nicht!« war nicht die einzige Reaktion auf die mangelhafte WM-Vorbereitung. So sehr sich die Brasilianer Mängelrügen von außen verbitten mögen, seit dem Juni des vergangenen Jahres hat sich etwas Wesentliches verändert: Die Kritik an brasilianischen Zuständen – an der ungleichen Einkommensverteilung zum Beispiel, an bürokratischen Exzessen und Korruption, an den Missständen in den Schulen und Krankenhäusern, mangelnden Investitionen und Übergriffen der Polizei – wird jetzt von den Bürgern selbst geübt, und zwar offen wie nie zuvor.

Vor einem Jahr überraschten sich die Brasilianer selbst damit, dass plötzlich Millionen von ihnen auf die Straße gingen; eine neue Protestkultur entstand und auch eine neue Kultur der politischen Debatte. Sorgen und Erwartungen werden seither deutlich ausgesprochen, und Politiker fühlen sich verpflichtet, darauf zu reagieren. Das hatte viele Gründe, und die weltweite Aufmerksamkeit rings um die WM war der unwichtigste davon. Die höhere, gut gebildete, bürgerliche Mittelschicht lässt sich nicht mehr in einen Obrigkeitsstaat zwingen und mit den vagen Zukunftsversprechungen abspeisen, mit denen die Politiker im Lande lange Zeit durchkamen.

Zugleich drängen Angehörige der unteren Mittelschicht, frisch aus der Armut aufgestiegen, heraus aus ihrer traditionellen Rolle als dienstbare Geister für Bessergestellte. Sie fordern weiteren wirtschaftlichen Aufstieg und politisches Gehör. Das ist die Dynamik, die den jüngsten Protesten in Brasilien zugrunde liegt.

Mit anderen Worten: Brasilien macht gerade, inmitten internationaler Häme und Enttäuschung, einen wesentlichen Schritt nach vorn. Der rasante wirtschaftliche Aufstieg der vergangenen Jahre, der sich spätestens mit dem kommenden Rohstoffboom fortsetzen wird, hat gesellschaftliche Kräfte

freigesetzt.

Sowohl die ehrgeizigen Aufsteiger des Landes als auch die Unzufriedenen unter den Bessergestellten begreifen ihr Land nun als eine Baustelle und den viel gerühmten Aufstieg zum erfolgreichen Schwellenland nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit, sondern als ein Projekt, für das sie kämpfen müssen.

Als Kollateralschaden werden die Brasilianer dem Rest der Welt nun eine eher lustlose Weltmeisterschaft bescheren. Man kann sich damit trösten, dass es für einen guten Zweck geschieht.

FUSSBALL HEUTE

Politik, Taktik, Emotion: Hintergrundreportagen zur Entwicklung des
deutschen Lieblingssports

Nur ein Spiel?

Harald Martenstein liebt den Fußball, Sabine Rückert verachtet ihn, aus persönlichen wie aus politischen Gründen. Ein Briefwechsel

VON SABINE RÜCKERT UND HARALD MARTENSTEIN

DIE ZEIT, 12.06.2014 Nr. 25

Mein lieber Martenstein!

Jetzt beginnen also wieder die Feiertage des Heiligen Spiels: quasireligiöse Ekstase und globale Emotion für alle – bloß nicht für mich. Für mich sind es Tage des Zorns. Fußball ist ein Massenphänomen – aber mich macht er einsam. Finden Weltmeisterschaften statt, fühle ich mich wie der Unmusikalische im Konzert, der Mönch im Bordell, der Veganer in der Metzgerei: draußen.

Ich fürchte, lieber Martenstein, Sie als begeisterter Fußballfan werden das nicht verstehen. Ich will dennoch versuchen, Ihnen zu erklären, warum diese Sportart, die mir einst nur einerlei war, inzwischen meine herzliche Abneigung erregt.

Fußball begleitet mich seit meiner Kindheit in München. Mein Vater, ein Franke, war Fan des 1. FC Nürnberg. Mein Bruder: Fan des TSV 1860 München. Meine Schwester: begeisterte Anhängerin zahlreicher Clubs. Mein Ehemann, wie ich aus München: besessener Fan des FC Bayern. Heute leben wir beide in Hamburg. Und mein Mann – inzwischen ein Herr von über 50 Jahren mit zwei Hochschulabschlüssen – sitzt abends mit einem bayerischen Freund vor dem Fernseher, je nach Spielstand jubeln sie, regen sich auf oder verfallen in Trübsal. Die beiden tragen rot-weiße Schals um den Hals, die zum Zeichen ihrer Mitgliedschaft beim FC Bayern mit ihren Namen bestickt sind.

Diese Schals sind zu 100 Prozent aus Polyacryl. Aber die Männer, die sonst nur Leinen und Baumwolle tragen, finden sie sehr angenehm auf der Haut.

Ich erzähle das, weil diese Kunststoffschals ein Sinnbild sind für all das Falsche und Verlogene, das dem Fußball und den damit verbundenen »großen Gefühlen« mittlerweile anhaftet.

Ich erlebe das hautnah. Wir haben – wie so mancher halbwegs fußballbegeisterte Haushalt – ein Abo des Bezahlsenders Sky. Seither frisst sich der Fußball durch unser Wochenende. An einem normalen Bundesliga-Spieltag treten 18 Mannschaften in neun Spielen gegeneinander an. Früher wurden all diese Spiele gleichzeitig angepfiffen, die Radioschalt im Bayerischen Rundfunk hieß *Heute im Stadion*, und mein Vater war wie alle Väter am Samstag 90 Minuten lang beschäftigt.

Inzwischen beginnt der Aufmerksamkeitserregungsterror mit einem Spiel am Freitagabend und zieht sich mit weiteren acht Spielen durch die Nachmittage und die Abende des Samstags und Sonntags. Montags steht dann das Spitzenspiel der Zweiten Liga an, dienstags und mittwochs Champions League, donnerstags Europa League – und nicht zu vergessen die Länderspiele.

Sie werden entgegnen: »Liebe Frau Rückert: Jeder ist Herr seiner eigenen Zeit. Wer nicht mag, soll Sky halt abschalten.«

So einfach ist das nicht. Fußball ist eine Sucht, die vor allem Männer befällt. Eine Droge, die Väter den eigenen Söhnen verabreichen. Schon kleine Jungs lernen Spiele auswendig, leeren ihre Spardosen für Sammelalben, kleben Bilder ihrer Kicker-Ikonen ein und kommen nicht mehr davon los. Fußball ist seelische Schwerstarbeit für einen Fan. Sich davon zu distanzieren ist wie Alkoholentzug. Der freie Wille existiert nicht im Stadion. Und auch nicht vor dem Fernseher. Man mag darüber lächeln, ich frage mich: Ist das eine gesunde Sozialisierung?

Mein Mann ist eigentlich ein gelassener und vernünftiger Mensch, aber beim Thema Fußball ist er ungefähr so sachlich und objektiv wie Alice Schwarzer,

wenn es um Frauenrechte geht. Er verteidigt die Spieler des FC Bayern und der Nationalelf (ein großer Unterschied existiert da ja nicht), als seien sie seine Brüder. Ist das normal?

Die Überblähung der Fußballereignisse zerstört das Liebenswerte an diesem Sport. Mag sein, dass alles mal angefangen hat mit echten »Arbeitervereinen« und »Straßenfußballern«. Aber wenn man den Blick einmal weitert, über die Seitenlinien hinaus, dann sieht man: Der Fußball dient auf obszöne Weise dem Kommerz. Er nutzt die Treue und Anhänglichkeit der Fans aus, so wie die katholische Kirche vor der Reformation den Glauben zur finanziellen Ausbeutung ihrer Schäfchen missbrauchte. Das ganze Stadion: eine einzige Werbefläche, die auch noch in ständiger Bewegung ist. Die Spieler: wandelnde Litfaßsäulen. Schalke ist eine Gazprom-Mannschaft, Wolfsburg rennt für Volkswagen, Hoffenheim ist ein Homunkulus von SAP, der neue Zweitligist RB Leipzig eine künstliche Zuchtbullenerde des Brauseherstellers Red Bull. Die Werbeblocks in den Halbzeitpausen sind so fest in der Hand der Brauereien, der Autoindustrie und der Heimwerkmärkte wie Heidi Klums Laufsteg-Leistungsschau *Germany's next Topmodel* in der von Nagellack- oder Shampoo-Reklame.

Schon klar, lieber Martenstein: Klums Sendung wurde von Zynikern konzipiert, Fußball dagegen einst von ein paar erdigen Engländern erfunden. Heute ist der zielgruppenorientierte Zuschnitt beider Spektakel verblüffend deckungsgleich.

So sitzen die Kerle nicht anders da als die leichtgläubigen Mädchen und merken nicht – oder wollen nicht merken –, dass sie sich statt eines Spieles eine riesige Geld- und Image-Waschanlage anschauen: Oligarchen kaufen sich Fußballvereine, Diktatoren verschaffen sich Weltmeisterschaften, und in Demokratien verwandeln sich Vereinspräsidenten in Autokraten, die glauben, Gesetze gelten nicht für sie. In der Welt des Fußballs verrutschen die Maßstäbe ins Maßlose.

Der Weltfußballer Cristiano Ronaldo von Real Madrid verdient 18 Millionen Euro pro Jahr – netto. Das sind 1,5 Millionen im Monat. 50.000 am Tag. 2083

Euro pro Stunde. Die Logik dieses Marktes hat noch andere Folgen. Europas Fußballvereine betreiben in den Schwellenländern mittlerweile Nachwuchsinternate, wo sie Talente suchen wie Minenbetreiber andernorts Gold. Der FC Barcelona ist gerade wegen Kinderhandels verurteilt worden. Erstaunlich vielen Vertretern dieses vermeintlichen Volkssports geht das Maß verloren. Vor allem Fußballfunktionäre, Könige in ihren Clubwelten, geraten immer wieder mit dem Gesetz aneinander. Da sind nicht nur Uli Hoeneß mit seinem Steuerbetrug und Karl-Heinz Rummenigge, der bei seiner Heimkehr aus dem Wüstenstaat Katar zwei geschenkte Luxus-Uhren nicht verzollte. Da ist Silvio Berlusconi, Boss des AC Mailand. Da sind Legionen spanischer Vereinsbosse, die ins Gefängnis mussten. Wenn ich sie alle aufzählte, bliebe hier kein Platz für Ihre Antwort, mein lieber Martenstein.

Ich habe den Eindruck: Je offensichtlicher der Fußball zu einem Geschäft mit aus der ganzen Welt zusammengekauften Ballsöldnern, zu einem Markt mit schamlosen Gehältern, zu einem Spielplatz der Maßlosen wird, desto mehr arbeiten sich seine Anhänger an seiner Verklärung ab, wickeln sich Schal um Schal um den Hals. Selbst Intellektuelle sind jetzt Fußballversther. Wie groß die Diskrepanz zwischen dem Ereignis auf dem Platz und dem dröhnenden Drumherum geworden ist, man merkt es bei den sogenannten Spieler-Interviews. All die verschwitzten unreifen Kerlchen, die mit ihrem Undercut vor Werbewände gestellt werden und sich Antworten auf dummliche Reporterfragen abringen. Menschen, die nicht zum Reden geboren sind, werden zu Bekenntnissen und analytischen Eskapaden gezwungen.

Im Gegenzug wird während des Spiels pausenlos an ihnen herumkritisiert. Da können sie einem wieder leidtun. Schießt einer daneben, wird er fertiggemacht. Über van der Vaarts Niedergang beim HSV herrscht in den Schlagzeilen klammheimliche Freude. Genüsslich werden die »torlosen Minuten« der Stürmer gezählt und Trainer nach zwei Niederlagen nach ihrer Jobperspektive befragt. Und jeder hört am Unterton: Da wird bald einer rausgebissen aus dem darwinistischen Millionenspiel. Ist zu wenig los auf dem Rasen, pfeifen die Bierbäuche von den Rängen. Elf Freunde sollt ihr sein

– ein Witz! In Wahrheit: die totale Verkitschung perverser Verhältnisse. Die Sentimentalität ist die Kehrseite der Brutalität.

Sie werden sagen: Auf so was kommen doch nur Menschen, die null Ahnung haben vom Fußball. Man kann es auch andersherum sehen: Nur wer vom Bazillus der Verzückung nicht befallen ist, hat einen unverstellten Blick auf die Tatsachen.

Ihre Sabine

Liebe Sabine,

Nürnberg? 1860? Bayern München? Sie Ärmste. Das sind wirklich schreckliche Vereine. Die einen verlieren ständig, die anderen regeln alles mit Geld. Da wäre ich auch traumatisiert. Es gibt nur einen Verein, glauben Sie mir, der den wahren Geist des Fußballsports verkörpert, dieser Verein heißt Mainz 05. Wir sind die Guten.

Ihr Mann hat also eine Leidenschaft, die Sie nicht teilen. Verzeihen Sie mir, aber ich sehe das Problem nicht. Verlangt er von Ihnen, dass Sie sich, während er Fußball schaut, neben ihn vor den Fernseher setzen? Das scheint nicht der Fall zu sein.

Wenn zwei Menschen zusammenleben, ist ein gewisses Maß an Duldsamkeit für Eigenarten und Schrullen des anderen erforderlich, Sabine. Wenn es nicht der Fußball wäre, dann wäre es etwas anderes. Stellen Sie sich vor, Ihr Mann wäre Mitte zwanzig und Nerd und säße täglich fünf Stunden am Computer. Er könnte natürlich auch zocken und sein Geld, womöglich auch Ihres, am Roulettetisch verplempern. Sie haben Glück, es ist nur Fußball.

Sie werfen dem Fußball vor, dass er ein Kommerz-Zirkus ist und dass die Spitzenmannschaften aus aller Welt zusammengekauft werden. Gegenfrage: Wie viele Redaktionsmitglieder der *ZEIT* sind eigentlich Hamburger? Warum stehen in der *ZEIT* so viele Anzeigen?

Der Fußball ist ein Massenphänomen, mit dem sich Geld verdienen lässt,

folglich ist er kommerzialisiert. Das Gleiche gilt für fast alle Massenvergnügungen, Computerspiele, Hollywood, Autorennen, Freizeitparks, Sex, Urlaub. Denken Sie an die Popmusik. Ich kenne Ihren Musikgeschmack nicht. Nehmen wir an, Sie mögen Miley Cyrus. Stört es Sie, in einem Konzert von Miley Cyrus, dass diese junge Frau absurd viel Geld verdient und dass hinter ihr eine Industrie steht? Sie werfen dem Fußball im Kern lediglich vor, dass er ein Teil der Gegenwart ist und nach den gleichen Regeln funktioniert wie der Rest der Gegenwart. Dieser Vorwurf ist nicht sehr spezifisch.

Ein Fußballspieler verdient genauso viel wie Miley Cyrus, genauso viel wie Anne-Sophie Mutter, wie Jonathan Franzen. Er verdient das, was freiwillig für seine Darbietung bezahlt wird. Sie sind gegen den Kapitalismus, Sabine? Bitte sehr, bekämpfen Sie ihn, aber fangen Sie damit nicht ausgerechnet beim Fußball an. Die Exzesse des Fußball-Business beschreiben Sie ja völlig richtig. Aber würden Sie die Romane von Jonathan Franzen ablehnen mit der Begründung, dieser Bursche verdiene zu viel, sein Verleger sei korrupt, sein Agent sei Alkoholiker und Franzens Lebenswandel sei unmoralisch?

Sie sprechen von »quasireligiöser Ekstase« und »globaler Emotion«, die vom Fußball hervorgerufen werden. Was ist schlecht an Ekstase und an Emotion? Ich vermute, beides sind menschliche Grundbedürfnisse. Der Fußball stellt eine von mehreren Möglichkeiten dar, mit deren Hilfe sich diese Bedürfnisse ausleben lassen. Es ist oft gesagt worden, dass der Fußball ein Ventil sei für nationalen und regionalen Identifikationsdrang, und zwar ein meistens harmloses. Gerade wir Deutschen, deren Mehrheit zu Recht eine Scheu vor nationaler Euphorie in sich trägt, sollten dafür dankbar sein.

Wenn morgen Volleyball ebenso populär wäre wie Fußball, dann wäre eben der Volleyball durch und durch kommerziell, und die Weltmeisterschaften im Volleyball würden so ähnlich aussehen wie heute eine Fußball-WM. Aber warum ist ausgerechnet der Fußball zum globalen Sportvergnügen Nummer eins geworden?

Es ist überall das Gleiche, im Showbiz, im Sport, im Film, sogar in der

Literatur. Es kommt darauf an, eine einfache Idee zu haben. Es ist viel schwieriger, einfach zu schreiben als kompliziert. Nehmen Sie den großen Bestseller der letzten Jahre, *Harry Potter*. Eine einfache Ausgangsidee, die sich in einem Satz zusammenfassen lässt: eine Schule für junge Zauberer, an der sich der ewige Kampf zwischen Gut und Böse abspielt. Diese einfache Idee bietet Raum für unendlich viele Variationen. So ähnlich funktioniert auch der Fußball. Der Ball muss ins Tor. Jeder Vierjährige kann diese Spielidee begreifen, und das Spiel lässt sich überall ausprobieren. Man braucht nicht mal einen Ball, notfalls tut es auch eine Dose. Sicher, der moderne Fußball hat komplizierte Spezialregeln, aber man muss das alles nicht wissen, um einem Spiel folgen zu können.

Ein viertklassiger Boxer hat keine Chance gegen einen erstklassigen Boxer. Im Fußball ist der Ausgang offener, meistens siegt der Favorit, aber der Außenseiter hat eine Chance und nutzt sie manchmal auch. Die Reichen können gegen die Armen verlieren. Ist das nicht wunderbar unkommerziell? Sollte das Leben nicht genau so sein? Manchmal verliert eine Mannschaft, die gut spielt, gegen eine Mannschaft, die schlecht spielt. Erkennen wir darin nicht all die Ungerechtigkeiten wieder, die uns täglich widerfahren?

Was ich an den Fußball-Großereignissen besonders liebe: Sie schaffen einen Ausnahmezustand. Für ein paar Wochen ist alles anders. Ich kenne das auch vom Karneval und von Silvester. Ein bisschen Anarchie, endlich mal. In den Betrieben wird, wenn der Spielplan es will, nicht mehr gearbeitet, auf den Bürgersteigen stehen Fernseher. Autokorsos und Partys geben dem Alltag einen neuen Rhythmus, wildfremde Menschen fallen einander in die Arme. Es gelten neue Regeln, anschließend hält man die alten Regeln wieder besser aus.

Sie können gegen den Karneval und gegen Silvesterpartys alles Mögliche ins Feld führen, die Brandgefahr durch Raketen, die Verletzungsgefahr durch Böller, die Alkohol-Leichen, alles richtig, aber damit treffen Sie nicht den Punkt. Sie können auch vieles gegen die Exzesse des Fußball-Business sagen. Aber ich fürchte, dass ein Leben ganz ohne Euphorie, ganz ohne Ekstase und

ganz ohne Exzesse auf die Dauer ein wenig fad sein könnte. Macht Fußball süchtig? Alles, was Spaß macht, kann süchtig machen, sogar Stricken. Nennen Sie mir bitte eine Alternative. Heroinsüchtigen gibt man Methadon. Was sollen Ihr Mann und ich und all die anderen Fans während der WM tun? Welches Methadon haben die Fußballgegner im Angebot? Jetzt sagen Sie bitte nicht: Volleyball.

Ihr Martenstein

Mein lieber Martenstein!

Sie reden wie ein begeisterter Fleischesser, der die Augen fest vor der Frage verschließt (oder verschließen will), auf welche Weise die Schweinshaxe auf seinen Teller gekommen ist. Wer seine Zähne lustvoll in ein Eisbein schlagen möchte, darf nicht an die Qual und Not der Schweine denken, nicht an Tiertransporte und Massenhaltung. Er muss ausblenden, dass sein Genuss sich aus der Not anderer Lebewesen speist. Andernfalls bliebe ihm der Bissen im Halse stecken.

So auch der Fußballfan. Er freut sich an der Reinheit der Spielidee und verdrängt die Tatsache, welche Begleiterscheinungen dieses Spiel mittlerweile hervorgebracht hat und dass der Ausverkauf der Idee in vollem Gange ist. Längst haben sich die großen Geldverdiener dieser schönen Sache bemächtigt und mit Gewalt und Korruption ihre Interessen durchgesetzt.

Jetzt beginnt die WM in Brasilien. Dort blickt man weder in Partystimmung noch in Ekstase dem Turnier entgegen. In Brasilien kommt es der Weltmeisterschaft wegen zu Aufständen und Unruhen. Panzer fahren durch Rio. Es gab Tote. Die Stadien werden durch Milliarden aus dem Staatshaushalt auf »Fifa-Standard« gebracht, und das Volk lebt unter Planen. Aufgebrachte Brasilianer ziehen durch die Straßen mit Transparenten, auf denen steht: »Nein zur WM« und »Schulen und Hospitäler nach Fifa-Standard«. Die Spiele müssen unter Militärschutz ausgetragen werden. Im Land der Fußballzauberer wird der Fußball gerade entzaubert. Keine

Karnevalsstimmung in Rio!

Oder nehmen Sie die WM 2022. Auf die dürfen Sie sich auch schon freuen, lieber Martenstein! Die soll in dem viel zu kleinen, viel zu heißen Wüsten- und Willkürstaat Katar stattfinden. Gerade wird nach und nach bekannt, mit welchen Methoden – und mit wessen Unterstützung – das Land an den WM-Zuschlag gekommen ist. Schon länger bekannt ist, dass die ausländischen Arbeiter, die auf den WM-Baustellen schufteten, dort wie Sklaven gehalten werden. Nach Recherchen der britischen Zeitung *The Guardian* sind allein in den vergangenen beiden Jahren fast 400 Arbeiter aus Nepal auf WM-Baustellen umgekommen. Der viel geliebte Franz Beckenbauer, der so ähnlich denkt wie Sie, hat gesagt, er selber habe bei seinen Katar-Reisen keinen Sklaven gesehen. Auch Beckenbauer huldigt jetzt Potentaten, die ihre Grausamkeit überzuckern wollen mit einem sportlichen Sommermärchen.

Sie, lieber Martenstein, kommen mir vor wie ein Fußballfundamentalist. Wahrscheinlich wären Sie auch in der Ära der Borgia-Päpste ein frommer Sohn der katholischen Kirche geblieben. Sie hätten wohl gesagt: »*Shit happens*. Trotzdem ist Gott doch eine sehr einfache, aber gute Idee. Jedes vierjährige Kind begreift sie.«

Lieber Martenstein, nun doch noch was Versöhnliches zum Abschied: Mich rührt es, dass Sie den Fußball so schön finden. Richtig ist aber auch: Beim Fußball ist es besonders leicht, dessen Schattenseiten wegzuschwindeln. In meinen Augen lässt sich eine Idee – und mag sie noch so gut sein – nicht ganz von ihrer Ausführung trennen. Man kann nicht den Kommunismus gut finden und vor lauter Begeisterung Stalin vergessen. Oder denken Sie an Google: Der Konzern, der uns heute Angst einjagt, hat auch mal mit einer wunderbaren und für alle einleuchtenden Idee angefangen. Schon mancher gute Gedanke ging bei seiner Realisierung zugrunde. Fußball ist im Moment kontaminiert von denen, die ihn als Alibi verwenden. Vielleicht sollten wir auch beim Fleisch darauf achten, dass es ein glückliches Tier war, in das wir da beißen, vielleicht sollten wir lieber seltener Fleisch essen und dafür mehr bezahlen. Für den Fußball heißt das: Ein bisschen Fußballfasten macht den

Fußball vielleicht wieder mehr zu dem, was er einmal war.

Ihre Sabine

Liebe Sabine,

es stimmt wieder alles, was Sie aufzählen. Wissen Sie, im Grunde sind wir einer Meinung. Das Fußball-Business ist korrupter als andere Wirtschaftszweige, die Zustände in Katar sind ein Skandal, vermutlich auch die in Brasilien.

Der Unterschied zwischen uns beiden besteht nach wie vor darin, dass ich dieses Spiel liebe und Sie nicht. Sie sehen nur das Sündenregister des organisierten Weltfußballs, das Spiel als solches ist Ihnen schnurzpiepegal. Das ist Ihr gutes Recht. Aber Sie reden damit an Menschen wie mir vorbei. Ihren Vergleich des Fußballs mit Christentum und Kommunismus greife ich gern auf: Ja, es gibt Christen, die an die Botschaft glauben, obwohl sie die Kirche sehr kritisch sehen. Was ist falsch daran? Darf einer kein Sozialist sein, wenn er den realen Sozialismus in der DDR und in der Sowjetunion ablehnt?

Wer soll die Kirche ändern, wenn nicht die Gläubigen? Die Atheisten sicher nicht. Auch die Reform der Fifa wird kaum das Werk der Fußballverächter und der Fußballignoranten sein.

Man kann auch ganz andere Geschichten über den Fußball erzählen, als Sie es tun: von Jungs und Mädchen aus den Elendsvierteln dieser Welt, deren einzige Chance auf sozialen Aufstieg dieser Sport darstellt. Diese Geschichten handeln von kleinen Vereinen aus Freiburg, Mainz oder Paderborn, die mit vergleichsweise wenig Geld, aber umso mehr Tüchtigkeit und Geschick den Superreichen aus Hamburg und Wolfsburg Paroli bieten. Sie handeln davon, wie Jungs und Mädchen aus schwierigen Verhältnissen durch den Sport vor der Kriminalität gerettet werden. Sie handeln davon, dass Fußballsiege das Selbstbewusstsein von Ländern wieder aufrichten, ohne dass es auf Krieg oder Nationalismus hinausläuft. Ich denke auch daran, was der

Aufstieg des schwarzen Fußballstars Mario Balotelli für die italienische Gesellschaft bedeutet hat. Anfangs haben sie ihn verhöhnt und mit Bananen beworfen. Inzwischen bewundern ihn fast alle. Der Fußball hat Italiens ersten schwarzen Helden geschaffen. Auch die deutsche Mannschaft bildet heute unsere Gesellschaft ab, einschließlich der Migranten. Idole wie Khedira und Özil wirken in Milieus hinein, in denen Verachtung und Angst, alles Fremde betreffend, noch ein bisschen weiter verbreitet sind als in der aufgeklärten Akademikerschaft. Und Brasilien? Womöglich wird die WM in Brasilien ein Katalysator für Veränderungen sein.

So könnte man schreiben. Einen braven, politisch korrekten Fußball-Verteidigungs-Wort-zum-Sonntag-Artikel könnte man schreiben, vielleicht noch mit einem Hinweis auf das »Sommermärchen« in Deutschland, 2006. Aber ich will ehrlich sein, Sabine. Ich gestatte Ihnen einen Blick in die winterlichen Abgründe meiner Seele. Ich kann nicht immerzu an Politik denken. Ich will mich amüsieren. Das Leben ist kurz und sollte genossen werden. So verstehe ich meine heilige Verantwortung der Schöpfung gegenüber.

Sie mögen den Fußball sowieso nicht sonderlich, wo ist Ihr Opfer, wenn Sie nicht zuschauen? Für Leute wie mich wird die WM ein rauschendes Fest. Die Verhältnisse in Brasilien sind mir nicht egal, aber ich selber bin mir auch nicht egal. Würde es die Verhältnisse in Brasilien zum Besseren ändern, wenn ich mir die WM nicht im Fernsehen ansähe – gut, dann würde ich das vielleicht sogar bleiben lassen. Ich bin ein Hedonist, aber kein Teufel. »Martenstein boykottiert die WM« – wie sehr würde es mir schmeicheln, wenn diese Nachricht, weltweit verbreitet, die Fifa zu einer sofortigen Strukturreform bewegen würde.

Aber ich bezweifle, dass mein Boykott Joseph Blatter beeindrucken würde. Ich werde mich nicht kasteien und auf Fußball verzichten, ohne dass mein Verzicht zu etwas gut ist. Beim Fleischverzehr kann ich auf Produkte aus Massentierhaltung verzichten und mich einschränken, bei einer Fußball-WM habe ich leider keine Alternative. Ist es möglich, durch rigorosen Verzicht auf

alles, was Spaß macht, die Welt zu retten? Nun, wenn es so ist, dann bin ich vielleicht dafür, dass die Welt untergeht.

Ihr Martenstein

Sabine Rückert ist Stellvertretende Chefredakteurin der *ZEIT*.

Harald Martenstein ist Kolumnist des *ZEITmagazins*.

Abpfeifen! Jetzt!

Die Fifa ruiniert den Fußball. Aber die Fans können den Altherrenclub stoppen

VON CHRISTOF SIEMES

DIE ZEIT, 12.06.2014 Nr. 25

Was für ein Geschäft! In dieser Woche wurden mehrere Hundert Millionen Euro – zwangseingetrieben in allen deutschen Haushalten – für ein Produkt bezahlt, von dem noch niemand weiß, wie es einmal aussehen wird. Das finden Sie absurd und skandalös? Herzlich willkommen im Reich des Fußballs und seiner Regierung, der Fifa!

Das ist der Deal: Wenige Tage bevor die WM in Brasilien beginnt und vielleicht unschöne Szenen von Straßenschlachten, Fankrawallen oder einsturzgefährdeten Stadien über die Bildschirme in aller Welt flimmern, hat die Fifa noch schnell die Fernsehrechte für die Weltmeisterschaften 2018 und 2022 verhökert. Geplant sind die beiden Turniere in Russland und Katar. Ob sie dort stattfinden, ist bei dem neuen weltpolitischen Gerangel zwischen Ost und West und den immer weiter wuchernden Korruptionsgeschichten in Katar ungewiss. Und doch haben ARD und ZDF – angeblich zu unserem, der Zuschauer Wohl – beherzt zugegriffen. Wie viele Gebühren genau die zwei Katzen in einem Sack kosten, wird noch nicht verraten. 350 Millionen Euro dürften es wohl sein, schließlich waren schon für die WM 2014 allein zwischen 150 und 180 Millionen Euro fällig.

Eine Menge Geld, das da an einen kleinen Verein nach Schweizer Recht gezahlt wird, der sich nach Artikel 60 des eidgenössischen Zivilgesetzbuches allein »nicht wirtschaftlichen Aufgaben« widmen sollte. Laut ihrer Satzung müsste es der Fifa einzig darum gehen, »den Fussball fortlaufend zu verbessern und weltweit zu verbreiten, wobei der völkerverbindende,

erzieherische, kulturelle und humanitäre Stellenwert des Fussballs berücksichtigt werden soll«. Doch als Monopolist, der allein über die Regeln des Spiels und dessen Vermarktung entscheidet, hat sich der Verein von der moralischen Anstalt längst zum Milliarden-Konzern gewandelt. Offene Vertragsbrüche mit Geschäftspartnern kommen dabei genauso vor wie als »Entwicklungshilfe« getarnte Bestechung. Wie wenig in dieser Welt ein gegebenes Wort zählt, hat gerade der Fifa-Präsident persönlich wieder vorgeführt: Seine jetzige, die vierte Amtszeit sei definitiv die letzte, versprach Sepp Blatter 2011. Nun, beim Fifa-Kongress Ende Juni, bereitet der 78-Jährige ungerührt seine fünfte Amtszeit vor. »Die Leidenschaft lodert noch in mir«, sagte er in São Paulo, »ihr müsst Ja oder Nein sagen.« Inzwischen ist es ihm sogar gelungen, als der Ausmister jenes Saustalls dazustehen, den er selbst angerichtet hat. Eine von Blatter berufene Ethikkommission ermittelt seit Monaten; in sechs Wochen soll sie ihren Bericht vorlegen – genau dann, wenn nach dem Schlusspfiff in Brasilien die Aufmerksamkeit am geringsten ist.

Warum kommt der Wendehals mit all seinen Manövern immer wieder durch? Weil vom Geschäft mit dem Fußball für jeden etwas abfällt. Glaubt man Medienberichten soll selbst der Kaiser im Ruhestand nicht widerstehen haben können: Franz Beckenbauer, so wird kolportiert, habe seine Kontakte nach Katar ausgespielt, um einem deutschen Unternehmen zu helfen, das wiederum eine Menge für dessen Stiftung gespendet habe – es wäre ein Klassiker in der Fifa-typischen Grauzone von Geben und Nehmen. Inzwischen dämmert zumindest einigen der Sponsoren, dass das miese Image der Fifa auch auf ihre Produkte abfärben könnte. Sony und Adidas fordern eine »angemessene Untersuchung« der Korruptionsvorwürfe rund um die WM in Katar. Klingt ziemlich weich – und ist doch unerhört in der Männerwelt der mehrstelligen Gefälligkeiten. Doch nur, wenn nun auch andere der Fifa-»Partner« wie Coca-Cola genug haben vom Gemauschel, wird sich an den Zuständen etwas ändern. Gleiches gilt für die TV-Sender: Solange sie in der Vorfreude auf Traumquoten keinerlei Bedingungen an ihre Zahlungen knüpfen, können die 25 Mitglieder des Fifa-Exekutivkomitees die WM vergeben, wie und wohin

sie wollen.

Und hier beginnt auch die Verantwortung jedes einzelnen Fußballfans. Bislang hat er sich damit trösten können, dass die Machenschaften der Fifa das Spiel selbst und die Freude daran nicht beeinträchtigten. Doch inzwischen sterben auf den Stadion-Baustellen Hunderte Arbeiter, und unter der Sonne Katars werden selbst die abgebrühtesten Profis nicht mehr laufen können wie gewöhnlich. Konsumenten und Gebührenzahler haben Macht: Trinkt andere Getränke! Tragt andere Klamotten! Fahrt andere Autos! Verlangt etwas für eure TV-Gebühren! Noch ist das Spiel nicht verloren!

Näher ans Volk

Die Geschäftsmodelle von Fifa, IOC und Co. geraten an ihre Grenzen.

Wie kann man es besser machen?

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 26.06.2014 Nr. 27

Es ist ein WM-Montag, und im fernen Brasília bereitet sich die Fußballnationalmannschaft auf ihr Gruppenspiel gegen Kamerun vor. In Pindoba, 2000 Kilometer weiter nördlich, findet vorher noch ein ganz anderer Wettkampf statt: Zwei Mädchenmannschaften – die einen in Lila, die anderen in Orange – treffen in der Mittagsschwüle aufeinander. Sie spielen zwei Halbzeiten, je 20 Minuten, mit bitteren Zweikämpfen und großem Gebrüll. »Vor einem guten Jahr fanden viele Familien es noch undenkbar, dass die Mädchen Fußball spielen«, sagt Elivanda Vieira, die als Trainerin arbeitet. »Jetzt lernen sie mit jedem Spiel, dass Frauen stark sind, kämpfen und sich durchsetzen können.«

Pindoba ist ein 4000-Seelen-Ort an der brasilianischen Nordostküste, gegründet von ehemaligen Sklaven und 40 Autominuten entfernt von der nächsten großen Stadt. Die Gegend ist arm, soziale Spannungen an der Tagesordnung. Es gibt Gewalt in den Familien, Gewalt unter Jugendlichen und Drogenmissbrauch. Minderjährige prostituieren sich, um ihre Drogen bezahlen zu können.

»Wir benutzen das Fußballspielen, um den Mädchen Selbstvertrauen zu geben«, sagt Dirk Hegmanns, der in Brasilien für das Kinderhilfswerk Plan International Projekte auflegt. »Sie lernen, dass sie etwas können, was eigentlich früher als ein Männersport galt – aber wir nutzen den Fußball auch, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen.«

Einmal in der Woche veranstaltet Plan ein Fußballtraining in Pindoba, und an

einem anderen Tag der Woche nehmen die Mädchen an Gesprächskreisen über Gewaltprävention und Sexualerziehung teil. Plan betreibt 50 unterschiedliche Sozialhilfeprojekte in Brasilien, »aber die Fußballprojekte machen hier eigentlich alle am liebsten«, sagt Hegmanns und lacht.

Dass das Fußballspielen gewaltige soziale Kräfte freisetzt, dass man beim Sporttreiben Fairness und Selbstbewusstsein und jede Menge sozialverträglicher Eigenschaften erlernen kann – das weiß jeder Vereinstrainer auf der Welt. Das Problem ist, dass sich die internationalen Sport-Großereignisse – die Fußball-WM, der europäische Vereinswettbewerb Uefa-Cup, die Olympischen Spiele – weit von solchen Wurzeln entfernt haben.

170.000 Sicherheitskräfte schützen die teuerste WM aller Zeiten

Den Veranstaltern war das bisher weitgehend egal: Der Weltfußballverband Fifa und andere verdienten viel Geld, ihre Sponsoren und Werbeträger waren zufrieden, und die Gastländer – angetrieben von Wirtschaftsinteressen – überboten sich, um einen Großwettkampf austragen zu dürfen. Doch jetzt, im Sommer 2014, hat diese Geschäftslogik einen Knacks bekommen: In Brasilien müssen derzeit 170.000 Sicherheitskräfte die bisher teuerste WM aller Zeiten vor Demonstranten schützen, und um die nächsten Austragungsorte für WM und Olympische Spiele ist eine kontroverse Debatte entbrannt. Sponsoren fragen sich, ob Weltspiele noch das rechte Werbeumfeld bieten – wenn auch meist nur hinter den Kulissen.

Trotzdem hat bereits eine Suche nach alternativen Geschäftsmodellen begonnen: »Sportereignisse müssen wieder kleiner werden«, sagt Ray Coakley, ein Forscher an der Universität Colorado und Verfasser eines Standardwerks zur Sportsoziologie. »Sie müssen wieder näher an die Vereins- und Sporttraditionen der Gastgeberländer herangeführt werden, um noch zu funktionieren.«

Das ist leichter gefordert als getan. Viele Kritiker der Sportverbände und manche Business-Berater fordern in diesen Tagen, dass schon bei der

Bewerbung um eine Fußball-WM oder um Olympische Spiele vieles anders werden müsse: Künftig solle nicht mehr das Land gewinnen, das die spektakulärste Show, die beste Infrastruktur oder den größten Komfort verspreche – sondern lebendige Sporttraditionen sollten den Ausschlag geben und vielfältige soziale, kulturelle oder Naturprojekte.

Die Verbände entgegnen, dass es wohltätige Projekte längst gebe: Der Weltfußballverband hat in den vergangenen Jahren 20 sogenannte »Football for Hope«-Zentren aufgebaut, der Deutsche Fußball-Bund richtet gemeinsam mit örtlichen Nichtregierungsorganisationen Sportcamps aus, sogar die deutsche Nationalmannschaft betreibt ein kleines Sozialprojekt.

Die Olympischen Winterspiele von Vancouver im Jahr 2010 gelten bis heute als ein Schaustück für Investitionen mit Sinn für den Umweltschutz, und auch die inzwischen zurückgezogene Olympia-Bewerbung der Stadt München für 2022 sollte ein »positives grünes Erbe in der Region hinterlassen«.

Aber: »All das wird meist nicht als Potenzial fürs Geschäft gesehen, nicht als notwendig und nicht als wirkliche Verantwortung«, kritisiert Jürgen Griesbeck, Chef der Firma Street Football World aus Berlin, die die Fifa und andere Sportverbände berät. Zu häufig behandle man diese Projekte als Wohltaten, die man anderen erst dann gönne, sobald die eigenen Riesengewinne gesichert seien.

Es ist zweifelhaft, ob die Fußball-WM volkswirtschaftlichen Nutzen bringt

Einige der originellsten Reformideen sehen deshalb vor, die Arenen und Sportgroßanlagen zu verlassen – und sich näher ans Volk zu wagen. Der Berater Griesbeck propagiert schon seit einiger Zeit die Idee, zumindest für weniger bedeutsame Spiele einer Weltmeisterschaft unkonventionelle Orte zu wählen: entlegene Stadien mit wenigen Plätzen an sozialen Brennpunkten zum Beispiel.

Ray Coakley, der amerikanische Sportsoziologe, schlägt Ähnliches für die Olympischen Spiele vor: »Sie müssen aufgebrochen werden und an drei oder

vier verschiedenen Orten stattfinden, dort, wo in den jeweiligen Ländern ursprüngliche Sporttraditionen sehr lebendig sind.« Auf diese Weise könne wieder mehr Volksnähe geschaffen werden. »Wir könnten doch heutzutage mit kleineren Sportstätten und deutlich weniger Zuschauern auskommen«, sagt Coakley. Dass das Aufsplitten solcher Ereignisse kein verrückter Einfall sei, zeige im Fußball der Uefa-Cup 2020: Der soll versuchsweise in 13 Städten in 13 Ländern stattfinden.

Coakley denkt bei seinen Vorschlägen nicht nur ans Soziale – er hat auch das Geschäft im Blick. So fordert er, dass die Olympischen Spiele Jahr für Jahr mehr Disziplinen aus den aufstrebenden Ländern aufnehmen müssten, von asiatischen Kampfsportarten bis zum brasilianischen Strandfußball. Den Werbern und Sponsoren aus diesen Ländern werde das sicherlich gefallen, zumal die Art des Werbens sich verändert hat.

Werbefachleute weisen darauf hin, dass auch rings um den Sport viele Markenkampagnen personalisiert würden, dass ein großer Teil davon in sozialen Netzwerken stattfinde, in denen man nicht mehr die gleiche Werbung für alle Menschen auf der ganzen Welt schalten müsse. Authentizität zähle bei diesen neuen Werbeformen – die man eher durch ein langfristiges Engagement in einem Sozialprojekt bekomme als durch Superlative. Wer weiß, vielleicht könnte man sogar mal rüberschalten zum Mädchensport in der rauen Welt von Pindoba. Es gehe darum, Geschichten über die Marken und über den Sport zu erzählen. Nicht solche, wie man sie jetzt aus Rio hört – dass das internationale Großkapital einem Land seine Regeln aufzwingt und Polizisten auf Demonstranten losgehen.

Die praktischen Schwierigkeiten allerdings sind enorm. Eine DFB-Sprecherin weist kopfschüttelnd darauf hin, dass Leistungssportler standardisierte Bedingungen brauchen – da könne man nicht irgendwo in ein Dorf oder an den Strand gehen und spielen. Investoren und Stadtplaner erinnern daran, dass Sport-Großereignisse spätestens seit den Olympischen Spielen von Barcelona 1992 als ein Wundermittel zur Belebung von Städten genutzt werden. »Das ist doch ein ganz wesentlicher Grund, warum sich Städte um solche Ereignisse

bewerben«, sagt David Stubbs, der bei den Olympischen Spielen von London das Nachhaltigkeitsprogramm leitete.

Dieses Argument ist aber weniger stark, als es zunächst den Anschein hat: Stadtgeografen und Ökonomen versuchen seit vielen Jahren, nachzuweisen, welche langfristigen positiven Effekte Gastgeberstädten und -ländern aus sportlichen Großereignissen erwachsen. Das Ergebnis: Bewiesen sind nur kurzfristige Effekte, zum Beispiel in der Bauwirtschaft. »Langfristig sehen wir keine deutlichen Beschäftigungs- oder Wachstumseffekte«, sagt Wolfgang Maennig, ein auf Sportfragen spezialisierter Ökonom an der Universität Hamburg. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass sich neuerdings kaum Städte finden, die Olympische Spiele oder Weltmeisterschaften ausrichten wollen. Zuletzt führten Volksabstimmungen in München und in der Schweiz zu Absagen: zu groß, zu teuer, keine Lust. Die Alternative? »Maennig sagt: »Warum schreibt Berlin in eine Bewerbung nicht einfach rein: Wir benutzen die bestehende Infrastruktur, auch wenn sie den Standards nicht genügt. Die Gartenanlagen lassen wir von unseren Schrebergärtnern anlegen. Und eine Steuerbefreiung für den IOC wird es auch nicht geben.«

Die Fifa-Farce

Der mächtigste Sportverband der Welt feiert beim vermeintlich wichtigsten Treffen seiner Geschichte seine Reformen. Nur welche eigentlich? Ein Sittengemälde

VON FLORIAN BAUER

DIE ZEIT, 06.06.2013 Nr. 24

Also eines vorweg, natürlich gibt es auf Mauritius einen Fußballplatz. Einen neuen sogar, einen Kunstrasenplatz direkt hinter dem Gebäude des Mauritianischen Fußballverbandes. Nicht dass jemand denkt, Fußball spiele hier eigentlich keine Rolle. Dass der Platz genauso wie das Gebäude bezahlt wurde vom Weltfußballverband, der Fifa, und Mauritius' Fußballmannschaft nur Platz 189 der Weltrangliste einnimmt, braucht niemanden zu stören. Die Symbolik zählt. Die Fifa ist zu Gast bei Freunden.

Auf Mauritius also, auf einer Insel im Indischen Ozean, wollte der vielleicht wichtigste Sportverband der Welt die vielleicht wichtigsten Reformen seiner Geschichte verabschieden. So großspurig hatte er das zumindest angekündigt. Dass wenige Journalisten den weiten, teuren und eher nach Urlaub klingenden Weg nach Mauritius fanden, wird der Fifa nicht missfallen haben. Die Fifa bestimmt die Deutungshoheit über die Symbolik gerne selbst.

Und genau mit dieser Hoheit ist das so eine Sache, wenn man Großes ankündigt, am Ende aber wenig herauskommt.

Vor allem wenn es um den Weltfußballverband geht. Denn der hat kein gutes Image. Korruptionsvorwürfe, Verdächtigungen, Schmiergeldzahlungen – wohl noch nie hat der Sport in nicht mal drei Jahren so viele Korruptionsgeschichten auf einmal gehört. Ein Ehrenpräsident, der sein Amt missbraucht hat, Vorstandsmitglieder, die für Vermarktungsrechte Millionen kassierten oder ihre Stimmen für WM-Austragungsorte einfach an den

Meistbietenden verschachern wollten. Ein Präsidentschaftswahlkampf 2011, in dem der Herausforderer im Nachhinein wegen Interessenkonflikten gesperrt wird und der Amtsinhaber Sepp Blatter ein Entwicklungshilfeprojekt zum Wahlkampf nutzt.

Und jetzt also Mauritius. Freitag. Der Abschluss der Reformen. So sollte es sein. Groß angekündigt. Nur welche Reformen?

Zehn Minuten fährt man mit dem Auto vom Herzen des mauritischen Fußballs zum Kongresszentrum SVICC in der Hauptstadt Port Louis, sozusagen dem Herzen der vermeintlichen Fifa-Reformen. Ein bisschen sieht das Gebäude aus wie eine vom Himmel gefallene Riesenschildkröte, von der es hier in einer extra nach diesem Tier benannten Bucht so manches Exemplar gibt. Mitten in die Landschaft gepflanzt, will das Kongresszentrum nicht so recht zur Urlaubsidylle passen. Irgendwie ist das fast so wie die Fifa und ihre Reformen, das will auch nicht so richtig zusammenpassen. Auf den neu gebauten Straßen zum Kongresszentrum fährt außer den Fifa-Limousinen niemand. Man fragt sich, wie Mauritius nur so schnell die nagelneuen, natürlich deutschen Luxuskarossen für die Fifa-Vorstände besorgt hat. Und wer sie bezahlt hat.

Die Fifa beauftragt Anti-Korruptions-Experten. Von deren Vorschlägen bleibt wenig übrig

Drinnen im Tagungsgebäude sind es gefühlte null Grad. Anzugträger sind klar im Vorteil, aber Frauen gibt es hier sowieso kaum. »Hier geht es um unsere Zukunft«, hört man Joseph S. Blatter, den Fifa-Präsidenten, den vielleicht einflussreichsten Menschen im Weltsport, vor den etwa 600 Delegierten am Morgen sagen. Die Fifa setze nun neue Standards in der Korruptionsbekämpfung im Weltsport, sagt er und meint das wahrscheinlich tatsächlich so.

Da ist sie wieder, die der Fifa eigene Deutungshoheit von Symbolen. 2011, inmitten der öffentlichen Aufregung über die Korruptionsaffinität von Fußball-Offiziellen, hatte Blatter selbst einen Reformprozess ausgerufen. Die

Fifa bat den Basler Strafrechtsprofessor Mark Pieth, ein externes Reform-Beratungsgremium aus weltweiten Anti-Korruptions-Experten zusammenzustellen. Die machten daraufhin Reformvorschläge. Aber von den Vorschlägen blieb wenig übrig – obwohl die Fifa das Gremium selbst beauftragt und bezahlt hatte.

Vor allem die Reformen des Exekutivkomitees, des Vorstands der Fifa, wurden von eben jenem direkt wieder einkassiert. Die Anti-Korruptions-Experten des externen Beratungsgremiums hatten vorgeschlagen, externe unabhängige Mitglieder in den Vorstand aufzunehmen, um auf diesem Wege mehr Kontrolle zu erreichen. So wie das in Aufsichtsräten von Unternehmen üblich ist. Abgelehnt.

Neu gewählte Mitglieder des Vorstandes oder der Präsident sollten von unabhängigen Experten überprüft werden. Abgelehnt. Zudem sollten die Gehälter und Boni der Führungsetage offengelegt werden. Bei einem Unternehmen wie der Fifa mit einem Jahresumsatz von knapp 1,2 Milliarden Dollar im Jahr 2012 eine verständliche Forderung. Verschoben. Genauso wie die Beschränkung von Alter oder Amtszeit.

Auf Mauritius wohnen die Vorstandsmitglieder im teuersten Hotel der Insel – bloß keine Störung!

Wenn man das alles Michel Platini, dem Präsidenten der europäischen Fußballunion Uefa, möglichen Blatter-Nachfolger und selbst Exekutivkomitee-Mitglied, aufzählt, erwidert der nur, man könne ja nicht alle Vorschläge akzeptieren. So einfach ist das in der Fifa-Welt. Und selbst Wolfgang Niersbach, der deutsche Fußball-Verbandspräsident, sagt, man dürfe nicht ungerecht sein: »Wir sind auf dem richtigen Weg.«

Es ist 14.52 Uhr, als doch noch jemand versucht, die Natur von Fifa-Kongressen zu überwinden. Es wird nicht diskutiert, es wird abgesehnet, was vorher sowieso schon in den Führungsgremien beschlossen wurde. »Ich sage euch, ihr stimmt dem zu«, hatte etwa der Präsident der Afrikanischen Fußball-Konföderation, Issa Hayatou, seine Delegierten auf einem Treffen vor dem

Fifa-Kongress eingeschworen, wohl davon ausgehend, dass keine Medienvertreter anwesend seien.

Um 14.52 Uhr am Fifa-Reform-Tag spricht Mark Pieth, der Vorsitzende des externen Beratungsgremiums. Und er versucht, kritisch zu wirken. In den letzten Monaten hatte auch er des Öfteren eher wie eine Marionette in der Reform-Kommunikation des Präsidenten Blatter denn als echter unabhängiger Impulsgeber gewirkt. »Es ist unglücklich«, sagt Pieth also, »dass wichtige Reformen aus politischen Gründen zur Seite geschoben wurden.« Und er fügt hinzu, dass die Fifa »wohl eher am Anfang als am Ende der Reform« stehe.

Keine Überraschung, aber überraschend deutlich. Später wird Pieth auf der Pressekonferenz seinen Mut wieder relativieren und sagen, dass es »spektakuläre Fortschritte gegeben habe«. So ist das in der Fifa-Welt. Bloß nicht zu kritisch werden.

Genau da wird es interessant in Mauritius, hinter den Kulissen. Wenn man den vermeintlichen Reformen und Nicht-Reformen genauer nachgeht. Dann lernt man viel über die Macht der Sportpolitik, über Interessengeflechte und wie Deutungshoheit leicht zu Wirklichkeit werden kann.

Die wirkliche Wirklichkeit sieht so aus: Tatsächlich neu im Fußball-Gebilde ist, dass nun der Kongress der 209 Mitgliedsverbände der Fifa über den Austragungsort der Weltmeisterschaft entscheidet. Das ist deutlich weniger korruptionsanfällig als die zuvor praktizierte Vergabe durch die gerade mal 24 Exekutivkomitee-Mitglieder. Von denen hatten das einige als selbstverständliche Nehmerqualität verstanden. Einer soll sogar die englische Ritterwürde gefordert haben, im Gegenzug für seine Stimme für Englands WM-Bewerbung. Die Forderung soll dann aber doch abgelehnt worden sein, England bekam die WM bekanntlich nicht.

Ein anderer umgesetzter Reformpunkt ist die Aufnahme einer Frau ins Exekutivkomitee. Wenn man nicht wüsste, dass man im 21. Jahrhundert lebt, müsste man fast lachen darüber, mit welchem Frohsinn die Fifa das als Reform darstellt. Es ist ein putziger Moment, als der Präsident Joseph S.

Blatter die Frauen im Saal auffordert zu applaudieren und kein Applaus zu hören ist. Bei vielleicht gerade mal einem Dutzend weiblicher Delegierter ist das auch schwer, unter mehr als 600 Anwesenden. Man kann auf diesem Kongress in Mauritius viel lernen über die Fifa und den männerdominierten Weltsport. Zum Beispiel in der Geschäftsordnung des Kongresses, im reformierten Punkt 13. Dort findet man im Kleingedruckten auf einmal dann doch die externe Überprüfung eines Exekutivkomitee-Mitgliedes, wie zuvor von Pieths Beratungsgremium gefordert – und vom Exekutivkomitee abgelehnt.

Allerdings, so stellt man überrascht fest, soll nur die einzige Frau im Exekutivkomitee überprüft werden. Später am Abend beim mauritischen Rum wird die Kommunikationsabteilung der Fifa darüber selbst erstaunt sein, um dann direkt umzuschalten und das Ganze doch als völlig logisch darzustellen.

Oder noch ein Beispiel. Seit Jahren wird aus dem Gehalt des Präsidenten Blatter ein Geheimnis gemacht. Es soll über eine Million Dollar pro Jahr betragen. Viel interessanter wäre allerdings, was die eigentlich ehrenamtlichen Exekutivkomitee-Mitglieder bekommen.

Die geforderte Offenlegung der Boni durch das externe Beratungsgremium lehnten die Vorstände der Fifa erst einmal ab. Die Fifa kommunizierte: Darüber würde nun ein Dreiergremium entscheiden. Dieses hat aber nach Informationen von ARD und der *ZEIT* gar keinen Einfluss auf die Veröffentlichung. Über die entscheidet am Ende nämlich, genau, das Exekutivkomitee selbst.

Und wie hoch sind wohl die Boni? Nach Informationen von ARD und *ZEIT* bekommen die Ehrenämtler einen sechsstelligen US-Dollar-Betrag jährlich, plus Tagegelder. Alle vier Jahre nach der WM kann es noch einmal einen ordentlichen Bonus geben, ebenfalls im sechsstelligen US-Dollar-Bereich. Kein Wunder, dass die Exekutivkomitee-Mitglieder das lieber geheim halten wollen. Auch Franz Beckenbauer soll als Fifa-Exekutivkomitee-Mitglied 2010 diesen Bonus bekommen haben.

Auf Mauritius wohnen die Vorstandsmitglieder übrigens im teuersten Hotel der Insel, natürlich. 1000 Dollar die Nacht sollen die Suiten gekostet haben, die Fifa mietete einfach das gesamte Hotel, bloß keine Störung vor dem Reformkongress.

Ein letztes Beispiel für die Zwischentöne und Verworrenheiten der Sportpolitik, für die Feinheiten der Fifa-Symbolik: Die Führungsetage bekommt nach dem Ausscheiden aus dem Verband eine Pension. Falls die Privatiers nicht wegen ethischen Fehlverhaltens in Ungnade gefallen sind. Verschiedenen ehemaligen Fifa-Offiziellen wurden in den letzten Jahren Verfehlungen nachgewiesen, wie dem langjährigen Präsidenten João Havelange. Er hat sich wie andere nachweislich persönlich bereichert, allerdings zu einer Zeit, in der es in der Fifa noch keinen Ethikkodex gab. Vor dem Jahre 2004.

Wenn man in Mauritius den externen Vorsitzenden Richter der neu geschaffenen Ethikkommission der Fifa, den Münchner Strafrichter Hans-Joachim Eckert, darauf anspricht, dass Havelange ja noch nicht gesperrt sei, sagt dieser, man müsse erst einmal schauen, ob es für eine Sperre reiche. »Wenn es damals kein Verstoß gegen die Ethikregeln war, kann ich ihn nicht sperren.« Das hieße, Havelange und weitere Ex-Offizielle kassieren doppelt, erst das Schmiergeld, jetzt die Fifa-Pension.

Zu Ehren des edlen Spenders wird das Verbandsgebäude umbenannt. Es heißt jetzt Sepp Blatter House

»Das kann doch gar nicht sein«, sagt Wolfgang Niersbach, der DFB-Präsident, dazu. Kann es doch. In der Fifa unter dem Präsidenten Joseph S. Blatter sind viele Dinge möglich.

Am Ende spricht er noch einmal, auf der Abschlusspressekonferenz. Er spricht, aber er sagt nicht viel. Große Reformen seien erreicht worden. Und dass die Fifa sich selbst reformieren werde, dies nicht von außen kommen müsse. Was gibt es da noch zu sagen?

Zurück zum Fußballverband von Mauritius. Das Verbandsgebäude wurde mittlerweile umbenannt. Zu Ehren des edlen Spenders. Es heißt jetzt Sepp Blatter House.

Der Machthaber

Sepp Blatter wurde 1936 im schweizerischen Visp geboren. Er studierte Volkswirtschaftslehre und spielte selber in der höchsten schweizerischen Amateurliga Fußball. Im Juni 1998 wurde er als Nachfolger des Brasilianers João Havelange zum achten Präsidenten der Fifa gewählt. Seine vierte Amtszeit dauert bis Juni 2015.

Der Präsident stand in der Vergangenheit immer wieder im Mittelpunkt der Kritik. Ob Schmiergeldzahlungen bei der Verteilung von Sportrechten, Korruption bei der Vergabe der WM an Russland oder Katar – bislang prallten alle Vorwürfe an Blatter ab. Ob Blatter wirklich abdankt, ist offen. Eine Kandidatur über das Jahr 2015 hinaus schließt er nicht aus.

Anpfiff zum Lunch

Die Spielzeiten im Fußball werden von europäischem Geld bestimmt.

Doch das könnte sich bald ändern

VON SARA WEBER

DIE ZEIT, 26.06.2014 Nr. 27

Ein Glück, dass die Deutschlandspiele bei dieser Fußballweltmeisterschaft im Fernsehen zu annehmbaren Zeiten laufen. Glück für die Deutschen, Pech für die Australier, Japaner und Chinesen, die das Spiel auch gern ohne Nachtschicht verfolgen würden.

Dass wir Fußball zum Feierabend sehen können und nicht nur nachts, hat mit Geld zu tun, das von Fernsehunternehmen, Werbekunden und Sponsoren stammt. Sie geben Millionen für Übertragungs- und Marketingrechte aus und wollen dafür möglichst viele kaufkräftige Zuschauer erreichen.

Vereine und Verbände finanzieren sich seit je mit Werbegeldern, Unternehmen profilieren sich durch Sponsoring. Daran ist nichts verwerflich. Kritisch wird das Zusammenspiel, wenn das Geld wichtiger wird als der Sport. Wenn 22 Männer in der Mittagshitze schwitzend auf einem Fußballplatz stehen und sich bei jeder Gelegenheit Wasser über den Kopf schütten müssen. Für die Spieler sind die Anstoßzeiten in Brasilien eine Zumutung. Für Fernsehsender, Sponsoren und die Fifa sind sie ein gutes Geschäft. Mit Fernsehrechten aus Europa nimmt die Fifa mehr Geld ein als mit den Fernsehrechten aller anderen Kontinente zusammen. ARD und ZDF sollen mindestens 150 Millionen Euro ausgegeben haben, um die WM übertragen zu dürfen. Einige Spiele beginnen um 18 Uhr, genau dann, wenn die Öffentlich-Rechtlichen noch werben dürfen.

Der Einfluss des Geldes verändert nicht nur die Spielzeiten, sondern auch den Sport selbst. Im Volleyball wurden für Werbekunden sogar die Spielregeln

geändert: Damit sich die Spieldauer besser planen lässt und das Spiel spannender wird, darf heute nicht mehr nur die aufschlagende Mannschaft punkten. Im Tischtennis wurde der Ball um zwei Millimeter vergrößert, damit man ihn auf dem Fernsehbildschirm besser sieht. Außerdem wird der Ballwechsel dadurch langsamer – und ist schöner anzusehen. Die Olympischen Spiele 1996 in Atlanta, der Heimat von Coca-Cola, wurden um einen Tag verlängert, um zusätzliche Werbegelder zu gewinnen. »Sport ist in erster Linie ein Geschäft«, sagt Bernd Frick, Sportökonom an der Universität Paderborn. Und weil das Fußballgeschäft nirgendwo so gut wie in Europa läuft, wird hier zur Primetime gesendet. Das Spiel England – Italien wurde sogar nach der Auslosung auf einen für Europäer besseren Sendeplatz geschoben.

Schon bald aber könnte für die Werbekunden ein anderes Publikum interessanter werden: die asiatischen Fußballfans. Asien ist heute schon der zweitwichtigste Fernsehmarkt für die Fifa. Fast die Hälfte der Fernsehzuschauer der englischen Premier League kommt aus Asien. Alle zwei Jahre fliegen Fußballclubs aus England für die »Premier League Asia Trophy« nach China, Thailand oder Hongkong. Die spanische Primera Division hat für den asiatischen Markt ein Sonntagsspiel eingeführt, das um zwölf Uhr mittags angepfiffen wird. In Spanien ist um diese Zeit Siesta. In Japan gibt es Abendessen. Borussia Dortmund kann sich vorstellen, Supercups im Ausland zu spielen. Weil solche Werbetouren Zeit brauchen, erwägt die Deutsche Fußball Liga (DFL) sogar, die erste Runde des DFB-Pokals nach hinten zu verschieben. Mit Medienrechten für die Übertragung der Bundesliga im Ausland verdient die DFL mittlerweile mehr als 120 Millionen Euro, ein Viertel davon kommt aus Asien. Die Umsatzanteile aus dem europäischen Markt dagegen sinken.

Asiatische Sponsoren sind schon länger in der Bundesliga präsent: Der chinesische Konzern Yingli Solar bei FC Bayern, das südkoreanische Unternehmen LG Electronics bei Bayer Leverkusen. Aber die Anstoßzeiten der Bundesligaspiele, die würden nicht an ausländische Sehgewohnheiten

angepasst, versichert Christian Seifert, der Chef der DFL.

Doch es geht nicht nur um Zeitpläne und Sponsoren. Auch die Mannschaften verändern sich. »Viele Bundesligateams haben asiatische Spieler im Kader, um für den asiatischen Fernsehmarkt attraktiver zu sein«, sagt der Hamburger Sportökonom Henning Vöpel. »Da können manchmal sogar Vermarktungsgründe bestimmen, wer auf dem Platz steht, und nicht die Leistung.«

Der japanische Fußballer Shinji Kagawa spielte von 2010 bis 2012 bei Borussia Dortmund. Seine Verpflichtung habe dem Verein geholfen, für asiatische Medien noch interessanter zu werden, sagt der Kommunikationsdirektor des BVB, Sascha Fligge. Das sei aber nur ein Nebeneffekt. Fligge betont, dass der Verein »auch weiterhin keinen einzigen Spieler aus Marketingaspekten heraus« verpflichte.

Sich an asiatischen Märkten zu orientieren bringt Vereinen und DFL mehr Geld, den Spielern bringt es mehr Stress: durch längere Reisezeiten und mehr Wettbewerbe. Und die europäischen Fans müssen sich womöglich bald darauf einstellen, dass es Fußball nicht zum Feierabend, sondern zum Mittagessen gibt.

»Ich glaube an das Gute«

Fifa-Präsident Joseph »Sepp« Blatter über die Vergabe der Wüsten-WM nach Katar, Briefumschläge für Delegierte und feminine Trikots im Frauenfußball

VON GIOVANNI DI LORENZO

DIE ZEIT, 19.09.2013 Nr. 39

DIE ZEIT: Von einem berüchtigten italienischen Politiker stammt die Aussage: Jeder Mensch hat seinen Preis. Können Sie mit dem Satz etwas anfangen?

Joseph Blatter: Er ist falsch! Es gibt Menschen, die sich um keinen Preis der Welt in ihrem Tun beeinflussen lassen. Das ist auch die Philosophie meines Lebens. Mich kann man nicht kaufen.

DIE ZEIT: Womit kann man Sie denn kriegen? Ist es das Machtgefühl?

Joseph Blatter: Macht ist es auch nicht, Macht habe ich nicht gesucht. Macht kommt von machen, also von arbeiten. Die Macht ist ein Konglomerat von Wissen, Können, Erfahrung und auch einem Quäntchen Glück.

DIE ZEIT: Ist Ihnen der Ruhm, den Sie jetzt haben, nicht wichtig?

Joseph Blatter: Nein, Ruhm nicht, ich würde von Anerkennung sprechen. In diesem Sinne wurde ich erzogen.

DIE ZEIT: Verlassen wir die Werte des Lebens und reden über die Hitze von Katar, wo bekanntlich 2022 die Fußball-Weltmeisterschaft stattfinden soll. Wann ist Ihnen aufgefallen, dass es dort im Sommer zu heiß zum Fußballspielen ist?

Joseph Blatter: Bei der Juniorenweltmeisterschaft 1995 ist Katar als Gastgeber eingesprungen, das Turnier fand damals im April statt, wir haben

alle wahnsinnig gelitten unter der Hitze.

DIE ZEIT: Warum dann Katar im Hochsommer, also im Juni und Juli?

Joseph Blatter: In unserer Ausschreibung steht: im Prinzip Juni, Juli. Wir müssen zeitlich flexibel sein, denn sonst kämen die Länder südlich des Äquators niemals als Austragungsort für eine WM infrage.

DIE ZEIT: Die Ausweichpläne in die Wintermonate sind ja schon relativ konkret. Demnach könnte das Endspiel sechs Tage vor Heiligabend stattfinden, Public Viewing könnte in unseren Breiten mit Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt stattfinden.

Joseph Blatter: Ganz im Ernst: Ein arabisches Land ist einfach mal dran. Mir ist noch in Erinnerung, wie enttäuscht der jetzige König von Saudi-Arabien gewesen ist, als wir 2004 die WM nicht nach Marokko, sondern nach Südafrika vergeben haben. Er meinte damals: Eines Tages werde ich Sie bitten, dass Sie die arabische Welt – eine Milliarde Muslime – an den Feierlichkeiten eines solchen Fußballfestes teilhaben lassen.

DIE ZEIT: Können Sie ausschließen, dass es bei der Vergabe zu Bestechungen gekommen ist?

Joseph Blatter: Wir haben gerade eine neue, unabhängige Ethikkommission beauftragt, alles noch einmal unter die Lupe zu nehmen, auch die Vergabe der WM nach Katar.

DIE ZEIT: Noch mal, wurde die Lust, sich auf das Abenteuer Katar einzulassen, nicht doch durch Zuwendungen beflügelt?

Joseph Blatter: Eindeutig ja! Es gab direkte politische Einflüsse. Europäische Regierungschefs haben ihren stimmberechtigten Mitgliedern empfohlen, für Katar zu stimmen, weil sie große wirtschaftliche Interessen mit diesem Land verbinden.

DIE ZEIT: Wie fühlte es sich an, als Sie zusammen mit der brasilianischen Präsidentin Dilma Rousseff beim Eröffnungsspiel des Confederation-Cups in Brasilia von den Fans im Stadion ausgepiffen wurden?

Joseph Blatter: Wie soll ich mich gefühlt haben? Das ist normal.

DIE ZEIT: Haben Sie auch mal darüber nachgedacht, warum die Fans gepfiffen haben?

Joseph Blatter: Sicher. Die haben nur auf eine Gelegenheit gewartet, um vor aller Welt ihren Unmut zu äußern. Es hat schon lange im Volk gebrodelt, weil die Menschen unzufrieden waren.

DIE ZEIT: Vielleicht dürfen wir daran erinnern: Der Protest entzündete sich an der Erhöhung der Fahrpreise für Busse und Bahnen. Dazu gab es eine ganze Reihe von Vorwürfen, die dezidiert etwas mit der Fifa zu tun hatten. Kritisiert wurde unter anderem, dass auf Betreiben der Fifa für die WM Gesetze geändert worden seien. Es gibt Juristen in Brasilien, die behaupten, dies sei gegen die Verfassung geschehen. Als ein Beispiel wird die Steuerbefreiung für Sponsoren und die Fifa bei dieser WM genannt.

Joseph Blatter: Jetzt will ich Ihnen mal etwas sagen. Es gibt ein Pflichtenheft, das abschließend festlegt, was bei der Übernahme der WM erlaubt ist und was nicht. Dieses ist obligatorisch für alle. Das System hat in Deutschland funktioniert, auch in Japan und Südkorea. Warum funktioniert das in Brasilien nicht? Die brasilianische Regierung unter der Führung des ehemaligen Präsidenten Lula da Silva hat damals das Pflichtenheft unterschrieben und gesagt: Machen wir so. Nun gibt es eine neue Regierung, die sich nicht mehr an die Abmachungen gebunden fühlt. Noch mal, die Grundsätze der Austragung der WM sind die gleichen wie jene, die in Deutschland 2006 gegolten haben. In Deutschland hat sich niemand aufgeregt. Die Fifa hat mit dieser Entwicklung nichts zu tun.

DIE ZEIT: Haben Sie kein Verständnis dafür, dass die Menschen in einem Land mit großen sozialen Problemen wissen wollen, warum zwölf moderne Stadien für vier Wochen Fußball-WM gebaut wurden? Warum braucht man in Brasilia, einer Stadt ohne nennenswerten Fußballverein, eine neue Arena im Wert von 500 Millionen Dollar?

Joseph Blatter: Aber das wollten wir doch auch nicht. Die Brasilianer hatten

sogar 17 Stadien in 17 Städten vorgeschlagen. Die Fifa hat das auf zwölf Stadien reduziert. Auch acht hätten ausgereicht.

DIE ZEIT: Warum baut man all diese Stadien, obwohl man sie nach vierwöchiger WM mit Sicherheit nicht mehr nutzen wird?

Joseph Blatter: Also das sagen Sie. Ich weiß das nicht.

DIE ZEIT: Das glaube ich Ihnen nicht mal unter Folter, dass Sie das nicht wissen.

Joseph Blatter: Zugegeben, vielleicht wird das Stadion in Manaus wirklich nicht mehr so intensiv genutzt werden. Aber die Leute wollten es ja unbedingt. Es sind nie so viele Briefe an die Fifa geschrieben worden wie von den Menschen aus der Region Manaus. Tenor: Wir wollen ein Stadion! Wir wollen ein Stadion!

DIE ZEIT: Kann es sein, dass sich so mancher der Absender an dem Stadionbau bereichern wollte?

Joseph Blatter: Das kann ich jetzt nicht sagen. Wir kontrollieren die Bauten im Sinne der Vorschriften der Fifa, dabei geht es um die Sicherheit und die Ausstattung der Arenen. Die Finanzierung der Stadien ist eine Angelegenheit der Regierung.

DIE ZEIT: Wer Artikel über die Fifa liest, Porträts Ihrer Person, arbeitet sich durch Unmengen von Kritik an Ihnen, dem Präsidenten der Fifa. Macht Ihnen das gar nichts aus?

Joseph Blatter: Ich liebe es, Menschen zu führen. In einem Konzern wie der Fifa kommandiert man nicht, man führt seine Truppe. Die einen führen ihre Truppe in den Krieg, ich führe meine Truppe in den Sport.

DIE ZEIT: Wollten Sie schon immer die Fifa führen?

Joseph Blatter: Nein, ich habe von einer Karriere als Fußballprofi geträumt. Auf dem Platz hat es allerdings nur bis zur Veteranen-Mannschaft gereicht.

DIE ZEIT: Ersparen wir uns Sentimentalitäten, zurück zu Ihrer

Verantwortung für den Sport. Sie erwähnten die Ethikkommission – wäre das Thema Doping nicht auch ein lohnendes Feld für die Kommission?

Joseph Blatter: Bei der Bekämpfung des Dopings hinken wir hinterher. Wir haben noch keine richtige Lösung gefunden.

DIE ZEIT: Warum nicht?

Joseph Blatter: Warum? Wer macht denn die Dopingprodukte? Das sind pharmazeutische Unternehmen. Die machen Produkte für die Gesundheit, die man aber auch zur Leistungssteigerung einsetzen kann. In dem Moment, in dem die World Anti Doping Agency (Wada) eine Liste unerlaubter Dopingmittel erstellt, ist dieses Papier schon veraltet, weil unzählige neue Substanzen in Umlauf kommen.

DIE ZEIT: Der Teamarzt der deutschen Nationalmannschaft, Tim Meyer, hat in der *ZEIT* gerade gefordert, unabhängige Institutionen mit den Dopingproben im Fußball zu beauftragen. Eine gute Idee?

Joseph Blatter: Aber das gibt es ja bereits.

DIE ZEIT: Nicht im deutschen Fußball.

Joseph Blatter: Es gibt in Deutschland kein Anti-Doping-Gesetz.

DIE ZEIT: Wird es dafür höchste Zeit?

Joseph Blatter: Ja. Man muss in Deutschland erst ein Anti-Doping-Gesetz verabschieden, dann kann die Nationale Anti-Doping-Agentur (Nada) richtig loslegen, das heißt: den Fußball genauso wie die Leichtathletik überrollen und gezielt eingreifen.

DIE ZEIT: Sie selber sind Fan von Real Madrid. Bedauern Sie den Weggang von Mesut Özil, und ist er – immerhin ein deutscher Nationalheld – in Ihren Augen nicht regelrecht verhökert worden?

Joseph Blatter: 50 Millionen für einen Spieler – das geht an die Grenze dessen, was ein normaler Mensch noch nachvollziehen kann. Als Fan von Özil bedauere ich seinen Wechsel zu Arsenal, er hätte seine Talente im

spanischen Fußball besser beweisen können.

DIE ZEIT: Jetzt noch eine harmlose Frage: Mögen Sie Frauenfußball?

Joseph Blatter: Sicher. Ich mag Frauenfußball.

DIE ZEIT: Gilt Ihre Anregung noch: Die Trikots sollten femininer ausfallen?

Joseph Blatter: Ja, aber sicher. Es ist schön, dass Sie sagen: femininer. Schauen Sie mal die Leichtathletik an. Schauen Sie Volleyball an, den Frauensport im Hockey – die Frauen präsentieren sich als Frauen. Im Fußball wollen alle aussehen wie Männer.

DIE ZEIT: Wie sollten sie denn bitte aussehen, damit sie femininer wirken?

Joseph Blatter: Vom Kleidungsstil her. Kleider machen Leute. Auf unseren Spielfeldern sieht man nicht den Unterschied zwischen Mann und Frau. Aber die Frauen wollen das ja so.

DIE ZEIT: Das glaube ich nicht.

Joseph Blatter: Sie wollen das. Genauso wie sie ja auch mit dem großen Ball spielen wollen.

DIE ZEIT: Herrje! Es gibt Momente, in denen ich froh bin, dass ich keine Frau bin – zum Beispiel jetzt. Ungeachtet dessen: Sind Sie eigentlich 2022, während der Wüsten-Spiele von Katar, noch im Amt?

Joseph Blatter: Bestimmt nicht. Ich sehe in den Himmel, und der liebe Gott hält den Daumen nach unten.

DIE ZEIT: Das ist eine überraschende Nachricht.

Joseph Blatter: Ja, das ist schon mal ganz sicher. Sepp Blatter ist 2022 nicht mehr Fifa-Präsident.

DIE ZEIT: Ihr Vorgänger im Amt, João Havelange, soll sich bei Deals zur Verwertung von Übertragungsrechten wiederholt persönlich bereichert haben. Er soll der Fifa Provisionen nicht offengelegt – und den Verband dadurch geschädigt haben.

Joseph Blatter: Und wer hat noch profitiert?

DIE ZEIT: Sagen Sie es uns.

Joseph Blatter: Man hat hier nur den Fußball herausgefischt. Andere Sportarten haben zehnmal mehr bekommen.

DIE ZEIT: Man kann sich nicht immer damit herausreden, dass andere noch schlimmer sind. Sie wollen damals von alledem nichts mitbekommen haben.

Joseph Blatter: Ich habe erst davon erfahren, nachdem die Vermarktungsgesellschaft ISL (International Sport and Leisure, *Anm. d. Red.*) 2001 pleitegegangen ist.

DIE ZEIT: Ein Vorfall, an dem Sie beteiligt gewesen sein sollen, ist jedoch aktenkundig. Da haben Sie offenbar instinktiv gut reagiert. Damals erhielten Sie als Fifa-Generalsekretär von Havelange eine Überweisung, die Sie jedoch zurückgeschickt haben. Ist die Geschichte wahr?

Joseph Blatter: Ja.

DIE ZEIT: Das heißt: Ihnen ist schon aufgefallen, dass da etwas nicht in Ordnung war?

Joseph Blatter: Nein, mir ist aufgefallen, dass da Geld zu uns kommt, von dem ich nichts weiß.

DIE ZEIT: Und da sind Sie nicht auf böse Gedanken gekommen, weil Sie an das Gute im Menschen glauben?

Joseph Blatter: Das glaube ich noch heute.

DIE ZEIT: Wie kam es, dass in der Zeit, als Sie zum Fifa-Präsidenten gewählt wurden, offenbar 50 afrikanische Delegierte je einen Umschlag mit 50.000 Dollar bekamen? War das eine unglückliche zeitliche Koinzidenz? Oder sollte dies ihre Wahlentscheidung beeinflussen?

Joseph Blatter: Die Gruppe um Sepp Blatter war nicht im Hotel, in dem das Geld verteilt wurde.

DIE ZEIT: Das heißt: Sie rätseln bis heute, wer das gewesen sein könnte?

Joseph Blatter: Überlegen Sie doch mal, wer damals gegen mich war. Die Anhänger von Lennart Johansson. Die hielten sich im selben Hotel auf wie die afrikanischen Delegierten. Ich kann Ihnen einen Tipp ins Ohr flüstern ...

DIE ZEIT: ... der heutige Uefa Generalsekretär Infantino, der hat das gesehen?

Joseph Blatter: Er war nicht beteiligt. Aber er könnte Ihnen vielleicht weiterhelfen. Womöglich weiß er mehr. Damals hat er für uns gearbeitet.

DIE ZEIT: Apropos Uefa, sollte Michel Platini Ihr Nachfolger werden?

Joseph Blatter: Er wäre ein guter Nachfolger, wenn er die Fifa so weiterführt, wie sie heute ist. Das heißt: pyramidale Organisation. Eine solche ist nämlich am wenigsten anfällig für Korruption.

Dieses Interview ist ein überarbeiteter Auszug aus einem öffentlichen Gespräch, das Giovanni di Lorenzo mit Joseph Blatter in Zürich geführt hat.

Sepp Blatter

wurde am 10. März 1936 im schweizerischen Visp geboren. Mit zwölf Jahren begann er eine Karriere als Hotelangestellter, er wirkte unter anderem als Liftboy, Portier und »Mädchen für alles«. Später studierte er in Lausanne Volkswirtschaftslehre, er spielte aktiv Fußball, unter anderem in der höchsten Amateurliga. 1975 trat Blatter in den Dienst der Fifa ein, zunächst als Direktor für Entwicklungsprogramme, dann als Generalsekretär, und seit 1998 als Präsident des Weltfußballverbandes. Seine vierte Amtszeit läuft noch bis zum Jahr 2015.

Wenn sie ausrasten

Es wird gepöbelt, gewütet und gemahnt: Warum Gefühlsausbrüche der Betreuer im Fußball so sinnlos sind

VON CATHRIN GILBERT
DIE ZEIT, 02.10.2013 Nr. 41

Was ist in der Liga los? Matthias Sammer, Sportdirektor des FC Bayern München, beschimpft vor laufender Kamera die eigene Mannschaft, sie spiele zu »lethargisch«, mache »Dienst nach Vorschrift« und müsse raus aus »einer gewissen Komfortzone«. Und Dortmunds Trainer Jürgen Klopp schreit den Vierten Offiziellen während eines Champions-League-Spiels mit einer Fratze wie in einem Horrorfilm an, sodass er auf die Tribüne verbannt wird.

Klopp und Sammer sind erfolgreiche Führungsfiguren des Fußballs. Vollprofis. Weshalb verhalten sie sich wie Rowdys? Warum rasten sie aus?

Wenn man die Beteiligten danach fragt, landen alle bei einem Begriff: Bayerns Trainer Pep Guardiola zum Beispiel rügt den Sportdirektor in seiner charmanten deutsch-spanischen Aussprache als sehr *emotionelle*, Sammer wiederum beklagt die fehlende *Emotionalität* in der Mannschaft, und Jürgen Klopp entschuldigt seinen Auftritt damit, total *emotionsgeladen* gewesen zu sein.

Emotion also. Keine Sportart produziert sie so im Überfluss wie der Fußball. Das Geschäft lebt von der permanenten Erregung. Aber wie viel davon ist echt? Sind die Wutausbrüche nur gespielt? Und wem dienen sie eigentlich?

Man muss sich die Fußballwelt wie eine große Arena mit zwei Bühnen vorstellen – die eine steht in der Mannschaftskabine, zu dieser hat die Öffentlichkeit keinen Zugang. Und dann gibt es das äußere Podest fürs Publikum. Dort gilt: Je mehr Spektakel, desto besser. Die Show soll tief ins

Mark der Fans dringen – sie sollen über alle Maßen erregt werden.

Um diese Wirkung zu erzielen, muss der Reiz immer stärker werden. Die Musik wird lauter, die Stadien werden größer, die Athleten teurer, es gibt keine Grenzen, das Crescendo soll, nein: darf nie aufhören.

Erfolgreiche Fußballmannschaften werden heute ähnlich wie Wirtschaftsunternehmen nicht mehr nach dem simplen Prinzip von Leistung und Gegenleistung getrimmt (das wäre die sogenannte transaktionale Führung à la Felix Magath). Nicht nur das Ziel, sondern auch die Stimmung innerhalb der Mannschaft soll das Team zum Erfolg tragen (»transformationale Führung«, zu beobachten etwa beim Mainzer Trainer Thomas Tuchel). Moderne Trainer erzeugen Begeisterung und Zuversicht. Sie reißen die Spieler mit, indem sie ein Gefühl des Stolzes und der Wertschätzung vermitteln.

Jürgen Klopp ist neben Jürgen Klinsmann einer der ersten deutschen Trainer, die Inspiration vorleben. Er fordert nicht nur Begeisterung, er ist auch selbst begeistert und kann damit seine Mannschaft anstecken. Das funktioniert natürlich nur gepaart mit fachlicher Kompetenz, über die Klopp das Vertrauen der Spieler gewinnt.

Nach außen aber wütet Klopp. Er bedient beide Bühnen, treibt nicht nur die Mannschaft an, er peitscht auch die Zuschauer auf. Die Medien feiern ihn als den Mann, der »auf die Pauke haut« und den »Hunger vermittelt«. Spricht man Klopp darauf an, dann spürt man, dass er eine Hassliebe zu diesem Klischee entwickelt hat. Er genießt seine Rolle, weiß aber, dass sie in dem Moment gefährlich werden kann, wenn es ihm nicht mehr gelingt, zwischen Image und Realität zu unterscheiden, wenn er den Überblick verliert und eigene Persönlichkeit, Showgeschäft und Stressbewältigung aufeinanderprallen. Dann knallt es, und er attackiert den Vierten Offiziellen wie ein Stier den Torero.

In dieser Szene spiegelt sich neben dem Charakter Klopps ein Konflikt, der in die Tiefe des Fußballbetriebes führt. Es geht um die Frage: Was macht

erfolgreiche Führung im Fußball aus? Reicht Emotion allein aus? Welche Fähigkeiten zeichnen den modernen Trainer von heute aus?

»Eine der wichtigsten Kompetenzen im Profifußball ist die Kunst, das eigene Verhalten in Drucksituationen nicht von äußeren Reizen und Erwartungen beeinflussen zu lassen«, sagt Philipp Lahm. Der 29-Jährige ist Kapitän des FC Bayern München und der deutschen Nationalmannschaft. Es sei nicht leicht, ein Fußballteam zu dirigieren, gerade »weil alles emotionalisiert wird«.

Der moderne Trainer sollte also auf eine gewisse Art eine zwiegespaltene Persönlichkeit sein: Nach innen muss er leidenschaftlich begeistern können und nach außen in sich ruhen wie ein Mönch beim Meditieren. Gelingt es dem Trainer nicht, seine Emotionen zu kontrollieren, dann wirkt sich das sofort auf die Mannschaft aus: Wenige Minuten nach dem Ausraster Klopps wurde der Dortmunder Torhüter Roman Weidenfeller vom Platz gestellt, Dortmund verlor das Spiel gegen den Außenseiter Neapel 1:2.

Philipp Lahm ist ein Betroffener der aktuellen Führungsdebatte. Die Wutrede des Sportdirektors Matthias Sammer war nicht zuletzt an den Kapitän der Mannschaft adressiert. Die Zeit, in der Trainer wie Giovanni Trapattoni für ihre öffentliche Kritik an der Mannschaft von der Vereinsführung gelobt wurden, ist jedoch vorbei. Das merkt man an der Reaktion des Bayern-Präsidenten Uli Hoeneß. »Darüber werden wir sicherlich reden«, rügte dieser Sammer nach dessen Fernsehauftritt. Es entstehe ein Eindruck vom FC Bayern, der nicht gut sei.

»Ein guter Trainer und Kapitän moderiert, er diktiert nicht«, sagt Lahm.
»Schon gar nicht mithilfe der Öffentlichkeit.«

Aber wie gelingt es einem Trainer, der seine Mannschaft intern emotional führt, seine Erregung nach außen zu kontrollieren, die beiden Bühnen also nicht zu vertauschen?

Pep Guardiola ist ein gutes Beispiel dafür. Er meidet die Öffentlichkeit, Interviews gibt er gar keine. Diese Rolle hat er seinem Sportdirektor Matthias Sammer überlassen, dem sieht man selbst in Phasen der Kritik richtig an, wie

stolz er darauf ist, die Sehnsucht des Publikums nach Show bedienen zu dürfen.

Philipp Lahm hat der Auftritt Sammers nicht gefallen. Es gehört aber zu seinem moderaten Stil, das Vorstandsmitglied nicht direkt anzugreifen und trotzdem deutlich zu werden. Wenn ein Verantwortlicher das Gefühl habe, die Mannschaft kritisieren zu müssen, »dann soll der das doch bitte intern machen«, sagt Lahm. Die heutige Spielergeneration sei im Gegensatz zu der früheren dazu erzogen worden, über Probleme zu sprechen, Begründungen einzufordern und zu diskutieren. Jeder dürfe ihn und seine Mannschaft kritisieren. Wenn jemand sich trotzdem für die öffentliche Wutrede entscheide, dann müssten der Einsatz und die Art sehr gut überlegt sein. »Es dauert, bis man ein Gefühl dafür entwickelt, wann der richtige Zeitpunkt für diese Form gekommen ist und in welchem Ton man das macht«, sagt Lahm. »Im Moment der Kritik muss man die Emotionen zurückhalten können. Wenn der Chef zu emotional ist, dann verliert der irgendwann. Dann ist er nicht mehr so glaubwürdig. Das geht dann immer auch vom Chef in die unteren Abteilungen.«

Lahm ist in München einer besonderen Spannung ausgesetzt. Jeder Bayern-Verantwortliche spielt eine bestimmte Rolle – wie im Theater. Weil alle anderen Positionen vergeben sind, hat sich Matthias Sammer in der Funktion des Mahners eingerichtet. Da er keinen direkten Einfluss auf die Mannschaft hat, sucht er seine Bühne in der Öffentlichkeit. Es ist schwer zu sagen, ob Sammers Auftritt etwas bewirkt hat oder nicht. Das Seltsame an Wutreden ist: Sie überleben sowohl Erfolg als auch Misserfolg. Die Bayern haben seit dem Auftritt ihres Sportdirektors dreimal gewonnen. Einen Zusammenhang zwischen Sammers Kritik und den Siegen wird niemand belegen können.

Lahm sagt etwas, das schärfer ist als die Kritik an der Sache: »Für uns Athleten spielt das, was die Verantwortlichen in der Öffentlichkeit sagen, nicht die ganz große Rolle.« Nehmen die Spieler öffentliche Kritik wie die von Matthias Sammer also gar nicht wahr oder ernst? »Für uns ist wichtig: Wie agiert unsere Führungsperson intern?« Pep Guardiola mache das

ausgesprochen leidenschaftlich und klug, sagt Lahm. Er spreche das intern aus, was andere über die Öffentlichkeit transportierten. »Wenn wir Spieler merken, dass die Verantwortlichen das Scheinwerferlicht nicht brauchen, dann kriegen sie von uns uneingeschränkte Rückendeckung.«

Der moderne Trainer soll emotional und gefühlkalt zugleich sein – ach, Fußball kann so schön sein.

Die Späher

Kein Bereich wird im Fußball so von der Öffentlichkeit abgeschirmt wie die Arbeit der Scouts – was verbirgt sich dahinter? Eine Nahaufnahme

VON CATHRIN GILBERT UND BERTRAM JOB

DIE ZEIT, 02.01.2014 Nr. 02

Wie gern hätte Jonas Boldt Edinson Cavani in Leverkusen spielen gesehen – jenen technisch versierten Mittelstürmer mit braunen, kinnlangen Locken und Kinnbart, dessen Auftritte er von der uruguayischen U-20 an kontinuierlich verfolgt hat. Cavani wechselte stattdessen zunächst zu US Palermo nach Italien und nun für noch mehr Geld zu Paris Saint-Germain. So was muss man als Scout so schnell abhaken wie ein dusseliges Gegentor. Das fällt Boldt jedoch nicht immer leicht, »vor allem dann nicht, wenn der Spieler im anderen Verein permanent Tore schießt«.

Jonas Boldt, 31, arbeitet für den Fußball-Bundesligisten Bayer Leverkusen. Seine Aufgabe besteht darin, Talente zu sichten. Es geht um Fußball, rund um die Uhr, quer durch alle Zeitzonen. Boldt wird von einem Entdeckergeist getrieben. Er sagt: »Ich habe eine Vision von einem jungen Spieler und möchte sehen, ob die eines Tages mal Wirklichkeit wird. Das liegt vielleicht auch ein wenig in der männlichen Natur.«

Es gibt viele gebrauchte Tage im Leben von Jonas Boldt. Manchmal landet er am Ende einer langen Dienstreise auf einer zugigen Tribüne in der Slowakei oder am Stadtrand von Zagreb. Nicht immer erhält er einen Sitzplatz mit ausklappbarer Tischplatte, dann notiert er seine Beobachtungen auf dem Schoß, oft ist es kalt und windig in den Arenen. Manchmal erfährt er erst beim Blick auf die Mannschaftsaufstellungen kurz vor dem Spiel, dass der Athlet, den er sich genauer anschauen will, an dem Tag nicht spielt. »Das ist dann richtig frustrierend«, sagt Boldt. Für einen wie ihn gibt es trotzdem

keine andere Option. Er muss auch beim nächsten Mal wieder den weiten Weg reisen. Im Schnitt schaut sich Boldt 250 Spiele pro Jahr live an.

Verschwiegenheit ist das erste Gebot in der Welt der Scouts

Talentspäher – so lautete die Jobbezeichnung zu der Zeit, als die Tore noch aus weißen Holzbalken waren und die Bundesliga samstags von Ernst Huberty, dem jovialen *ARD-Sportschau*-Onkel, verkörpert wurde. Inzwischen spricht man weltläufiger von Scouting und Scouts. Der Markt für Berufsfußballer ist längst ein globaler, entsprechend hart wird er umkämpft und bis ins kleinste Detail professionalisiert. Die Bedeutung von Scouting-Abteilungen nahm im Laufe der vergangenen Jahre immer mehr zu. Ein Profiverein kann nur dann über einen längeren Zeitraum erfolgreich spielen, wenn sein Kader fortlaufend mit den richtigen Talenten erneuert wird. Die Neuankömmlinge müssen nicht nur spielerisch, sondern auch menschlich in das bestehende Team passen.

Viele Vereine schirmen ihre Scouting-Abteilung wie eine Geheimdienstzentrale ab. Zu groß ist offenbar die Angst, die Konkurrenz könne ihre Arbeitsweise erfahren und diese kopieren. Borussia Dortmund wollte auf Anfrage für diesen Artikel keine Details über sein Scouting-Netz preisgeben, Schalke 04 und Borussia Mönchengladbach lehnten auch ab. Nur Bayer Leverkusen machte für die *ZEIT* eine Ausnahme und lässt auf diese Weise einen Blick in eine Welt zu, die Journalisten und Fans in der Regel verschlossen bleibt.

Es ist die Welt von Jonas Boldt und seinen Mitarbeitern. Permanent studieren sie die Spieler gegnerischer Mannschaften, stellen Spielausschnitte mit besonderen Stärken und Schwächen der Mannschaft auf Videomitschnitten für den Trainerstab zusammen. Und sichten im Jugendbereich, bis hinunter zu den Zwölfjährigen, um auffällige Talente zur eigenen Nachwuchsabteilung zu holen. Scouts beobachten Profispieler zwischen Montevideo in Uruguay und Machatschkala in Russland, begleiten sie über mehrere Monate, treffen sich mit ihnen und ihren Familien und führen lange Gespräche, um die

persönlichen Hintergründe kennenzulernen. Der Prozess bis zum Vertragsabschluss zieht sich manchmal über Jahre hin.

Wie Spinnen ziehen die Späher mittlerweile ihr Netz quer über Europa, Südamerika, Afrika und Asien – jedes Netz aus tausend Fäden. An jedem beliebigen Spieltag sitzen zwanzig bis hundert Scouts auf den Tribünen internationaler Erst-, Zweit- und Drittligaclubs. Sie arbeiten wie Geheimdienstmitarbeiter inkognito, sitzen zwischen den Journalisten auf der Presstribüne, verhalten sich dezent, um unbemerkt Ballbehandlung, Laufbereitschaft, Dribbling, Tempo und Spielauffassung zu scannen und nach einem Benotungssystem festzuhalten. In der Halbzeit schauen sie sich Videos eines auffälligen Spielers an, um seinen Eindruck zu hinterfragen. Jonas Boldt sendet seine Notizen per E-Mail an seine Kollegen in Leverkusen, die tragen sie dann in eine selbst entwickelte Datenbank ein. Er lässt manchmal ein paar Tage verstreichen, bevor er eine finale Einschätzung abgibt. Es kommt vor, dass er im ersten Moment, von der Atmosphäre beeinflusst, zu emotional bewertet. Natürlich könnte er sich die Spiele auch im Fernsehen anschauen, Bayer hat jedoch noch nie einen Spieler verpflichtet, ohne ihn im Stadion beobachtet zu haben. Nur dort können Boldt und seine Mitarbeiter sehen, wie ein Spieler mit Druck umgeht oder auf äußere Umstände wie eine widrige Witterung reagiert.

Edinson Cavani konnte Boldt nicht für Leverkusen gewinnen. Dafür verpflichtete der Club trotz potenter Mitbewerber im vergangenen Sommer Giulio Donati. Der rechte Verteidiger aus Italiens U-21-Team wurde von Inter Mailand auf Leihbasis in Grosseto versteckt. Seitdem Scouts ausschwärmen, werden Spieler, die noch nicht gut genug für die erste Mannschaft sind, aber Potenzial besitzen, auf diese Weise zwischengeparkt. Auch das ist eine Folge des verschärften globalen Konkurrenzkampfes um die besten Spieler, die mitunter wie Schachfiguren hin- und hergeschoben werden.

Jonas Boldt hat das so nicht gekannt, als er noch Torwart in mittleren Amateurligen war. Er konnte keine Profieinsätze vorweisen, als ihn Bayerns Sportdirektor Rudi Völler 2009 zu seinem persönlichen Assistenten und zum

Leiter der Scouting-Abteilung beförderte. Dafür hatte er Betriebswirtschaft mit Schwerpunkt Sportmanagement studiert und seine Abschlussarbeit über Personal Recruiting im Profifußball verfasst. Während des Studiums absolvierte er zwei Praktika bei Bayer und erhielt danach eine bescheidene Pauschale, um sich während eines Sprachkurses in Buenos Aires nach Spielern umzuschauen. Vormittags Seminar, abends argentinische Liga: So stieß er den Transfer des Chilenen Arturo Vidal an, der zwischen 2007 und 2011 auf Bayer Leverkusens linker Seite im Mittelfeld zu einem der besten Bundesliga-Profis avancierte.

In Leverkusen wurde früher als bei anderen Bundesligisten in weltweites Scouting investiert. Das ist wohl auch der Grund, warum die Verantwortlichen heute offener über ihre Arbeit sprechen. Schon Rudi Völlers Vorgänger Rainer Calmund pflegte gemeinsam mit dem Scouting-Experten Norbert Ziegler, einem ehemaligen Controller aus dem Bayer-Unternehmen, vereinsinterne Spielerdateien. 23 Jahre lang sichtete Ziegler vor allem brasilianische Talente und sicherte Leverkusen mit Spielern wie Zé Roberto und Lúcio den Erfolg. Beide machten anschließend bei Bayern München und in der brasilianischen Nationalmannschaft Karriere.

Heute koordiniert Boldt eine global aufgestellte Scouting-Maschine mit zehn Mitarbeitern, Festangestellten und Honorarkräften. Darunter sind Exprofis wie Thomas Hörster und Stefan Studer oder der Franzose Laurent Busser, der von Hoffenheim nach Leverkusen wechselte. Längst geht es auch darum, die besten Scouts zu scouten, um gegen die Konkurrenz zu bestehen. Boldt sagt: »Ein guter Scout muss eine eigene Idee von der Sache haben. Und das Glück, für einen Verein zu arbeiten, in dem ihm auch jemand zuhört.«

Zweitligaclubs wie Bochum müssen aus Geldmangel klüger scouten

Christian Hochstätter arbeitet seit dem Frühsommer als Sportvorstand beim VfL Bochum. Hochstätter muss anders scouten lassen als Rudi Völler. Ein finanziell angeschlagener Zweitligist hat einen bescheideneren Etat fürs Scouting und strengere Vorgaben für seine Späher.

Solange der Verein auf Sanierungskurs ist, kommen fast nur ablösefreie Spieler als Neuzug infrage. VfL-Chefscout Uwe Leifeld und seine zwei Kollegen müssen sich um Spieler aus den europäischen Topligen gar nicht erst bemühen. Sie werden kein Großtalent anlocken können. »Wir sind in erster Linie ein Ausbildungsverein«, sagt Hochstätter, der bei seinen vorigen Stationen in Hannover und Gladbach großzügiger einkaufen konnte, »das wird auch in den nächsten Jahren unser Weg sein. Dafür haben junge Spieler bei uns die Chance, Spielpraxis zu sammeln und sich dabei optimal zu entwickeln.«

Bevor sich die Scouts des VfL Bochum ein Talent aus der Nähe ansehen, informieren sie sich in den einschlägigen Internetforen über dessen Entwicklung und Vertragsfristen. Branchenportale wie transfermarkt.de liefern ihnen aktuelle Einsatz-, Erfolgs- und Verletzungsstatistiken internationaler Talente und halten oft auch noch ausgewählte Spielszenen parat. Neuere Programme wie Scout 7 unterstützen den Verein dabei, Notizen mithilfe von Datenbanken zu pflegen und auszuwerten. Dienstreisen ohne dringende Erfolgsaussicht können sich die Bochumer nicht häufig leisten. Sie orientieren sich nach Westfalen und ins Münsterland oder nach Dänemark, Tschechien sowie Polen und sehen sich im Schnitt drei bis fünf Spiele an.

»Uns geht angesichts des schmalen Budgets sicher mal ein Talent aus Nigeria oder Brasilien durch die Lappen«, sagt Uwe Leifeld, »aber es ist sowieso ein großer Vorteil, wenn einer schon in Europa gespielt hat.« Ist die Arbeit in Bochum eine viel größere Herausforderung als in einem Eliteverein? Er glaubt schon. »Ich kann keinen Topspieler nach Bochum holen. Also muss ich die Fantasie entwickeln, dass sich der Junge, den ich beobachte, bei uns eventuell noch verbessert.«

Leifelds überschaubare Abteilung hat vor Jahren Christian Fuchs im österreichischen Mattersburg entdeckt. Fuchs ist heute Stammspieler auf Schalke. Stanislav Šesták spielte vor seinem Einsatz für Bochum im slowakischen Zilina, heute hoch dotiert in der türkischen Liga. Sprungbrettgeschichten wie diese brachten dem Revierclub enorme

Transfergewinne ein. »Sie brauchen in der Zweiten Liga noch mehr Scouting als in der Ersten«, sagt Hochstätter. »Wir müssen genauer hinschauen und uns noch schneller entscheiden. Sonst ist der Spieler, den wir haben wollen, schon weg.«

Jeder Verein fährt eine andere Scouting-Strategie. Beim Aufsteiger Hertha BSC Berlin leiten nur zwei Angestellte die Scouting-Abteilung, vom Junior- bis zum Profibereich. Die Verantwortlichen des Bundesligisten Mainz 05 suchen vorwiegend im Inland. In Hoffenheim wurde der feste Sichtungsstab sogar wieder verkleinert. In anderen Vereinen werden die Abteilungen dagegen kontinuierlich aufgestockt, ohne dass die Öffentlichkeit Genaueres erfährt.

Scouts dürfen sich nicht von Hypes blenden lassen

Neben Bayer Leverkusen pflegt Borussia Dortmund die professionellste Scouting-Abteilung. Hier kompensieren in dieser Saison die Einkäufe von Pierre-Emerick Aubameyang (AS Saint-Étienne) und von Henrikh Mkhitaryan (Schachtar Donezk) die jüngsten Abgänge von Spielern wie Mario Götze. International gehören der FC Porto, Benfica Lissabon, Udinese Calcio und der FC Sevilla zu Bayers größten Konkurrenten.

In Leverkusen sind Strukturen und Netzwerke über zweieinhalb Jahrzehnte gewachsen, trotzdem darf sich Boldt nicht auf den Erfahrungen ausruhen. Sichtete Bayer früher verstärkt in Brasilien, sind die südamerikanischen Ballkünstler heute in der Liga nicht mehr so gefragt. Die neue Generation deutscher Spieler beherrscht inzwischen auch die Art von filigraner Balltechnik, die noch vor fünf Jahren teuer importiert werden musste.

Jonas Boldt darf sich nicht von Trends treiben lassen. So entdeckten Scouts von Borussia Dortmund im Jahr 2010 den 1,72 Meter kleinen Mittelfeldspieler Shinji Kagawa in der zweiten japanischen Liga. Rund 2,5 Millionen Euro betrug sein Marktwert damals. Zwei Jahre und zwei Meistertitel später verkaufte Dortmund den Japaner für 22 Millionen Euro an Manchester United. Nach seinem Erfolg in Dortmund flogen Scharen von

Scouts nach Asien. Bis heute schaffte kein zweiter Kagawa den Durchbruch in der Bundesliga.

»Früher waren Fußballer fauler«

Der Spielervermittler Reinaldo Pitta über die Talentfabrik Brasilien und die weit verbreitete Sucht nach Fußballruhm

VON THOMAS FISCHERMANN

DIE ZEIT, 10.07.2014 Nr. 29

DIE ZEIT: Großartige Fußballer kommen inzwischen aus aller Welt, bei dieser WM gab es im Grunde kein einziges schlechtes Team. Braucht die Welt noch brasilianische Spielerexporte?

Reinaldo Pitta: Ja. Brasilianische Spieler sind technisch die besten der Welt. Und der internationale Spielermarkt wächst gewaltig. Die USA zum Beispiel entdecken gerade ihre Liebe zum Fußball und werden massiv investieren. Allerdings ist der Markt besonnener geworden.

DIE ZEIT: Was heißt das?

Reinaldo Pitta: Früher gab es brasilianische Spieler, die wurden per Video eingekauft. Irgendwer entdeckte einen talentierten jungen Spieler und lief ihm mit der Kamera auf dem Rasen hinterher. Ein großer Club sah das Video und kaufte den Spieler, ohne ihn je getroffen zu haben. Heute schicken die internationalen Vereine ihre Vertreter hierher.

DIE ZEIT: Und das funktioniert besser?

Reinaldo Pitta: Nicht zwangsläufig. Vor einiger Zeit hatte ein englischer Club Interesse an einem meiner Spieler, einem 14-jährigen Jungen. Die Engländer sind zwei Jahre lang immer wieder gekommen, um seine Entwicklung zu beobachten. Als er 16 war, haben sie ihn schließlich gekauft, aber am Ende hat er sich doch nicht bewährt. Alle reden immer über die Spieler, die teuer ins Ausland verkauft werden. Aber kaum jemand spricht von den vielen, die schon nach einem oder zwei Jahren erfolglos

zurückkehren.

DIE ZEIT: Sie machen ja nicht gerade Werbung für Ihre Schützlinge.

Reinaldo Pitta: Ich plädiere einfach für Besonnenheit. Die Vereine wollen immer schneller fertige Spieler produzieren. Die Nachfrage ist groß, und die Clubs brauchen Geld. Früher waren die jüngsten Spieler in den brasilianischen Topligen 18 oder 19 Jahre alt, und das war schon eine Ausnahme. Heute kann man da 16-Jährigen begegnen.

DIE ZEIT: Ist das ein Problem?

Reinaldo Pitta: Die jungen Leute sind überfordert. Sie bekommen keine Zeit, sich in Ruhe weiterzuentwickeln. Wozu das führt, sieht man bei der WM. Brasilien hatte immer großartige Stürmer. Und dieses Jahr? Fred und Jô. Das ist absurd.

DIE ZEIT: Und Neymar?

Reinaldo Pitta: Der ist eine große Ausnahme. Er ist noch sehr jung, wir wissen nicht genug über ihn. Aber er kann zu einem echten Weltspieler werden.

DIE ZEIT: Brasilien ist übersät von Fußballschulen und Ausbildungsvereinen, die junge Talente aufbauen und sie für den Weltmarkt fit machen. Das ist doch eine sehr gute Nachwuchsförderung.

Reinaldo Pitta: Der Druck ist zu groß. Und es gibt eine neue Figur am brasilianischen Spielermarkt: den Spielervater.

DIE ZEIT: So wie bei Neymar.

Reinaldo Pitta: Ja. Viele Väter in diesem Land glauben, dass sie den nächsten Neymar großziehen. Die Söhne werden als Anlageobjekte betrachtet, die Familie investiert alles, aber die wenigsten schaffen es zum Star.

DIE ZEIT: Es ist doch nicht schlecht, wenn Väter an ihre Söhne glauben.

Reinaldo Pitta: Die wollen das Beste, kein Zweifel. Aber sie sind emotional

zu involviert, um vernünftige Entscheidungen zu treffen. Fragen Sie diese Fußballväter mal, wer der beste Spieler auf der Welt ist! Die sagen nicht »Messi«, sondern »mein Sohn«.

DIE ZEIT: Die meisten dieser Söhne kommen später wahrscheinlich kaum über die Runden.

Reinaldo Pitta: Mit 30 Jahren können sie noch versuchen, bei irgendeinem Verein 2000 bis 3000 Real (660 bis 1000 Euro) im Monat zu verdienen, aber spätestens mit 35 wachen sie in der Realität auf. Was sollen die noch mit ihrem Leben machen?

DIE ZEIT: Sie als Vermittler verdienen doch daran, dass junge Spieler aus Brasilien alles auf die eine Karte Fußball setzen und dann verkauft werden.

Reinaldo Pitta: Wir begleiten bei den wichtigen Vereinen viele vielversprechende Spieler zwischen 16 und 18 Jahren, manche sind sogar noch jünger. Das sind nicht alle Ausnahmetalente wie Ronaldo. Aber sie hoffen alle groß rauszukommen.

DIE ZEIT: Und wenn Sie ein Talent entdeckt haben, verkaufen Sie es ins Ausland.

Reinaldo Pitta: Wenn ich nichts anderes im Blick hätte als das, würde ich nicht überleben. Und nehmen Sie einen jungen Mann, der mit 21 Jahren in die Arabischen Emirate geht. Warum? Weil er zu Hause bei einem kleinen Club spielt, weil er eine junge Familie ernähren muss, manchmal kein Gehalt ausgezahlt bekommt. Dann geht er eben für einige Jahre ins Ausland und kommt finanziell stabil wieder zurück. Einige solcher Spieler gehören heute zu den Besten im Land.

DIE ZEIT: Die Besten im Land, das ist relativ. Es heißt immer, in Brasilien werde der weltbeste Fußball gespielt, aber wenn man mal im Maracanã ein Spiel zwischen Flamengo und Botafogo anschaut ...

Reinaldo Pitta: Diese Spiele sind sehr schlecht, das stimmt. Die wirklich Besten bleiben eben doch oft im Ausland. In Brasilien wollen zu viele Leute

leicht und schnell Geld verdienen, es gibt wenige gut geführte Vereine. Die Corinthians in São Paulo und Santos hatten zwar eine gute Spielerausbildung, aber allgemein schreiben brasilianische Fußballvereine rote Zahlen und treiben wirtschaftlich reinen Blödsinn.

DIE ZEIT: Wollen nach der WM jetzt noch mehr junge Brasilianer Fußballstar werden?

Reinaldo Pitta: Ich glaube schon. Und es sind nicht mehr nur die Jungs aus den armen Schichten. Jeder will heute ein Künstler sein, ein Star. Das ist verbunden mit einem großen Traum.

DIE ZEIT: Und mit dem in Brasilien weit verbreiteten Glauben, man sei qua Nationalität als Fußballgenie auf die Welt gekommen ...

Reinaldo Pitta: Na ja, Fußballer müssen heute extrem hart an sich arbeiten. Ich habe schon massenhaft Spieler gesehen mit fantastischer Technik, aber ohne Durchhaltevermögen. Bei denen wird das nichts. Diese WM hat gezeigt, wie unglaublich lange viele Spieler durchhalten können, bis in die zweite Verlängerung hinein. Früher waren Fußballer fauler.

DIE ZEIT: Die alten Größen könnte man heute gar nicht mehr aufstellen?

Reinaldo Pitta: Klar! Aber sie müssten anders trainieren.

Reinaldo Pitta, 60, ist erfolgreich, aber umstritten: 2003 musste er wegen illegaler Transfersgeschäfte ins Gefängnis. Er machte Fußball-Legenden groß und hat heute 72 Kicker unter Vertrag.

Allein unter Alphetieren

Petra Steinhöfer ist die einzige Frau unter den Fußballagenten. Sie will den Spielern das geben, was sie bei ihren Kollegen vermisst: Geborgenheit. Aber reicht das wirklich für den langfristigen Erfolg?

VON RONALD RENG

DIE ZEIT, 16.04.2014 Nr. 17

Die Eltern stehen draußen vor der Tür. Sie haben das Kinn im Jackenkragen versteckt. Es ist ein kalter, verregneter Abend. Hier, auf der Straße vor dem Stadionaussgang, gehen die Menschen einer ihrer Hauptbeschäftigungen nach: Sie warten auf ihre Söhne.

Der TSV 1860 München hat Bayern München in der A-Jugend-Bundesliga 4:2 geschlagen, nun duschen die Jungs. Die Eltern dürfen nicht hinein in die wärmeren Gänge des Stadions an der Grünwalder Straße. Ein Sicherheitsmann steht vor der Tür. »Zugang nur für Sportler und Funktionäre.«

Petra Steinhöfer hat das schon vor über einem Jahrzehnt mitgemacht. Ihre beiden Söhne durchliefen damals die Jugendakademien der Bundesligacclubs 1. FC Nürnberg und Bayern München. Es waren Jahre, in denen die Stimmung der ganzen Familie von den Auf und Abs des Fußballs eingenommen wurde, in denen »wir in fremden Städten bei fremden Leuten im Garten zelteten, um unsere Söhne zu ihren Spielen zu begleiten«. Sie zog eine ungewöhnliche Konsequenz aus dieser Zeit: Sie steht mit 55 Jahren wieder mit den Eltern vor dem Stadionaussgang.

Denn Petra Steinhöfer hat eine Beratungsagentur gegründet, »Tutor. Karrierebegleitung« heißt diese. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrung mit ihren zwei Fußballöhnen will sie Familien umsorgen, deren Kinder in Proficlubs ausgebildet werden. Sieben Jugendfußballer samt Familie betreut Steinhöfer

derzeit.

Wenn man mit dieser Frau spricht, dann lernt man eines über das Fußballgeschäft: Nicht der Mensch, das merkt man schnell, sondern das Geschäft und der Profit stehen für die Vereine im Vordergrund. Das ist in den meisten außergewöhnlich hoch bezahlten Berufen nicht anders. Das Besondere im Fußballgeschäft ist jedoch, dass die Menschen, die sich diesen Spielregeln stellen müssen, noch Kinder sind. Steinhöfer ist davon überzeugt, dass man sie führen und vor Gefahren beschützen muss.

Die Frage ist: Hilft es den heranwachsenden Spielern, wenn man sie wie Steinhöfer vor der Welt beschützt, in der sie später bestehen müssen?

Einer von Steinhöfers Spielern, Marius Wolf, hat an diesem Abend als Kapitän der A-Jugend-Elf des TSV 1860 mit einem sauberen Direktschuss das 1:0 beim Derbysieg über die großen Bayern erzielt. Petra Steinhöfer, schwungvoller Pagenschnitt, marineblauer Mantel, wartet nach dem Schlusspfiff 30 Minuten vor dem Stadion, um ihrem Zögling Marius zu gratulieren.

Agenten wie Petra Steinhöfer müssen die Fähigkeit besitzen, den Spielern bereits im Alter von 14 oder 15 Jahren das Talent anzusehen.

Für ihren jüngeren Sohn Markus handelte ein Agent einen Jugendvertrag beim FC Bayern aus, mit Unterbringung im Vereinsinternat und 450 Euro Taschengeld – alles verlief professionell. Aber bis zum nächsten Vertragstermin Jahre später war der Mann dann nur noch oberflächlich für den Jungen da. »Ist ja klar, die Berater haben für einen 16-Jährigen keine Zeit«, sagt sie, »denn sie müssen Geld verdienen, und Provision fließt erst bei Profiverträgen. Also sammeln die Berater 20 talentierte Jugendspieler in ihrem Portfolio und steigen in die Betreuung erst richtig ein, wenn einer mit 18, 19 an der Schwelle zum Profifußball steht.«

An Agenten mangelt es im Profifußball nicht, über 400 sind allein in Deutschland registriert. Steinhöfer glaubt, dass die meisten von ihnen ihre Aufgabe nicht sorgfältig erfüllen. Denn die Fußballkinder und ihre Familien

benötigen die wirkliche Hilfe in der Zeit, in der sich die jungen Spieler zwischen Schule und Fußballtraining aufreiben oder wenn ein Bänderriss wie das Ende der Welt erscheint. »Ich dachte, bei all diesen alltäglichen und psychologischen Fragen müsste ein Berater helfen«, sagt Steinhöfer. Also hat sie damit angefangen.

Hat Petra Steinhöfer eine Chance in einer Welt, in der das Geld regiert?

»Es wäre wünschenswert, wenn alle Berater nicht ausschließlich am Profit orientiert arbeiten würden«, sagt Wolfgang Schellenberg, der Leiter der Nachwuchsakademie bei 1860 München. Aber er kennt die reale Welt, in die sich Petra Steinhöfer gestürzt hat. Es ist eine Welt, in der es selten um innere Werte geht, eine Welt, in der Macht mit Geld demonstriert wird. Manche Berater schenken den Fußballtalenten Laptops, damit sie zu ihrer Agentur wechseln; manche entreißen anderen Beratern Fußballkinder, indem sie die Eltern der Jungs mit Geld ködern. Welche Chance hat Petra Steinhöfer in diesem Geschäft mit ihrem fürsorglichen Ansatz?

Petra Steinhöfer spielte selbst Fußball, Linksaußen, zu einer Zeit, als Fußballerinnen noch belächelt wurden. Sie arbeitete als Sekretärin und gründete einen kleinen Laden für Kunstgewerbe. Vor allem wollte sie jedoch für ihre drei Kinder da sein: Die beiden Söhne Thomas und Markus, sowie Tochter Antonia.

Markus schaffte es zum Profi, er spielte in Salzburg, bei Eintracht Frankfurt, Kaiserslautern, dem FC Basel und Betis Sevilla. Nun ist er bei 1860 München in der Zweiten Bundesliga angekommen. Thomas warf mit 17 die Fußballkarriere hin. »Als Eltern«, sagt Petra Steinhöfer, »sagst du dann immer: Kein Problem, wenn er nicht mehr Fußball spielen will. In Wirklichkeit habe ich vier Wochen und mein Mann ein Jahr damit gehadert, nachdem sich Thomas entschieden hatte, aufzuhören. Steinhöfer weiß, wie ehrgeizig Eltern von Sportlern sein können. »Sie leben die Träume ihrer Fußballkinder mit, da darf man sich nichts vormachen. Sonst halten sie den Stress auch gar nicht aus.«

Heute arbeitet Thomas als Architekt. In der Heimat fragen die Leute trotzdem immer nur nach Markus: »Wie geht es Ihrem Sohn?«, dem Fußballer.

»Vergesst die Geschwister nicht«, predigt Petra Steinhöfer den Fußballeltern. Gerade Mädchen würden in den Fußballfamilien oft unbewusst vernachlässigt, weil sich schon allein organisatorisch alles um den Bruder, den Fußballer, drehen muss.

Antonia, knapp über 20, weiß, wovon ihre Mutter spricht. Ihre Hände sind ständig in Bewegung beim Reden, sie sitzt ein paar Tage vor dem Jugend-Derby in der Mocca-Bar in Grafing. Die Tochter von Petra Steinhöfer war jahrelang der Fußballdominanz in ihrer Familie ausgesetzt. »Das wirkliche Schwierige«, sagt sie, »ist, dass du überall auf deinen Bruder reduziert wirst.« Antonia verliebte sich, und der Junge fragte nach einem Trikot des Bruders. Im Café sagten die Bekannten: Übrigens, der Junge war gar nicht in dich verliebt, der wollte nur das Trikot deines Bruders. »Da wollte ich nur noch ganz weit weg.«

Mit ihrer ganzheitlichen Idee von einer Tutorin widmet sich Petra Steinhöfer nicht nur den klassischen Agentenfeldern wie der Vereinssuche, sondern vermittelt bei Schulproblemen. Sie organisiert Medienschulungen bei einem prämierten Journalisten und schenkt den Fußballjungs Olivenöl und Balsamico, damit sie lernen, Salatsoße selbst anzurichten.

Gerade habe er von Petra gelernt, professionell zu trinken, sagt Marius Wolf, vier Liter Wasser am Tag. Er wohnt in einer Einzimmerwohnung in einem Hochhaus direkt am Trainingsgelände von 1860, auch zu Hause trägt er eine Baseballkappe. Im Treppenhaus stehen Topfpflanzen mit einem Zettel, »Finger weg! Das sind meine Pflanzen«. Marius kommt aus einem kleinen Dorf hinter Coburg und zog vor anderthalb Jahren, gerade 17 geworden, des Fußballs wegen allein nach München. Petra Steinhöfer hatte ihm den Platz bei 1860 besorgt. »Sie ist wie eine Mutter«, sagt Marius und lächelt. »Sie sagt, dass ich mein Leben nicht verbummeln soll.«

Ein Spieler fand es peinlich, von einer Frau beraten zu werden

Wird sich ihr Engagement jemals auszahlen? Nur Ausgaben, hat ihr Mann sie gerade wieder erinnert, wann kommt endlich Geld rein? Ihr Mann ist Lohnbuchhalter, doch man braucht nichts von Geld zu verstehen, um seine Sorge zu erkennen: Dass niemand den Job wie Petra Steinhöfer macht, liegt daran, dass damit bis zum Profialter des betreuten Spielers kein Geld zu verdienen ist.

Ihrem Sohn Markus, dem Profifußballer, ist ihre Arbeit unangenehm. Welcher erwachsene Sohn mag es schon, dass die Mutter plötzlich in seinem Metier, in seiner Welt auftaucht? Aber er ist auch besorgt, dass der Mutter die besten Spieler just in dem Moment von etablierten Beratern weggenommen werden, wenn sie vor einem Profivertrag stehen. Er kenne das Geschäft, sagt der Sohn. Drei Spieler sind Petra Steinhöfer schon abgesprungen. Einer von ihnen fand es am Ende peinlich, von einer Frau beraten zu werden.

»Sie wird immer mal wieder auf Spieler oder auch Vereinsvertreter treffen, die ein Problem damit haben, dass sie eine Frau ist, da brauchen wir uns nichts vormachen«, sagt Wolfgang Schellenberg, der Jugendleiter von 1860 München. »Das muss sie einfach einkalkulieren.« Marius Wolf, ihr talentierter Mittelstürmer, bekommt manchmal Anrufe von Beratern, ob er nicht mal schön mit ihnen abendessen wolle. Er sagt dann immer, nein danke, er habe schon eine Beraterin.

Der Kampf gegen die männliche Konkurrenz ist mühsam. Steinhöfer ist unbequem. Nachdem sie den dritten Fußballjungen verlor, bat sie einen ehemaligen Profispieler, regelmäßig mit Marius über sein Fußballspiel zu sprechen, um ihrer Beratung auch den Stallgeruch klassischer Agenten zu geben. Sie hat längst die Illusion aufgegeben, alleine in der Männerwelt zurechtzukommen. Der Fußball wird von Männern geprägt. Auch wenn Steinhöfer selbst Fußball spielte, so sehnen sich die jungen Spieler nach Vorbildern, ihre Idole sind männlich, zu ihnen schauen sie auf.

Von Petra Steinhöfers derzeitigen sieben Fußballkindern haben noch drei, allenfalls vier eine realistische Chance. »Aber ich könnte es nicht mit mir vereinbaren, die anderen fallen zu lassen. Klassische Berater würden diese

Spieler aufgeben. So will ich ja gerade nicht sein.« Also kümmert sie sich weiter auch um die Jungs, die mit 19, 20 studieren und nebenbei in der vierten Liga für ein paar Hundert Euro spielen.

SOMMERMÄRCHEN 2006

Wie alles begann: Erinnerungen an die WM im eigenen Land

Unser Ballgefühl

Müssen wir siegen? Können wir gut gelaunt sein? Was die WM 2006 über uns Deutsche verrät

VON BERND ULRICH

DIE ZEIT, 01.06.2006 Nr. 23

Kinder können so brutal sein. Oft, ohne es zu wollen. Neulich sah ich mir mit meinem neunjährigen Sohn eine DVD über die Geschichte der Weltmeisterschaften an. Am Schluss stellte er mir erstaunt die Frage: »War Deutschland früher mal gut im Fußball?«

Als ich so alt war wie er, fand meine Initiation als Fußballfan statt. Es war die Weltmeisterschaft 1970 in Mexiko, die mich für das ganze Leben prägte. Von der Hauptsache mal abgesehen (dass die Italiener gegen uns im Halbfinale völlig unverdient und nur durch übertriebene Härte gewonnen haben), blieben drei Sachen haften: Es war wahnsinnig heiß da unten, Beckenbauer spielte mit ausgekugelter Schulter, und es gab sogar im fernen Mittelamerika Bandenwerbung für deutsche Produkte. Drei Selbstverständlichkeiten leiteten sich daraus ab: Deutsche sind opferbereit, sie spielen gut Fußball und sind wirtschaftlich erfolgreich.

Natürlich dämmert mir schon seit längerem, dass diese deutsche Tugend-Troika vielleicht nicht mehr ganz so gilt. Dennoch wirkte die schlichte Frage »War Deutschland früher mal gut im Fußball?« wie ein Schock. Wird mein Sohn in zehn Jahren fragen: »War Deutschland früher mal reich?«

Es hat wenig Sinn, darüber zu diskutieren, ob die Bedeutung der WM 2006 für die deutsche Wirtschaft und die Politik möglicherweise überhöht wird. Natürlich nicht. Denn der Fußball ist – außer vielleicht mit Abstrichen die Politik – die einzige öffentliche Angelegenheit, die fast alle fast immer interessiert. Das so genannte Volk, also wir, kann das große Gespräch darüber,

wie es ist und war und sein will, darum nur im Medium Fußball und im Medium Politik führen. Alles andere ist Minderheitenprogramm. Die Relevanz der WM kann also gar nicht überschätzt werden.

Außerdem war die Unsicherheit darüber, wer wir sind und sein wollen, jahrzehntelang nicht so groß wie heute. Darum werden schon kleine Zeichen mit großer Lupe angesehen. Geschweige denn große Zeichen – wie die WM.

Auf welche konkreten Fragen wird nun dieses Fußballturnier nach Antworten abgesucht werden? Die Ausgangslage ist klar. Deutschland befindet sich seit Jahren in einer strukturellen Krise, aus der es auch mit allerlei Reformen von allerlei Regierungen bisher keinen Ausweg gab. Ob mit Haushaltsdefizit und Konjunkturprogramm oder mit Sparen und Steuererleichterung, ob mit Kürzungen der Sozialleistungen (Hartz IV) oder mit mehr Sozialausgaben (auch Hartz IV) – nichts hat richtig geholfen, aber alles tat irgendwie weh. Die Stimmung wurde derweil immer schlechter, was wiederum die Kauf- und Unternehmungslust hemmte und damit die Konjunktur, na, Sie wissen schon.

Dieses ganze Hin und Her und Abwärts und Abwärts hat mittlerweile dazu geführt, dass die meisten Menschen das Gefühl haben, es handele sich gar nicht um eine Krise, sondern um einen neuen Aggregatzustand des Landes, um unsere Zukunft. Das ist ein Gedanke, der zwar stimmen könnte, aber noch schlechtere Stimmung macht, was wiederum die Kauflust und die Binnenkonjunktur ... na, Sie wissen schon.

Darum wird zurzeit in der Politik etwas Neues ausprobiert: weniger Reformen, bessere Stimmung. Das heißt, wenn politische Veränderungen die reale Lage nicht verbessern können und hernach die reale Lage auch nicht die Stimmung, dann probieren wir es einfach mal umgekehrt: Erst haben wir grundlos gute Laune, dann ändert sich auch die Lage, und dann haben wir einen Grund für verschärften Enthusiasmus, und die Lage wird noch besser. Dieses Vorgehen kommt einem sehr sympathisch vor, und es erinnert einen an etwas, genauer, an jemanden: an Jürgen Klinsmann.

Die letzten Welt- und Europameisterschaften der deutschen

Nationalmannschaft waren, mit einer Ausnahme, alle schlecht. Die Ausnahme war die WM 2002. Aber diese Vizeweltmeisterschaft war ebenso ein Zufall wie die überraschende wirtschaftliche Erholung um das Jahr 2000 herum, als die Weltökonomie sich eine Internet-Blase blies und wir von dem Wahn zunächst auch profitierten. Der deutsche Fußball ist also in einer Krise (oder schon in einem neuen Aggregatzustand, das werden wir in wenigen Wochen wissen).

Jürgen Klinsmann versucht nun, an dieser Entwicklung etwas zu drehen. Da der Bundestrainer zwischen Amtsantritt und WM im eigenen Land noch weniger Zeit hatte als Gerhard Schröder und Angela Merkel, wendet er die zwei Methoden der beiden Kanzler zugleich an: Rasche, schockierende Reformen (Agenda 2010/Schröder), von denen er allerdings weiß, dass sie allein den zurückgebliebenen deutschen Fußball nicht retten werden, weshalb er zusätzlich auf das Prinzip der grundlos guten Laune (Merkel) setzt.

Drei Hürden musste und muss Jürgen Klinsmann dabei überwinden, um Erfolg zu haben.

Erstens: Allein gegen die Mafia. Die Entmachtung der Besitzstandswahrer und Status-quo-Profitere. Das sind im deutschen Fußball der DFB und die FC-Bayern-*Bild*-Connection. Hier hat der Bundestrainer mit seiner Basta-Politik einiges geschafft, allerdings begünstigt durch die nahende WM, die all diese Leute in eine Art patriotische Geiselhaft des ungeliebten Trainers und seiner noch ungeliebteren Methoden nimmt.

Zweitens: Es gibt keinen deutschen oder italienischen, es gibt nur modernen oder unmodernen Fußball. Klinsmanns Reformen selbst wirken leider etwas synthetisch, atmen den Geist technischer, kalter Instrumentepolitik wie die Agenda 2010. Und wie bei Schröders Agenda weiß niemand genau, ob sie überhaupt irgendetwas bringen. Man wird den Bundestrainer also an den Erfolgen messen, und wie beim ehemaligen Bundeskanzler wird man das früher tun, als die Erfolge überhaupt eingetreten sein können, wenn nicht ein irrationaler Faktor hinzukommt. Den versucht Klinsmann zu erzeugen:

Drittens: Gute Stimmung kann nur von besserer Laune kommen. Die große Frage an die WM wird sein, ob die Verbesserung der Lage durch vorherige Verbesserung der Stimmung in Deutschland tatsächlich funktioniert. Zunächst einmal würde man so etwas am ehesten den Amerikanern zutrauen und am wenigsten den Deutschen. Dieses Amerikanische ist auch genau das Problem von Jürgen Klinsmann. Das hat man in der Politik auch schon versucht, die Amerikanerwerdung des Deutschen als Allheilmittel. Es hat bisher selten funktioniert.

Was nicht heißt, dass es nicht bei der WM funktionieren kann. Der größte Fan von Jürgen Klinsmann wird bei der WM jedenfalls weder Franz Beckenbauer noch Oliver Kahn sein, sondern Angela Merkel. Denn wenn die Methode Klinsmann funktioniert, dann hat auch die Kanzlerin eine Chance, trotz der geringen Reformenergie der Großen Koalition die Stimmung im Lande dauerhaft zu wenden.

Wagen wir eine Prognose: Es kommt in den nächsten Wochen vor allem darauf an, wie unsere Elf zu spielen versucht. Wenn sie mit Optimismus und Laktat-Werten allein gewinnen will, wird es nicht klappen. Nur amerikanisch, das können die Deutschen nicht. Aber mit einer Kombination aus viel neuer Zuversicht und ein wenig alter Opferbereitschaft könnten sie Erfolg haben. Also wir.

Was wäre nun ein Erfolg der Klinsmannschen Reform- und Stimmungspolitik bei der WM? Darüber wird es geteilte Meinungen geben. Wenn ich von meinem Sohn ausgehe und seiner zu erwartenden Prägung durch die WM fürs Leben, dann würde ich schätzen: Erfolg wäre bei schönem Fußball das Erreichen des Viertelfinales, bei weniger schönem Fußball muss es schon das Halbfinale sein. Davon hängt nun also Deutschlands Zukunft ab? Ja doch, so ziemlich. Was für ein Druck! Gut, dass Lukas Podolski nicht die *ZEIT* liest.

Wie steht's?

Hilfe, die Gäste kommen! Vier Wochen vor der Fußball-Weltmeisterschaft arbeiten die Deutschen an ihrem Image. Erkundungen bei PR-Managern, auf einer Baustelle mitten in Berlin, im Bordell – und ein Termin beim Psychiater

VON JÖRG BURGER, GEORG DIEZ, HEIKE FALLER, JOHANNA LÜHR UND MATTHIAS STOLZ

DIE ZEIT, 11.05.2006 Nr. 20

Sie standen starr und Schulter an Schulter, und manche lachten etwas scheu und manche weinten fast, schließlich froren sie und standen auf einer Brücke über den Rhein oder am Brandenburger Tor und waren Teil von etwas. Sie waren auf Plakaten und im Fernsehen. Leute, in weiße Nationaltrikots gestopft, ein Bild, dem man in den Wochen vor der WM nicht entkommen kann. Sie waren Teil der T-Com-Kampagne, einer der größten Werbekampagnen vor der WM. Teil einer Bewegung, eines neuen Mannschaftsbildes, das sich Deutschland rechtzeitig zur WM zugelegt hat: eine ziemlich heterogene Mannschaft, aus Dicken und Dünnen, Kindern und Rentnern, die zwar nicht besonders erfolversprechend aussieht, aber immerhin scheint der Mannschaftsgeist zu stimmen. Auch wenn sie in Wirklichkeit nur einen Tarif gemeinsam haben. Deutschland vor der WM: Welches Bild hat das Land von sich selbst, welches möchte es nach außen vermitteln – und wie kommt es an?

Das Neue an der T-Com-Kampagne war: Niemand macht sich Sorgen, wenn die Deutschen sich in einer Reihe aufstellen, die mindestens zur polnischen Grenze reicht. »Da war eine total ungebrochene Begeisterung«, sagt Andy Horchler.

Economia heißt die Agentur, die sich für die Telekom die »größte

Nationalmannschaft aller Zeiten« ausgedacht hat. Eine Million Menschen haben mitgemacht. Wer eines der WM-Trikots haben wollte, der musste einen speziellen T-Com-Tarif kaufen. Der Trick war, dass das eher wie eine Art Beigabe wirkte. Eigentlich, so schien es beim schnellen Hinschauen, ging es um selbstbewusste Menschen in einem selbstbewussten Land. Eigentlich schien es so, als sollte diese Kampagne die Marke Deutschland verkaufen.

»Nein, nein, nein«, sagt Hans Albers, aber er muss das sagen, schließlich hat ihn für seine Idee nicht die Bundesregierung bezahlt. Albers und Horchler sind die Geschäftsführer der Hamburger Agentur, sie tragen Kordsakko und Brille, Halbglatze und Polo-Shirt. »Erstens geht es darum«, sagt Albers, »ich bin stolz darauf, Deutschland mein Gesicht zu geben. Und zweitens, ich bin total geil darauf, im Fernsehen zu sein.« Im Grunde ist es ganz einfach: Die WM findet statt, aber keiner kann hin – es geht also, wie schon bei allen Formen des Mitmachfernsehens, um einen Existenzbeweis des Durchschnittsbürgers.

So wird zur WM ein neues Bild von Deutschland gemacht. Es ist fröhlicher, aber oberflächlicher, weniger bedrohlich, aber kommerzieller. Sind wir so?

Reality-Check an dem Ort, an dem das alte, steinerne, schwere Deutschland zu Hause ist, im Berliner Olympiastadion. 2000 Besucher stehen jeden Tag Schlange, um hineinzukommen, bevor es vor der WM gesperrt wird, Schulklassen, Firmengruppen. Ein Dutzend Fernseheteams wollen jeden Tag hier drehen.

Christian Lütcke, 40, Harley-Davidson-T-Shirt, Sonnenbrille, hat seine Eltern zu der Führung eingeladen, es ist eine der letzten vor der WM. Eine Touristenführerin läuft vorneweg, eine Treppe hinauf.

»Hitler wollte für die Olympischen Spiele 1936 das größte Stadion der Welt haben«, sagt sie. »100.000 Leute passten früher hinein.« Christian Lütcke hat seinen Eltern die Karten zu Weihnachten geschenkt, doch die größte Freude hat Lütcke sich selbst gemacht. Er ist Polizist in Berlin und wird oft Dienst haben, wenn die anderen Fußball gucken. Dabei ist er einer der wenigen, die

wirklich an die eigene Mannschaft glauben, »eigentlich der Einzige neben Klinsmann. Die Deutschen sind so schlecht drauf.« Sie brauchten ein bisschen mehr Leichtigkeit, Optimismus. Ein bisschen weniger Hitler.

Am liebsten wäre er mit seinen Eltern noch auf den Rasen gelaufen. Hätte nach oben geblickt, sich die Euphorie der 74.000 vorgestellt, die heute hier Platz haben. Verboten. Sein Vater hat inzwischen unter den Pfeilern eine Tür entdeckt. Er löst sich aus dem Pulk, wo die Frau in der Sportjacke gerade erzählt, sie halte den Rummel um die Fußball-WM für »ein bisschen überstrapaziert«. Lütckes Vater rüttelt vorsichtig am Griff. Die Tür bleibt zu.

Hans-Jochen Vogel will die Menschen lächeln sehen. Er hat von Natur aus Mundwinkel, die als Beweis für die Schwerkraft dienen können; er ist ein ungewöhnlicher Botschafter des Lächelns. Er trägt eine blaue Weste mit kleinen Bären darauf. »Die Menschen in Deutschland tun sich schwer mit dem Gedanken, irgendetwas gut zu finden«, sagt er, »vielleicht ändert sich das mit der WM.«

Natürlich weiß er, was sich alles verändert hat seit 1972, als er noch Oberbürgermeister in München war und der Stadt die Olympischen Spiele brachte, die heiter begannen und tragisch endeten. Damals, 1972, wurde seine Stadt »schneller in die Gegenwart transportiert. Es war ein weltoffenes Land, das sich damals präsentierte«, sagt er, »es war die neue Bundesrepublik.« Vogel mag die Kommerzialisierung nicht, er mag nicht, dass der Sport nicht mehr im Vordergrund steht. »Man kannte den Begriff Sponsor früher gar nicht«, sagt er, und seine Mundwinkel biegen sich noch ein wenig weiter nach unten. »Das war ja alles noch Amateursport«, sagt er und klopft energisch mit der Hand auf den Tisch.

Für die Spiele 1972 wurden U-Bahnen und S-Bahnen gebaut, es wurde die Infrastruktur modernisiert, es gab ein Stadion, das licht war und offen und beim WM-Endspiel 1974 so leuchtete wie ein Schmetterling kurz nach dem Ausschlüpfen. Heute findet das Eröffnungsspiel in einem Stadion statt, das Vogel eng und laut findet und das nach einer Versicherung benannt ist. Und die rührenden Kinder, die an der Hand der Stars ins Stadion einlaufen werden,

die haben ihre Plätze bei McDonald's gewonnen, in einer weltweiten Aktion, in der man sich die Erfüllung dieses Kindertraums – einmal wie ein Star in ein volles Stadion einlaufen – erbasteln und erspielen konnte. Die Telekom, größter Werber zum Thema WM, kaufte im ersten Quartal 2006 für 17 Millionen Euro Werbeplätze in unterschiedlichen Medien. Noch nie haben deutsche Firmen mehr Geld in Fußballwerbung investiert. Das hat zu einem paradoxen Phänomen geführt: Beim ZDF sind derzeit etwa 40 Prozent der Werbezeiten nicht verkauft. Die verhaltene Nachfrage führt man auf die Befürchtung der Unternehmen zurück, unterzugehen in der Masse der WM-Werbung.

Es ist nicht die Welt von Hans-Jochen Vogel, nicht mehr sein Sport, »das eine oder andere wird da überakzentuiert«, sagt er, »aber man muss sich in meinem Alter zurückhalten«. Trotzdem freut er sich auf die WM. »Man soll und wird die Chance nutzen, Deutschland so darzustellen, wie es ist«, sagt er in seiner freundlich-nüchternen Art. »Die objektive Situation des Landes ist ja nicht so beklagenswert, wie sie in nicht wenigen Medien dargestellt wird.«

Die größte Chance der deutschen Mannschaft besteht also darin, einen Stimmungssieg zu erringen. Und sonst? »Das Viertelfinale wäre schon eine feine Sache«, sagt er und lächelt so süßlich, wie es nur jemand kann, der weiß, was Mundwinkel wiegen.

Funktioniert das eigentlich? Die WM als Stimmungsaufheller? Hans-Joachim Maaz ist Professor in Halle, Chef der Klinik für Psychotherapie und Psychosomatik, 1990 wurde er bekannt mit seinem Bestseller *Der Gefühlsstau*, darin analysierte er den Seelenzustand der DDR-Bürger. Seither ist er so etwas wie der Psychologe des Patienten Deutschland.

Maaz erzählt vom Sommer 2002. Wie sich die Deutschen damals solidarisiert hätten. Er spricht vom Elbehochwasser, nicht von der Fußball-WM in Japan, als Deutschland sich ins Finale spielte.

Wenn er durchs Land fährt, kann er kaum WM-Vorfreude entdecken. »Die WM ändert nichts an unserem wirklichen Wohlbefinden. Sie wird überschätzt

in ihrer Möglichkeit, die Stimmung im Land zu verändern.« Maaz glaubt, dass Sportereignisse nur »auf der Symptomebene für eine Ablenkung« sorgen könnten, das heißt, dass sich der Patient für einen Moment besser fühle, aber nicht gesünder sei.

Maaz entwirft zwei Szenarien, was die WM aus Deutschland machen könnte – wie gesagt, immer nur auf der Symptomebene. Im ersten Szenario wird Deutschland Weltmeister. Menschen mit einer labilen Identität fühlten sich durch den Erfolg der Mannschaft gestärkt. Es sei möglich, dass diese Menschen für eine gewisse Zeit, vielleicht sogar für ein bis zwei Jahre, optimistischer durchs Leben gehen. Kommt die erste persönliche Niederlage, sei dieser Optimismus dahin. Zweites Szenario: Deutschland wird nicht Weltmeister. Dann, sagt Maaz, könne sich eine Euphorie in Frustration wandeln, in Gewalt gar bei denjenigen, die mit Fußball zu sehr eigene Unsicherheiten kompensieren wollten. Außerdem sei die Scham besonders groß, wenn man im eigenen Land ausscheidet – und dann zusehen muss, wie die anderen weiterspielen.

Ist es nicht wenigstens gut, dass sich die Deutschen zur WM etwas mehr Fröhlichkeit, Gastfreundschaft und Offenheit verordnet haben? »Man kann sich immer eine Krawatte umbinden, aber man zieht sie nach einer Weile wieder aus.« Keinem Patienten, sagt Maaz, sei geholfen, wenn ihn andere oder er sich selbst zu besserer Laune zwingen.

Möglichst schnell ein anderes Deutschland-Bild (von innen und von außen), das bezweckt die Standortkampagne »Land der Ideen«, die die Bundesregierung zusammen mit dem Bund Deutscher Industrie gestartet hat. Sie ist nach »Du bist Deutschland« die zweitgrößte Kampagne, mit der Deutschland im Vorfeld der WM versucht hat, sein Image im Ausland zu polieren, 22 Millionen Euro hat sie gekostet. Ein weithin sichtbares Zeichen dieser Kampagne ist eine meterhohe Aspirin-Tablette in Silber, die derzeit in Berlin zwischen Reichstag und Spree steht, eine von sechs Riesenskulpturen, die den deutschen Einfallsreichtum sichtbar machen sollen. Zur Kampagne gehört auch ein Reiseführer, an dem 365 »Orte der Innovation« vorgestellt

werden, aber für die meisten WM-Touristen werden es am Ende ein halbes Dutzend Monumente sein, die ihre Wahrnehmung erreichen werden, zumal sie vor den touristischen Brennpunkten der Stadt platziert sind.

Die Weltpresse recherchiert im Großbordell in Stadionnähe

An der Aspirin-Tablette lehnt Marcus Walker, 32, einer von sechs Deutschland-Korrespondenten des *Wall Street Journal*, Auflage von zwei Millionen, plus 770.000 Internet-Leser. Für amerikanische Manager und Wirtschaftsleute ist es die Zeitung, die sie zuerst lesen. Und Amerika ist der größte Auslandsinvestor in Deutschland. Wie Marcus Walker über Deutschland schreiben wird, ist also wichtig. Er hat sich die Skulpturen angesehen: »... einen Audi, einen adidas-Schuh, die Aspirin-Tablette, einen Bücherstapel: Deutschland stellt sich dar als ein Land, dessen Ideen aus der Zeit von 1500 bis 1990 stammen.« So werde leider vermittelt, dass die Deutschen das Informationszeitalter verpasst hätten, »ein Klischee über Deutschland als Produzent von Konsumprodukten der Old Economy«.

Und welches Bild von Deutschland werden Walker und seine Kollegen mit ihren Berichten im Ausland vermitteln? »Ich denke, ich werde auf jeden Fall eine Geschichte schreiben über Prostitution und Menschenschmuggel. Die Tatsache ist mittlerweile weltweit bekannt, dass viele Fans nach Deutschland kommen, um hier Sex zu haben. Ich kann mich an kein Großereignis erinnern, an dem das Sexthema so groß gespielt wurde.« So groß, dass das Thema sogar schon im Weißen Haus angekommen ist. George W. Bush und Angela Merkel unterhielten sich vergangene Woche in Washington angeregt über die deutschamerikanischen Unterschiede im Umgang mit der Prostitution.

Dass es einen Prostitutionsboom während der WM geben wird, daran zweifelt keiner. Zum Beispiel in einem der größten Bordelle Deutschlands, dem Artemis, das im September vergangenen Jahres in Berlin eröffnet hat, zu Fuß ein paar Minuten vom Olympiastadion entfernt. Zur WM-Zeit würden hier 100 Frauen arbeiten, sagt die Artemis-Pressesprecherin. Im Moment arbeiten allerdings auch viele Journalisten hier. Die Pressesprecherin hat viel zu tun:

Aus Frankreich, Russland, Schweden und Lettland seien schon Journalisten gekommen, »fast jeden Tag« führe sie einige von ihnen durchs Bordell.

Ist es das, woran sich die Welt nach der WM erinnern wird: Deutschland, das Land, das sich früher durch seine wichtigen Erfindungen hervorgetan hat und heute durch seinen liberalen Umgang mit käuflichem Sex? Der Brite Simon Anholt hat einen Nations Brand Index entwickelt, mit dem er das Image von Ländern bewertet. Das deutsche Außenministerium gehört zu seinen Abonnenten, außerdem berät er die englische Regierung bei etwas, das die Engländer »öffentliche Diplomatie« nennen. »Ich bin normalerweise sehr kritisch, was Länderkampagnen betrifft«, sagt Anholt, »meine Erfahrung hat gezeigt, dass es eigentlich nicht möglich ist, das Image eines Landes durch Propaganda zu verändern. Sogar Gastgeber eines Großereignisses zu sein wird das Image ihres Landes an sich nicht verändern.«

Die Deutschen gelten zwar als langweilig, aber vertrauenswürdig

In Sydney sei es zwar durch die Olympischen Spiele extrem gut und nachhaltig gelungen, das Bild eines Landes zu prägen, das geistig am Puls der Zeit sei und außerdem voll toller Menschen. Aber die Australier hätten es vergleichsweise leicht gehabt. »Die Leute erinnern sich immer an die letzten interessanten Geschichten. Und in Deutschland sind da nun mal der Mauerfall und Hitler«, sagt Anholt. Deutschland stehe aber auch ohne WM-Effekt gut da. In seinem Image-Ranking, in dem er nach der weltweiten Anerkennung von Produkten, Regierung, Wirtschaft, Bildung, Kultur, Einwohner, Tourismus fragt, sind die Deutschen fast im Halbfinale – Platz sechs. Es gäbe nur in zwei Bereichen etwas zu verbessern, sagt Anholt: »Tourismus und Kultur. Es ist ein Skandal, wie schlecht der Ruf der Deutschen in diesen Bereichen ist, vor allem in Asien.«

Dass die Bewohner des Landes den Ruf hätten, langweilig zu sein, sei imagetechnisch kein Problem. »Langweiligkeit ist die Nachbarin der Verlässlichkeit, und Verlässlichkeit ist die Nachbarin des Vertrauens. Unsere Ergebnisse zeigen, dass die Menschen zwar nicht so gern mit einem

Deutschen befreundet sein wollen. Aber sie würden ihn einstellen.«

Eigentlich könnte man sich zurücklehnen. Die anderen finden uns langweilig aber vertrauenswürdig, und die WM wird weder an der Selbst- noch an der Fremdwahrnehmung viel ändern. Also könnte Mario Gundel sich jetzt entspannen. Der Tiefbauingenieur ist Projektleiter des Berliner Senats, zuständig für eine sehr zentrale Baustelle: Unter den Linden, zwischen Humboldt-Uni und Staatsoper. 160 Meter Asphalt wurden hier aufgerissen, uralter Stein, deutsche Geschichte. Gundel hat Rohre verlegen lassen, hat die Gehwege verbreitert nach historischem Vorbild. Zwei Fahrspuren sind gesperrt, Gehwege unterbrochen. Aber alle wollen hier durch. Bis zur WM soll die Baustelle verschwunden sein. Für alle Arbeiten östlich der Humboldt-Uni zahlt der Bund, westlich davon Berlin. Zwei Etats, Gundel schreibt jede Rechnung doppelt. So deutsch, so umständlich, so zeitraubend. Aber diese Baustelle ist für ihn »die Visitenkarte des Landes«. Das gilt als reformmüde, nicht ganz zu Unrecht, findet Gundel. Er will der Welt etwas beweisen: »Es gibt gute Handwerker. Es ist Geld da. Wir Deutsche können's noch.«

Er hat Berliner Firmen angeheuert, sicher ist sicher, sonst stünden auf den Baustellen eventuell unzuverlässige Subunternehmer aus Polen und Tschechien herum. Einmal zweifelte er, ob er es schaffen werde, im Januar, der Winter war gegen ihn. Gundel ließ ein beheizbares Zelt aufstellen. Damit, wenn die Welt zu Besuch bei Freunden ist, sie nicht schlecht von uns denkt. Gundel will der Welt deutsche Tugenden zeigen. Er hat schon für den DDR-Magistrat gearbeitet, das Alte und Neue ist bei ihm in den richtigen Händen. Noch ist der Mittelpunkt der Hauptstadt eine Baustelle, Gundel bleiben nur ein paar Wochen.

Jetzt ging's los

Von Fußballpartys im Berliner Regierungsviertel bis in den Garten von Günter Grass: ZEIT-Reporter reisen durch ein euphorisiertes Land

VON CHRISTOPH DIECKMANN, HEIKE FALLER, MEIKE FRIES, JOHANNA LÜHR, MORITZ MÜLLER-WIRTH, CHRISTOF SIEMES UND HENNING SUSSEBACH
DIE ZEIT, 14.06.2006 Nr. 25

Am vergangenen Freitagabend, gegen 22.30 Uhr, ging in München, im Hotel Bayerischer Hof, die Fußballweltmeisterschaft zu Ende. Im Restaurant Trader Vic's hob André Heller sein Glas auf das Wohl aller, »die an diesem energievollen Ereignis mitgewirkt haben«. Während oben im Bayerischen Hof das Establishment – Blatter, Becker, Beckenbauer – sich selbst feierte, versammelte Heller im Souterrain an einem langen Tisch seine engsten Mitarbeiter. Während er den Toast sprach, legte er diesen hellertypischen Gesichtsausdruck auf, eine Mischung aus Melancholie, Freude und Sarkasmus – jene Mischung, die je nach Stimmung dramatisch in die eine oder in die andere Richtung ausschlagen kann. Wenige Stunden zuvor hatte er seine WM zu Ende gebracht: die Eröffnungsfeier, ausgedacht von ihm selbst und vom genialisch-verschrobenen Regisseur Christian Stückl aus Oberammergau. Heller verschwieg dabei an diesem Abend, dass kurz vor der Show von der Fifa und dem Organisationskomitee der WM wesentliche Elemente eliminiert worden waren: Es hätte Blumenblüten regnen sollen, und ein Feuerwerk war geplant – gestrichen, nachdem bei der Generalprobe sich versehentlich eine Rakete gelöst hatte. Immer mehr Leute kamen, Heller orderte neun, dann zehn, schließlich zwölf Hainan Chicken, eine Spezialität des Hauses. Für ein paar Minuten hatten Freude und Melancholie den Sarkasmus in seinem Gesicht verdrängt. Im Moment ihrer Eröffnung hatte er die WM losgelassen.

Jetzt ist sie also da. Sie ist dorthin zurückgekehrt, wo sie vor 32 Jahren das

Land verlassen hat, nach München. Wer die Stufen der neuen Arena am Rande der Stadt nach oben steigt und die Augen zukneift, kann das Zeltdach des alten Olympiastadions erkennen, als gleißende Erinnerung am Horizont. Als Ansporn, als Auftrag. Dort hat Gerd Müller im Sommer 1974 sein 2:1 gegen die Niederlande erzielt. Dort war der deutsche Fußball mal groß. Und dort war Deutschland mal lässig.

In der Arena wärmte die Sonne die Luft und die Farben, Bundespräsident Köhler streute ein paar Hauptsätze unters Volk, Claudia Schiffer gab die Stadionloreley, und Herbert Grönemeyer knödelte sein WM-Lied. Da flog kurz ein Gedanke vorbei: Sogar an einem Abend wie diesem ist eine Weltmeisterschaft eigentlich nur ein Ereignis in einem einzelnen Stadion. Der Rest ist Fantasie, Anteilnahme, Einbildung.

Wie ein großes Gefühl hat sich die WM übers Land gesenkt, jeder spürt sie, auch wenn die meisten Bewohner des Gastlandes – ebenso wie der Rest der Welt – die 64 Spiele nur im Fernsehen mitbekommen. Also versammelt man sich auf den Straßen und in Parks, um gemeinsam Fußball zu schauen und um Kerner und Jauch dabei zuzuschauen, wie sie die Zeit zwischen den Spielen wegmoderieren. Sogar Kerner und Jauch kriegen die WM nur im Fernsehen mit, auf den Leinwänden an den Standorten von ZDF und RTL.

Das Eröffnungsspiel wurde weltweit von 1,5 Milliarden Menschen gesehen. Der Papst hat das Spiel verpasst, er musste zu einer Audienz. Freudig aber habe er die Nachricht des deutschen Siegs vernommen, heißt es aus Rom. In Deutschland hatte die Übertragung einen Marktanteil von 75 Prozent. Auch Spiele ohne deutsche Beteiligung erreichten Einschaltquoten wie sonst nur *Wetten dass*. Dass die WM in Deutschland spielt, bemerkt man vor allem an einem Gefühl, das scheinbar alle erfasst hat (und die, die es nicht ereilt hat, regen sich darüber ebenso leidenschaftlich auf).

Leute, die sich nicht kennen, fragen sich, wie »das« Spiel ausgegangen ist, meistens wissen alle, von welchem gerade die Rede ist. Man hört oft den Satz: Weil es das letzte Mal sein wird, dass ich so etwas in Deutschland erleben werde. Käsebleiche Mädchen riskieren – mit kaum mehr als einer

brasilianischen Flagge bekleidet – schwere Sonnenbrände. Berlin riecht nach Bratwurst, Unter den Linden nutzen Hütchenspieler ihre WM-Chance. In Prenzlauer Berg sorgt sich der Nachtwächter einer Obdachlosenunterkunft: »Seit der WM werden unsere ganzen Alkis wieder rückfällig, aber kann ihnen ja auch keiner übel nehmen.« Und ein paar Schritte weiter sagt ein kleines Mädchen auf dem Fahrrad zu seiner Freundin: »Guckst du auch We-Ämm?« Argentinier drehen sich nach blonden deutschen Frauen um, deren Männer drehen sich nach Argentinierinnen um. Und der türkische Kioskbesitzer in Kreuzberg hat sich eine Deutschlandfahne über den Eingang gehängt.

Das 2:1 für Costa Rica fällt im ICE von Hamburg nach Stuttgart

Die deutsche Flagge hat sich in diesen Tagen verwandelt in alles, was möglich ist: Stoffgürtel an den Hühftosen junger Mädchen am Hauptbahnhof von Mannheim. Eine Krawatte am Hals eines Geschäftsmannes im ICE von Hamburg nach Hannover. Sombreros auf den Köpfen mexikanischer Fans. Papierfähnchen sowieso. Und natürlich auf Haut gemalt, auf unzähligen speckigen Kinderbacken und Kinderhändchen.

In einem Vorort von Hamburg rollt Justus, 4, in eine Deutschlandflagge eingewickelt auf dem Wohnzimmerboden herum. Welchen Spieler magst du am meisten? »Keinen.« – »Justus«, sagt sein Vater Nils Cremer, »man erlebt nur einmal im Leben die Weltmeisterschaft im eigenen Land. Also pass gut auf.« Schon in der 6. Minute will Justus lieber Memory spielen.

Und was passiert im Rest des Landes? In einem ziemlich vollen ICE von Hamburg nach Stuttgart verspricht sich in der 20. Spielminute der Zugführer und gibt ein 2:1 für Costa Rica durch, keiner fällt in Ohnmacht, kein Aufschrei, nichts. Der Zugführer entschuldigt sich mehrfach für seinen Versprecher, aber keiner scheint seelischen Schaden genommen zu haben.

Im Café King in Berlin freut man sich über das gute Geschäft

In Berlin-Grunewald, da, wo die deutsche Mannschaft wohnt, ist es später am Abend ganz still. Die Nationalmannschaft ist nicht zu Hause, sie hat gerade in

München ihr erstes Spiel gewonnen. Kein Licht hinter den Fenstern der Villen und Wohnungen in der Brahmsstraße. Auf den Bürgersteigen stehen rot-weiße Absperrgitter. Auf der einen Seite eine Hand voll Fans, auf der anderen Seite die Journalisten. Dazwischen Spaziergänger mit über die Schulter gelegten Pullovern. »Ach, wir sind hier nur mal gerade so vorbeigegangen.« Fan-Understatement in Grunewald.

Stippvisite im Café King, später am Abend. Der Taxifahrer weiß Bescheid: »Das ist doch da, wo die Spiele entschieden werden.« Hier haben der Schiedsrichter Robert Hoyzer und der Großzocker Ante Sapina die Ergebnisse von Amateur- und Pokalspielen manipuliert. Auftritt Milan, der älteste der Sapina-Brüder. Er setzt sich an einen der Tische, während er den halben Laden begrüßt, Drinks bestellt und ein paar seiner Jungs herbeischneipst, damit sie die kroatischen Fahnen holen. »Der Laden läuft gut, nach dem ganzen Stress vielleicht sogar noch besser«, sagt er. Während der WM hat das Café auch einen Verkaufsstand auf dem Kurfürstendamm. »*King is famous*«, sagt ein Gast an der Theke mit kroatischem Fußballtrikot über den berüchtigten Ort, an dem der deutsche Fußball seine Unschuld verlor.

Natürlich ist die WM in Deutschland auch ein Akt nationaler Selbstdefinition.

In diesen Wochen fährt jener Zug durch Deutschland, der am 5. Juli 1954 Herbergers Helden von Bern nach München gebracht hat, der sagemumwobene VT 08. Am 11. Juni 2006 fuhr er von Celle nach Köln, mit 147 afrikanisch beflaggten Niedersachsen, die Angola bei seinem ersten WM-Spiel gegen Portugal wie Weltmeister feiern wollten.

In Hannover steigen zwei Angolaner zu: Matens Mendonça, Bäcker aus Luanda, und Tito de Almeida, der eine Dokumentation des angolanischen Fußballwunders dreht. Denn ein Wunder ist es, dass sich die Mannschaft nach Jahrzehnten Bürgerkrieg zur WM gekickt hat.

Minden, Porta Westfalica, Hamm ... Überall winken, johlen, knipsen Déjà-vu-verwirrte Menschen. In Solingen-Ohligs annonciert der Bahnhofssprecher die Reisegruppe als »Mannschaft Portugals«. Ein Mann ist schweißgebadet,

Bernd Nitsche, Sportchef von Celle. Er hat Angolas Mannschaft in die Stadt geholt, erfüllt den Gästen jeden Wunsch. Er hatte selbst nur einen: Angolas Fußballverband möge aus seinem Kontingent 147 Tickets für das heutige Spiel abgeben. Schon vor Wochen sagte man ihm zu. Statt der Tickets trafen Vertröstungen ein. Jetzt steht Nitsche per Handy in Dauerverhandlungen mit Dr. Joao Mario B., der die Karten hat beziehungsweise einen Mr. X erwartet, welchen Dr. B. gut kennt oder nicht ganz so gut, wobei die Karten sich noch im Hotel befänden, aber sofort kämen, vielmehr etwas später, da Mr. X gerade essen sei.

Köln. Seit drei Stunden braten 147 lammsgeduldige Celler vor dem Stadion, mit schwindender Hoffnung auf das Spiel. Endlich gesteht Dr. B fernmündlich: keine Tickets. Mr. X habe sie meistbietend verhökert. »Ich schäme mich«, sagt, mit nassen Augen, ein Angolaner, der auch draußen bleiben muss. »Das ist Angola! Das ist Schande!« Der Schwarzmarkt blüht.

In einem Garten ein paar hundert Kilometer weiter nördlich, in Behlendorf, nahe Ratzeburg, sitzt Günter Grass unter einem Nussbaum, Mücken schwirren, eine Hornisse torkelt umher, auf dem Tisch steht Cidre, und im Haus läuft der Fernseher. Der Nobelpreisträger hält als Fußballfan meist zu den Kleinen, den Außenseitern, das ist keine große Überraschung, das tut er auch als Schriftsteller. Zuletzt selbst gespielt hat er vor fast 30 Jahren, auf Linksaußen naturgemäß, so engagiert, dass danach seine Beine anschwellen. Seitdem ist er vor allem Fernsehfußballer, und besser hätte die WM für ihn nicht liegen können. Das neue Buch ist fertig, genug Zeit also, sich an Philipp Lahm zu freuen (auch er ein Kleiner). Die Einladung einer Bank zum Eröffnungsspiel hat er zwar ausgeschlagen, »so was mache ich nie«. Aber ins Stadion wird der fast 80-Jährige auch noch kommen: Er hat nichtkorrumpierende Tickets für sich und seine Frau, Achtelfinale in Hannover, vielleicht mit deutscher Beteiligung. »Das werden wir doch erreichen, oder?«

Entspannter Patriotismus, das waren die Worte der Woche. Für Deutschland zu sein, sich ein Fähnchen zu kaufen, hat plötzlich etwas Idealistisches. Denn

in seiner Mitte, in seinem politischen Zentrum, erinnert das Gastgeberland eher an eine Weltausstellung. Weithin sichtbar hat die Hauptstadt sich auf den Fußball eingelassen, recht schamlos durfte sich der Kommerz der Symbole der Kapitale bedienen. Die Telekom hat die schöne Sputnikkugel des Fernsehturmes zum Fußball umlackiert, adidas hat vor dem Reichstag das Olympiastadion nachgebaut, Platz für 10.000 Menschen, die darin Tag für Tag bis Mitternacht zwei Leinwände anschreien und für die nächsten vier Wochen alle politischen Debatten übertönen. Gibt es überhaupt noch welche?

In München darf André Heller nicht zur Prominenten-Fifa-Party

Wenn sogar ein Regierungsviertel leer geräumt wird, kann das nur zweierlei bedeuten: Entweder die Weltmeisterschaft heißt völlig zu Recht nicht Weltmeisterschaft, sondern »2006 Fifa World Cup Germany TM«, wie der Weltfußballverband dies verfügt hat – dann muss der Gastgeber natürlich mitmachen und knallharte Standortpolitik betreiben, zugunsten der Trademark Germany. Oder der Fußball ist endgültig in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen, und da hat er sich nun breit gemacht, auch auf der Wiese vor dem Reichstag, auf der bis vor Wochen Kicken verboten war – bis adidas kam, Bäume fällte, ein paar Tore aufstellte und Musik aufdrehte. Wenige Tage WM haben gereicht, um zu erahnen, dass beides stimmt. Letztes Jahr war Deutschland zwar auch nicht sonderlich katholisch, aber es war Papst. Dieses Jahr ist Deutschland Weltmeisterschaft, obwohl es vor ein paar Tagen noch so WM-müde war.

Beim Eröffnungsspiel in München klingt es, als würde 2006 als das Jahr in Erinnerung bleiben, in dem die Deutschen wieder so ungeniert ihre Hymne sangen. Jedes einzelne Wort ist zu hören im Stadionrund, die Fans singen die Nationalhymne lauter, als die Kapelle spielt. Und unten auf dem Rasen zermalmt Torwart Jens Lehmann diesen großen Augenblick – auch seiner Karriere – auf einem Kaugummi. Auf den Rängen macht das Volk Fotos und verteilt liebkosende »Is« an Poldi, Schweini, Klinsi. Dann beginnt sie mit einem simplen Schiedsrichterpfiff, diese »2006 Fifa World Cup Germany TM«. Und die deutsche Elf spielt exakt so, wie sich das Land mittlerweile

versteh: nicht mehr dröge, perfektionistisch und freudlos, sondern freudig, frisch – und fehlerhaft. Und vielleicht gerade deshalb sympathisch. Oben am Himmel sieht ein einsames Wölkchen zu, dann fallen sechs Tore, vier da, zwei dort, aber das tut der Stimmung keinen Abbruch. Vielleicht liegt alles aber auch einfach nur daran, dass an diesem ersten Tag nicht nur die WM nach Deutschland kommt, sondern auch der Sommer.

Es ist fast Mitternacht, als der Bus mit der Mannschaft wieder in die Brahmsstraße in Grunewald einbiegt. Gut sichtbar Klinsmann, ganz vorne gleich neben dem Fahrer. Kleiner Applaus der Fans. Die Spieler steigen einer nach dem anderen aus, frisch geduscht. Der Klassenausflug ist vorbei, und der Gruppenleiter hat gesagt, sie sollen alle ganz schnell ins Bett gehen. Im Hoteleingang steht die Belegschaft mit Deutschlandfahnen Spalier (das Wedeln wurde vorher ausgiebig geübt). Einer nach dem anderen verschwindet durch das Tor, nur Lukas Podolski hat ein Herz und kommt zum Gitter. Dann kommt Schweini, und schließlich dreht sich auch Oliver Kahn noch mal um und zieht seinen Rollkoffer in Richtung Fans, um ein paar Autogramme auf T-Shirts zu schreiben. »Alter, nicht auf den Kragen«, sagt einer.

Bei Heller im Keller des Bayerischen Hofes wurden etwa zur selben Zeit chinesische Glückskekse gereicht. Er habe bei den »Halbprominenten« gegessen, Leuten »wie Harald Schmidt«, berichtete Heller, die wahre Prominenz sei ja weithin unbekannt, »wer erkennt schon Fifa-Funktionäre?«. Einmal wird er ihnen noch begegnen, beim Finale in Berlin. Dort gibt es noch mal ein paar Sequenzen Heller zum Abschluss des Turniers, vor dem letzten großen Match. Er will nicht, dass der Eindruck entsteht, er habe mit dieser WM bereits abgeschlossen, er hat noch einen Job zu erledigen. Dann öffnete er seinen Orakelkeks: »*You are a practical person with your feet on the ground.*« Heller lächelte. »Ich glaube«, sagte er, »diese Kekspanktion können sie wieder einstampfen.«

Dann ging er schlafen. An der Fifa-Party vorbei, auf sein Zimmer. Die Etablierten hatten ihn zu ihrem Fest nicht eingeladen. Vielleicht hatten sie ein schlechtes Gewissen, schließlich haben sie ihm auch die kurze Schlussfeier

noch zusammengestrichen. Zum Beispiel hätten eigentlich 500 Südafrikaner den Rasen stürmen sollen, den Ball von den Deutschen aufnehmen, um ihn 2010 in ihrer Heimat wieder ins Spiel zu bringen. Heller sagt: »Wir hatten viel vor.« Was von seinen Plänen übrig geblieben ist, das wollte er nicht verraten.

Magie der Heiterkeit

Deutschland feiert sich und all seine WM-Gäste: Patriotismus muss man gar nicht verordnen

VON THOMAS ASSHEUER

DIE ZEIT, 14.06.2006 Nr. 25

In Bad Kissingen heißt die Grabengasse nun »Avenida Amazonas«, und die Bevölkerung liegt zwischen Grill und Großleinwand dem Fußballteam aus Ecuador zu Füßen. Das Städtchen Celle spendiert dem Nationalteam aus Angola 50.000 Autogrammkarten und sieht die Mannschaft schon im Endspiel, gegen Brasilien. Und wer in deutschen Landen beim ersten Ballkontakt nicht weiterweiß, den belehrt das »Schulungshandbuch« der Deutschen Zentrale für Touristik. Wie begrüßt man unsere Gäste aus Paraguay? Mit »*Mbáe Sopa*«. Wie denn sonst?

Deutschland hüllt sich in Fahnen – und feiert. Historisch gesehen, gehört die Gastfreundschaft nicht zu jenen Tugenden, mit denen das Land sich seinen Nachbarn bekannt gemacht hat. Doch nun ist plötzlich viel Platz am Tisch, ganz selbstverständlich, als sei es immer so gewesen. Die Fußballweltmeisterschaft ist fröhlich und ansteckend, als gäbe es eine Magie der Heiterkeit. Auch die flächendeckenden Deutschlandfahnen und Ganzkörperabzeichen schrecken niemanden mehr. Schwarz-Rot-Gold hat nichts Bedrohliches, nichts von dumpfdeutscher Militanz oder aggressiver Selbstbehauptung. Die Fahnen sind Erkennungszeichen; sie grenzen nicht aus, sondern heißen willkommen.

Kurzum, wenn nicht alles täuscht, dann führt die unsterbliche Popkultur bei der WM Regie und gibt den Rhythmus vor. Warum sonst ist der Umgang mit nationalen Identitäten so augenzwinkernd, so spielerisch und ironisch? Viele Fans hängen sich die Fahnen mehrerer Nationen um, wie vielfarbige

Identitäten, denn man könnte ja auch Italiener sein. Das Land leuchtet. Vergessen sind die sieben mageren Jahre, der Krampf präsidentialer Ruck-Reden, die nationale Standort-Panik und wirtschaftliche Mobilmachung. Ein Land feiert – und öffnet sich den Fremden. Patriotismus ist Party.

Mancher wird sich nun die Augen reiben. Vor allem englische Postillen beschrieben Deutschland bislang als Europas größte No-go-Area, wo gestiefelte Horden aus der ostdeutschen Steppe die Reichshauptstadt stürmen. Nun sehen sie ein anderes, ebenso reales Gesicht von Deutschland, und für einen Moment lang lässt das große Fest die Fratze des Rechtsradikalismus vergessen, der tatsächlich ganze Dörfer und halbe Landstriche tyrannisiert. Natürlich löst die Macht der Bilder die rechten Fußtruppen nicht in Luft auf, aber sie macht sie für einen Augenblick lang unsichtbar, während die Ursachen und Ängste, die ihn gedeihen lassen, fortbestehen. Und dennoch: Macht der Party-Patriotismus das schwüle Blut-und-Boden-Pathos der Deutschnationalen nicht schlichtweg – lächerlich?

Wenn es so bliebe, dann gäbe das entspannte Spiel mit nationalen Symbolen und patriotischen Gefühlen sogar Anlass zur Zuversicht. Weil keine Nation der Welt ihre Probleme im Alleingang lösen kann und weil sich alle Länder in Zuwanderungsgesellschaften verwandeln, ist die Mischung aus Ironie und Selbstbewusstsein der Königsweg, um nationalen Hochmut zu entgiften und ihm politisch die Stacheln zu ziehen.

Im Abseits stehen nun jene Spiegelfechter und Kampagnen-Ritter, die Deutschland die schlimmste aller Krankheiten andichten: die fehlende nationale Begeisterung, die gähnende Leere in der Tiefe des republikanischen Herzens. Das war schon zu Zeiten der alten Bundesrepublik grober Unfug, und heute gilt dies noch mehr.

Gemessen an der neuen Heiterkeit, haben die Deutschfühlpelle, die derzeit die Büchertische überschwemmen, etwas Verklemmtes. Salbungsvoll beschwören die Autoren darin die Vaterlandsliebe als Kitt in der Krise. Sie beschwören Bach und Beethoven – und haben oft nur einen kruden Wertschöpfungspatriotismus im Sinn, damit die Nation im globalen

Konkurrenzkampf die Nase vorn behält. Armes Deutschland.

Und was ist, wenn die deutsche WM-Mannschaft schon vor der Zeit den Ball verliert und vor dem Finale vom Platz geht? Dann zeigt sich, ob die nationale Entspannungsübung gewirkt hat. Wenn ja, wird die Republik weiterfeiern wie nach einem verlorenen Freundschaftsspiel und lachend dem Sieger aufs Treppchen helfen, als sei er einer von uns. Denn Fußball ist das Allerwichtigste. Aber so wichtig nun auch wieder nicht.

Das Wechsel-Spiel

Michael Ballack sammelt Souvenirs, Christoph Metzelder träumt sich auf die Fan-Meile, und Jens Lehmann erkennt sein Land nicht wieder. Die wahre Weltmeisterschaft findet auf der Straße statt

VON HENNING SUSSEBACH

DIE ZEIT, 29.06.2006 Nr. 27

Wenn selbst diesem Ort ein Zauber innewohnt, muss wirklich was passiert sein. Eigentlich ist die Mixed Zone eines Stadions der sterilste Punkt der Fußballwelt, so ist das auch in München. Linoleumboden lässt die Sohlen quietschen, an der Decke knackt das Neonlicht, der ganze Stadionkeller strahlt eine gewollte Kälte aus, auch wenn es drückend schwül ist wie an diesem Tag. Die Mixed Zone ist eine Durchgangsstation, kein Aufenthaltsraum, eine Schleuse zwischen der Vertrautheit einer Mannschaft und dem Verlangen der Öffentlichkeit nach Intimitäten, hier treffen shampooduftende Spieler auf ihren letzten Metern zum Bus auf verschwitzte Reporter, und jeder fühlt sich vom jeweils anderen gedemütigt: die Spieler, weil sie durch vergatterte Gänge getrieben werden wie Vieh auf dem Weg zur Auktion, begafft und beurteilt. Die Reporter, weil sie an den Zäunen warten wie Bettler, die den Stars statt eines leeren Hutes ihre leeren Tonbänder entgegenrecken. Sie brauchen Zitate, die Währung dieser geschwätzigen Gesellschaft – und wissen doch, dass Wahrheit und Gefühle hier unten nicht zu haben sind, weil die Spieler ja »Profis« sind, und als Profis tragen sie ihr Informations- und Emotionsmonopol an allen vorbei in den Bus. So herrschen gewöhnlich Beklommenheit, Misstrauen und Scham auf beiden Seiten.

Das muss man wissen, um zu verstehen, was nach dem 2:0 gegen Schweden im Achtelfinale der Fußballweltmeisterschaft anders war, als die deutsche Delegation ins Medienspalier eintrat, durch eine Milchglastür, wie man sie

von Flughäfen kennt: Oliver Bierhoff lächelte, als werde er nun endlich dieses Riesenbierglas vor dem Brandenburger Tor austrinken, Lukas Podolski grinste sich von Interview zu Interview, als sei er in die Reporter verliebt, Sebastian Kehl diktierte englischen Journalisten geduldig sein Lob der »*German audience*« in die Blöcke, Philipp Lahm erzählte leuchtend von seinen Erlebnissen auf dem Platz wie ein Schulbub von der Klassenfahrt, Jens Lehmann sprach vom »absoluten Höhepunkt« seiner Karriere – schade nur, dass er in seiner »kleinen Zelle in Berlin«, dem Mannschaftshotel, nicht viel mitbekomme von der WM an sich. Es gab Klapse hier und Klapse da, in die Fragen mancher Reporter hatte sich ein verschwörerisches »wir« geschlichen – und die Spieler wollten wissen, wie die Stimmung »draußen« sei.

Es geschieht nie, nie, nie, dass Fußballprofis Fragen stellen, sind sie doch der Mittelpunkt der Fußballwelt. Aber an diesem Juni-Tag schien sich etwas verschoben zu haben: Als 66.000 Zuschauer in der Münchner Arena dem Spiel der Deutschen zusahen, hörte in Berlin die Polizei auf der Fan-Meile bei einer Million Menschen zu zählen auf. Als die Berliner Million nach dem Abpfiff zwischen Brandenburger Tor und Siegessäule feierte, trat in München Michael Ballack aus der Kabine – mit einer kleinen Deutschland-Fahne in der Hand.

Er sah aus wie sein eigener Fan.

Die Deutschen sind gerade sehr ergriffen von ihrer Ergriffenheit

Die Flagge war ein Geschenk seiner Söhne. Sie waren nach dem Spiel in die Umkleide gekommen und hatten ihrem Vater diese Fahne überreicht, mit den Worten: »Für dich, Papa.« Normalerweise bringen Väter ihren Kindern Geschenke von Dienstreisen mit, um sie am Zauber der Ferne teilhaben zu lassen. Nun bekam der Vater das Mitbringsel, um ein wenig jener Magie zu erhaschen, die derzeit so viele bei der WM erspüren – oder erspüren wollen.

Die Sonne stand schon tief, als Ballack 90 Minuten nach dem Schlusspfiff mit seinem WM-Souvenir davonzog, als der Mannschaftsbus vom Stadion ablegte

wie ein Schiff vom Festland und man nicht mehr genau wusste, was und wo sie nun ist, diese WM. Fuhr sie da gerade mit dem Bus weg? Oder blieb sie bei den Menschen, die noch rund um die Arena standen, weil es sich derzeit für viele wie ein Fehler anfühlt, nach Hause zu gehen?

Fast scheint es in diesen Tagen, als seien Ballack und seine Mitspieler nur noch Gäste auf der Party, zu der sie vor drei Wochen eingeladen haben.

Man kann die Verwunderung und Verwirrung darüber derzeit im ganzen Land erleben, denn das ganze Land tut seit Wochen nichts anderes mehr, als über sich selbst zu sprechen. In Berlin, auf der Terrasse einer Bierkneipe, sitzt ein Mann, der sich ebenfalls an einer Erklärung versucht. 21 Uhr, Anstoßzeit, auf einer großen Leinwand spielt Brasilien, strahlt und leuchtet gelb, das »R« des Kommentators rollt durch die Straßen, »Rrrrronaldo!«, »Rrrrrrobinho!«, »Rrrrrronaldinho!«, und an einem der Tische deutet Professor Wolfgang Kaschuba den Fußball – oder vielmehr das, was der Fußball über den Menschen erzählt. Kaschuba, 56, ist Direktor des Instituts für Europäische Ethnologie der Berliner Humboldt-Universität, er hat den deutschen Heimatfilm analysiert und die Architektursprache des Berliner Regierungsviertels, er hat ein Buch über die *Inszenierungen des Nationalen* herausgegeben, nebenbei quält ihn eine alte Liebe zum 1. FC Köln.

Bislang, sagt Kaschuba, habe er seinen Ethnologenblick beim Fußball auf den Rasen gerichtet, er spielt ja selber, in der Mannschaft der Akademie der Wissenschaften. Nun, bei dieser WM, sei das anders: »Ich gucke jetzt zu, wie die Leute zugucken.« Das ganze Land sei für ihn zum »Laboratorium« geworden, er sehe Menschen in einem »spielerischen Umgang in allen Abstufungen der Identifikation« – allem Treiben auf den Straßen liege »ein großes Streben nach Übereinstimmung, nach Gemeinschaft« zugrunde, das der Alltag nicht mehr befriedige. Anders als die WM 1974 ist die WM 2006 eine Freiluft- und keine Wohnzimmerversammlung. Familien lösen sich auf, Kirchengemeinden sterben, Gewissheiten zerlaufen – aber jetzt gibt es vier Wochen lang Public Viewing. Neue soziale Orte voller Menschen, die ihre Hymne singen, die sich in Tippgemeinschaften zusammenschließen, die sich in

Flaggen hüllen, die ihre nackte Haut bemalen – und die sich gegenseitig bestätigen, wie schön es ist, seine Hymne zu singen, sich in Flaggen zu hüllen und seine nackte Haut zu bemalen. »Wir sind zwar einsamer geworden«, sagt Kaschuba ins theatralische Gebrüll des Fernsehkommentators hinein, »aber es ist nicht so, dass wir dadurch in unserer kulturellen Grundausstattung autonomer geworden wären: Unsere Kleidung, unsere Schönheit, unsere Klugheit, all das macht keinen Sinn, wenn wir es nicht kommunizieren können.« Jedes Bild von den Tribünen, von den Straßen und Plätzen erzähle ihm genau das.

Die WM als Sammelplatz einsamer Seelen also. Was nun daraus entstanden ist, ist sehr deutsch, weil es mal wieder sehr selbstreflexiv ist. Der Professor nennt es »Pathos auf der dritten Ebene. Wir merken: Oh, da bin ich aber gerade pathetisch gewesen. Deshalb breche ich es und sage mir, das sei nur ironisch – was mir wiederum erlaubt, Pathos zu fühlen.« Ist das Nationalismus? »Das sind weniger symbolische Feiern für irgendetwas, sondern Feiern des Symbolischen. Die Deutschen sind gerade sehr ergriffen von ihrer Ergriffenheit.«

Diese Selbstreflexion scheint sich inzwischen von den Tribünen wieder zurück aufs Spielfeld zu verlagern. Es geht hin und her. Es ist ein Wechselspiel geworden. Torsten Frings imitiert sich mit seinen Fernschüssen mittlerweile selbst, Miroslav Klose testet in seinen Dribblings, wie es sich wohl als Weltstar kickt, Michael Ballack spielt längst als »Michael Ballack« in seinem eigenen Film, Poldi und Schweini geben das Zirkusduo »Poldi & Schweini«, die Deutschen probieren mal, wie es ist, sich kollektiv zu freuen – und jeder schaut sich dabei selber zu.

Es ist erst einen Monat her, dass Torwart Jens Lehmann, der nun all seine aufgedrehten Mitspieler vor sich übers Feld laufen sieht, in einem Gespräch mit der *ZEIT* sagte, er wolle in diesem Sommer seine Kinder vorzeitig aus der Schule nehmen, damit sie die WM erlebten – »weil das ein Ereignis ist, das in Deutschland in den nächsten zehn, zwanzig Jahren einmalig bleibt«. Damals klang das kitschig. Heute sieht es so aus, als habe er die Lage unterschätzt.

Lehmann hat Deutschland vor drei Jahren verlassen, da zog er nach London. Nun erzählt er im Stadionkeller von München, dass er während der Spiele, in der kurzen Zeit außerhalb seiner Hotelzelle, seine Heimat nicht wiedererkenne. Ausgerechnet Lehmann, der Mann aus der Fremde, ist derjenige deutsche Spieler, der als Erster zum Aufwärmen aufs Feld läuft; das ist Torwartradition. Eine Stunde vor Anpfiff brüllt dann das Stadion auf, Lehmann steht allein auf dem Grün, ein Kristallisationspunkt der Gefühle. Lehmann führt dann die Arme über dem Kopf zusammen, klatscht und sieht dabei so unbeholfen aus wie früher Gerhard Schröder bei seiner Kanzler-Kraft-Geste. »Was hier passiert, kommt für mich total überraschend«, sagt er, die Kollegen aus der Bundesliga hätten ihm in all den Jahren nur berichtet, daheim sei »die Stimmung schlecht. Und in den Stadien dauernd die Gesänge: ›Wir woll'n euch kämpfen sehn‹.«

Oder Christoph Metzelder. Einmal, es war noch während der Vorrunde, war der Verteidiger zum Pressegespräch im ICC erschienen, dem Internationalen Congress-Centrum in Berlin. Hier hält der Bundestrainer vor einer gewaltigen Parteitagskulisse seine Konferenzen ab, und in klimatisierten Séparées dürfen einige seiner Spieler interviewt werden. Das ICC ist der öffentlichste Ort, an den Metzelder in diesen Tagen kommt. Er ist ein beredter Spieler, aber auf eine Frage wusste er an diesem Morgen lange keine Antwort: Wo ist das Zentrum der WM?

Oder: Was ist das authentischste WM-Erlebnis? Metzelder starrte auf seine Hände, auf die weiße Tischplatte vor ihm, auf ein kleines Konferenz-Rondell von Cola-Fläschchen. Dann lachte er auf und sagte: »Auf die Fan-Meile würde ich gern mal gehen.« Am liebsten, wenn die Deutschen spielen. Am liebsten im eigenen Trikot. Als Fan Metzelder, der dem Spieler Metzelder zusieht. Es war ein Witz und doch die Wahrheit.

Es sieht jetzt manchmal so aus, als seien die Spieler Zuschauer der Zuschauer geworden.

Überall stürmisches Bemühen statt Hang zur Perfektion

Mag sein, dass die sportlichen Dramen des Turniers erst noch geschrieben werden – bislang hat sich die WM wegbewegt von ihrem Ursprung, dem Fußballplatz. Es ist, als sei ringsum eine große UN-Vollversammlung im Gange, auf der die Menschheit keine Kriege beschließt oder abzuwenden versucht, sondern sich selber feiert. Noch lauter als die Nationalhymnen wird in den Stadien der Popsong *Three Lions* gesungen, der Refrain »*Football's coming home*« ist zur Weltfußballhymne geworden. In Frankfurt, in einer stickigen Straßenbahn auf ihrem Weg zum Spiel Niederlande gegen Argentinien, schwärmte ein Mann in Oranje vom »*groot feest*«, dem großen Fest, das ausgerechnet die Deutschen ausrichteten. Ein Argentinier kam hinzu und rief: »Das sind die Momente, in denen du das Leben liebst, weil du es im ganzen Körper spürst.« Nur Hang Yu, Berichterstatter des Internet-Dienstes China Sports, gab zu bedenken, dass die Deutschen zwar »*veeeeery warmhearted*« seien, vom Taxifahrer bis zum Polizisten – aber das mit miserabilem Englisch. Das habe ihn wirklich erstaunt.

Deutschland staunt ja selber über seine Fehlerhaftigkeit – und noch mehr darüber, dass es sie akzeptieren kann. Früher mochten (oder hassten) die Deutschen ihre Nationalelf wegen ihrer Präzision, ihrer Perfektion. Heute wird sie geliebt wegen ihres stürmischen Bemühens, ihrer bislang erfolgreichen Improvisation. Das Spiel auf dem Rasen wirkt wie der Versuch, aus beschränkten Mitteln das Beste machen. Im Prinzip ist das ganze Leben so.

Deutschland ist erstmals als Underdog in den globalen Fußballwettbewerb gegangen, an niemandem ist das besser zu erklären als an Jürgen Klopp. Klopp, 39, ist eigentlich Trainer des Erstligisten Mainz 05, in der vergangenen Saison ist er nur knapp dem Abstieg entgangen. Nun analysiert er im ZDF die Spiele dieser WM – und plötzlich sieht Günter Netzer in der ARD irgendwie alt aus.

Es ist einer dieser gewittrigen Spätnachmittage in Berlin, Sendepause zwischen zwei Spielen. Klopp sitzt in einem Besprechungszimmer am Potsdamer Platz, von wo aus das ZDF die Republik mit Fußball versorgt, und

kaut Kekse. Er kommt ja sonst nicht zum Essen, »in der ersten WM-Woche bin ich noch nicht mal richtig zum Schlafen gekommen«, sagt er und lacht, »da bin ich zwar um ein Uhr ins Bett gegangen, aber die Spiele in meinem Kopf liefen trotzdem weiter«.

Was für ein Kontrast: Klopp quasselt wie die Fans am Brandenburger Tor, die WM raubt ihm den Schlaf, weil er auch nachts noch freudig staunt über das, was er da sieht. Bei Netzer ist das unvorstellbar. Netzer dünkelt. Seine Perspektive ist die des Altmeisters, jeder seiner Sätze verrät die Verlustängste der alten Bundesrepublik – immer wieder »*Wir* als Fußballnation« und »So einen Gegner *müssen* wir schlagen«. Klopp sagt das nicht. Klopp sagt, wenn die Regie auf sein Geheiß eine Spielszene einfriert: »Gucken wir uns das mal an, das ist nämlich superinteressant!« Er staunt wie ein Kind über die Kombinationen der Brasilianer. Er sagt über das Traumtor eines argentinischen Weltstars: »Genau so eins habe ich auch schon gemacht: 1993 gegen den SV Meppen.« Er gesteht vor laufender Kamera: »Das Spiel stellt mir heute noch so viele Fragen.« Und ganz nebenbei ist sein »Grafiktablett«, wie sie beim ZDF den Bildschirm nennen, auf dem Klopp Kringel über Spielsituationen malt, zur Tafel der deutschen Fußballvolkshochschule geworden. Es geht nicht mehr um nationale Schande, es geht um diesen oder jenen Fehlpass da im Mittelfeld. Während Netzer noch im Jammertal sitzt, befeuert Klopp den emotionalen *turnaround*. »Das, was ich hier mache, ist genau das, was ich bei Mainz 05 auch mache – nur vor mehr als 20 Jungs«, sagt Klopp. Er muss dann auch schon wieder weg, Fußball gucken.

Das Publikum feiert seinen Beitrag zur WM – fast schon eitel

Es ist, als sei Klopp, der Fastabsteiger, als Vertreter einer neuen deutschen Neugier für diesen Job gecastet worden. Denn so wie der Mainzer Trainer auf die Bundesliga blickt, schaut Deutschland auf den Weltfußball. So wie die jüngste deutsche Wirtschaftskrise uns alle zu kleinen Ökonomen ausgebildet hat, hat die letzte deutsche Fußballkrise kleine Taktik-Experten aus uns gemacht. Es erscheint zunächst paradox und dann doch folgerichtig, dass – bei aller gegenwärtigen Leidenschaft – der Blick auf den Fußball selber

fachlicher geworden ist. Jürgen Klopp, der die Spiele der Nationalelf im Deutschland-Trikot analysiert und bei einem Fehler der Abwehrkette trotzdem nicht persönlich beleidigt wirkt, ist das Sinnbild dafür.

Die Frage ist bloß, wie lange all das anhält. Ob das Land schon entspannt genug ist, zu verlieren und sich dann mit anderen zu freuen. Es kann ja täglich so weit sein. Der Ethnologe Kaschuba hatte dazu in der Fußballkneipe gesagt, er habe Hoffnung: Die Medien als »Schalttafel des kollektiven Gedächtnisses« sorgten schon jetzt dafür, dass der Sommer 2006 künftig immer dann erwähnt werde, »wenn wieder *German angst* um sich greift. Dann wird es heißen: ›Es gab mal diese vier Wochen voller Leichtigkeit.« Selbst wenn diese Leichtigkeit nicht bleibt, wird die Erinnerung daran bleiben. Das Wissen, dass wir das mal gekonnt haben.«

So wird in diesen Wochen der Hinweis »ausverkauft« auf den Stadionschirmen bejubelt wie ein Tor. Das Publikum feiert seinen Beitrag zur WM, es hält ihn für nicht unwesentlich, manchmal wirkt die ganze Angelegenheit schon etwas eitel. Es ist kein Zufall mehr, dass die Ikonen des Turniers bislang keine Spieler zeigen, sondern Zuschauer: Diego Maradona mit Trikot und Zigarre. Die entfesselt jubelnde Frau in Schwarz-Rot-Gold auf den Schultern eines Mannes, die es bis auf den *Spiegel*-Titel schaffte.

Die ausgestreckte Hand mit einer Digitalkamera darin ist zu einer der Gesten der WM geworden. Die Menschen fotografieren sich selbst, sie führen Tagebuch in Bildern. Ich war dabei, soll das heißen. In Frankfurt, es war schon dunkel, und die Partie der Argentinier gegen die Holländer ging in ihre letzten Minuten, war das Publikum am Ende auch nur noch mit sich selbst beschäftigt. Das Spiel war öde, die Welle kreiste, da entrollten fünf Männer im Unterring ein Transparent, das die ganze WM erklärt. Drei Worte nur und doch ein Existenzbeweis von planetarischer Größe: »Wir sind hier.«

Deutschland leuchtet

Glücksfall Klinsmann: Wie der Bundestrainer mit seinem mutigen Spiel den Fußball revolutioniert

VON BERND ULRICH

DIE ZEIT, 29.06.2006 Nr. 27

Er ist recht jung für den Job, er hat eine äußerst positive Ausstrahlung, vermittelt Teamgeist und Leichtigkeit. Und er arbeitet mit angelsächsischen Methoden. Warum steht Simon Rattle jetzt trotzdem so in der Kritik? Angeblich achtet er die deutschen Tugenden nicht genug, die Schwere und die Tiefe und das. Wie wehrt man sich gegen so einen Vorwurf? Dem Berliner Chefdirigenten fehlt vor allem ein objektives Maß für die Bewertung seiner Arbeit. Vermutlich würde Rattle gern mal gegen ein anderes Orchester antreten. Wahrscheinlich würde er zwei zu null gewinnen. So wie Klinsmann. Man sagt immer, der sei einem gnadenlosen Erfolgsdruck ausgesetzt. Dabei kann es eine Gnade sein, entweder zu siegen oder zu verlieren. Dann herrscht wenigstens Klarheit. Offenbar funktioniert der Klinsmann-Effekt nicht überall.

Nächster Fall: Er ist noch ein Anfänger im Trainerberuf, war aber früher ein herausragender Fußballer. Er hat eine festgefahrene Mannschaft übernommen, junge Spieler geholt, sich mit den Eminenzen angelegt und umstrittene Personalentscheidungen getroffen. Und dann ist Marco van Basten nach einem harten und dummen Spiel mit seinem Oranje-Team im Achtelfinale ausgeschieden. Wie gesagt, der Klinsmann-Effekt funktioniert nicht immer. Im Falle des holländischen Trainers liegt es daran, dass seine Revolution rückwärts ging. Er zwängte seine Spieler ein, ließ sie deutsch spielen, defensiv und robust. Das war ein Fehler.

Jürgen Klinsmann legt seinen Spielern keine Fesseln an, er befreit sie davon,

er lässt sie nicht deutscher spielen, sondern internationaler. Wäre er ein Musiker, dann würde man sicher sagen, Klinsmann habe die Mannschaft ihrer deutschen Seele beraubt. Doch das geht nicht bei einem, der den offensivsten deutschen Fußball seit 1972 spielen lässt und der die Schweden in zwölf Minuten aus dem Turnier geworfen hat.

Im Moment ist Klinsmann sakrosankt, und selbst wenn seine Mannschaft ausscheidet, wird er es erst mal bleiben. Jedenfalls, wenn sie mit aufrechem Gang untergeht. Spätestens in einer Woche jedoch wird die Frage lauten: Was bedeutet der Erfolg der Nationalmannschaft für den milliardenschweren Betrieb Bundesliga, für den Alltagsfußball in Deutschland? Da gibt es einen verdeckten, aber fundamentalen Deutungsstreit zwischen Jürgen Klinsmann und Bayern München, namentlich dessen Manager Uli Hoeneß. Der begründet das seit Jahren mäßige Abschneiden seines Clubs in der Champions League damit, dass die Münchner eben finanziell nachhaltig arbeiten, die Mailänder, Madrilenen und Londoner hingegen spekulativ und unseriös. Die kauften mit geliehenem Geld die teuersten Spieler ein und würden, so prognostizierte Hoeneß, früher oder später sicher Pleite gehen. Nun sind Real Madrid, der FC Barcelona oder Inter Mailand aber immer noch nicht am Ende, der FC Bayern ist immer noch mittelmäßig. Gibt es also noch einen anderen Grund für die Schwäche der Bundesliga?

Hier hat Klinsmann eine provozierend banale Antwort: Die Fußballer in Deutschland sind nicht fit genug. Und weil sie nicht fit sind, sind sie zu langsam, und wer langsam ist, kann nicht modern spielen. So schlicht, so brutal. Das hätte niemand zu denken gewagt. Fit, so glaubte man, sind die sowieso. Sind sie aber nicht, wie der Bundestrainer mit vier Wochen modernem Fitness-Programm und anschließender Leistungsexplosion seiner Spieler eindrücklich bewiesen hat.

Das ist mehr als peinlich für die große Mehrheit der 18 Bundesliga-Trainer und eben auch für die in der Heimat unangefochtenen, international mittelmäßigen Münchner Bayern. Hoeneß hat dieser Tage kapituliert. In einer politikerhaft gewundenen Formulierung teilt er mit, was ihm zur Physis des

deutschen Fußballs dämmert: »Ich bin bereit, Überlegungen anzustellen, was man übernehmen kann.« Na, er wird noch lernen, das etwas freudiger zu sagen.

Mit diesem Eingeständnis des mächtigsten Mannes der Liga ist die Wende geschafft. Angebliche oder echte deutsche Tugenden und Traditionen lassen sich künftig nicht mehr dazu missbrauchen, Denkfaulheiten und schlechte Gewohnheiten zu legitimieren. Erst muss wieder eine physische Basis geschaffen werden, dann kommen die Tugenden. Und dann kommt etwas, was es selten gab im deutschen Fußball: Humor. Unsere Mannschaft lächelt auf dem Platz wie sonst nur Ronaldinho. Ist doch klar, meint der bleiche, blonde Sebastian Schweinsteiger: »Wir sind eben südländische Typen.«

Aber schön war es doch

Auch ohne WM-Sieg: In diesem Sommer sind wir andere geworden

VON CHRISTOF SIEMES

DIE ZEIT, 06.07.2006 Nr. 28

Ist die Party nun vorbei? Die wichtigste Partie ist noch zu spielen, aber die deutsche Fußballnationalmannschaft wird nicht dabei sein beim Finale in Berlin. Die Autosuggestion, innerhalb von wenigen Wochen das Land und seinen Fußball an die Weltspitze führen zu können, endete Dienstagnacht um 23.26 Uhr. In der Verlängerung des Halbfinals ging der nationalen Euphorie und den deutschen Spielern die Puste aus. Sind wir nur Schönwetterfeierer, die sich allein am Erfolg berauschen? Oder haben diese intensiven Sommertage wirklich etwas verändert im Stillstandland der Großen Koalition? Es ist Zeit für die Frage, was bleiben wird von dieser Fußballweltmeisterschaft.

Die 62 Spiele bisher haben zwar den Fußball nicht weitergebracht, aber all jene großen und kleinen Dramen (und mitunter auch nur die Kurzgeschichten) geliefert, die nicht einfach nur den Gesprächsstoff für den nächsten Arbeitstag liefern, sondern in denen Menschen überall auf der Welt etwas über sich selbst erfahren wollen. Es gab Bilder, Geschichten vom Triumph des Alters (Zidane) über die Jugend (Ronaldinho), von der Versöhnung erbitterter Konkurrenten (Kahn und Lehmann), von Hinterlist (die immer kunstvolleren Schwalben im Strafraum) und offener Brutalität (die Treterei zwischen Holland und Portugal), von Kunstfertigkeit (Lahms Schuss in den Winkel) und Spielfreude (Adebayors Flanke mit überkreuzten Beinen). Und all diese Geschichten kulminieren nun in den finalen 90 Minuten, auch die jahrelangen Vorbereitungen nicht nur der Gastgeber, sondern auch der rund 200 Nationalmannschaften, die ursprünglich angetreten waren, um einen Platz im

Turnier und vielleicht sogar den Sieg zu erringen.

Mitunter gab es ja im Vorfeld die Befürchtung, die Fifa-Fußballweltmeisterschaft sei nur noch eine seelenlose Geldmaschine, in der große Gefühle allein als Schmierstoffe des Kommerzes noch gefragt seien. Aber selbst wenn der Überschwang von den Fahnen-, Ticket-, Bier-, Fernsehgeräte- und Panini-Bildchenverkäufern ausgebeutet wird – der Rausch war echt. Das Spiel ist zum Katalysator geworden für eine Sehnsucht nach fröhlichem Miteinander, das keinen Zwecken dient. Das ist ja die große Bewegung dieses Sommers: In der Welt der Ich-AGs und der an Kinderarmut zugrunde gehenden Nation von Ego-Shootern sehnen sich alle nach dem großen Ganzen, der Geborgenheit inmitten der Großfamilie auf der Fanmeile. Die Fernsehquoten zeigen, wie das in Dutzende von Kanälen zerfallene Medium noch einmal zum Lagerfeuer wird, um das sich die Nation schart.

Wieso diese in ihren Dimensionen letztlich ungeahnte Wirkung? So wie der Sieg bei der WM 1954 den Deutschen das zwiespältige Gefühl vermittelte, wieder wer zu sein, klatscht nun das Ausland durchweg wohlwollend, geradezu erleichtert Beifall: Endlich habt ihr euren Frieden mit euch gemacht! Das ist der diplomatische Triumph nicht des Organisationskomitees, sondern jedes einzelnen Bürgers, der sich und sein Auto beflaggt hat und der nichts anderes sein will als ein netter, mitunter selbstironischer, jedenfalls entspannter Gastgeber. Die Botschaft ist angekommen, denn die Welt verständigt sich in der Sprache des Fußballs. Sie ist die einzige, die wirklich überall auf dem Globus gesprochen und verstanden wird; nicht zufällig hat die Fifa mehr Mitgliedsländer als die Vereinten Nationen. Seht her, so sind wir, sagen die Mannschaften auf dem Platz sowie die Fans auf den Rängen und beim *public viewing*. Auch dieses Turnier war wieder der globale Stammtisch, an dem nationale Mentalitäten spielerisch ins Gespräch kommen.

Eindrucksvoll bestätigten die Argentinier das in ganz Südamerika verbreitete (Vor-)Urteil über ihren Hochmut, der eine Niederlage nicht verkraftet. Die Engländer spielten mal wieder in einem Elfmeterschießen tränenreich den Verlust ihres Weltreiches nach. Die Holländer wollten mit aller Gewalt weg

vom Image der Schönspieler, denen der Biss zum großen Sieg fehlt – und scheiterten an den Portugiesen, die genau das Gleiche noch ein bisschen mehr wollten. Die Afrikaner schließlich führten erneut das unglaubliche Potenzial ihres Kontinents vor – und wie fahrlässig sie mit ihren Chancen umgehen. Die Italiener verdrängten gekonnt wie immer alle Skandale und Korruptionsaffären, um sich dickfellig bis ins Halbfinale zu mauern, wo sie dann plötzlich einmal andere sein wollten, offensiv wie selten zu Werke gingen und ins Finale stürmten.

Und die Deutschen? Mit dem Jürgen und dem Jogi gibt es endlich wieder ein exportfähiges Traumpaar, das erste seit Siegfried und Roy. Die beiden Schwaben unterwarfen die Mannschaft und den ganzen DFB ihrer Ideologie, die Rennen, Druckmachen und Vertrauen auf den Chef bis zum finalen Sieg vorsah – eine mitunter beängstigend martialisch aufgeladene Batterie, der erst im Halbfinale der Saft ausging. Zum Glück ist alles nur Fußball.

Die Spiele waren im Übrigen weit weniger begeisternd, als der kollektive Jubel vermuten lässt. Das Turnier ist ein Spiegelbild der Globalisierung: Die verschiedenen Welten und (Spiel-)Kulturen werden einander ähnlicher; Erfolgsmodelle werden gnadenlos kopiert. Zur Beruhigung der Massen wird ein Rest von Nationalfolklore gepflegt. Man kann auch das – wie fast alles im offenen Kunstwerk Fußball – symbolisch lesen: Die Verteidiger (sprich die Konservativen) kannten ihre Plätze und Aufgaben. Aber die Offensivabteilungen wirkten oft rat- und mutlos: Wie soll der Weg nach vorn, in die Zukunft aussehen?

Folgt daraus irgendetwas für das Leben, die Welt außerhalb des Fußballplatzes? Weltmeister werden wollte natürlich jedes der 32 teilnehmenden Teams, aber keines hatte sich diesem Ziel so verschrieben und sich derart akribisch vorbereitet wie das von Jürgen Klinsmann. Seine Entscheidungen waren riskant, aber er hat die Risiken minimiert, indem er wenig dem Zufall überlassen hat. Wenn sein viel bespötteltes Projekt »Challenge 2006« eine Botschaft hat, dann die: Habt Zutrauen zu euren Visionen, riskiert den Blick auf das Vertraute aus ungewohnten Perspektiven,

delegiert die praktische Arbeit an loyale Experten, nimmt keine Rücksicht auf Besitzstandswahrer und Lobbyisten. Damit kann man mehr als nur ein paar Fußballspiele gewinnen.

Vor Beginn der WM haben wir die Frage, ob sich der gigantische Aufwand für diese Weltmeisterschaft gelohnt habe, schon mit Ja beantwortet. Und damals ahnte noch niemand, zu welcher Begeisterung an sich selbst diese Gesellschaft fähig sein würde. Jetzt sind die schwarzrot-goldenen Tattoos von Tränen abgewaschen worden. Aber auch das ist ein Bild, das bleiben wird. Den Sommer, in dem wir andere wurden, sollten wir uns nicht nehmen lassen. Schon gar nicht von zwei blöden Toren in letzter Minute.

Jogis Welt

Joachim Löw ist der neue Trainer der Nationalelf. Eine Reise zu Stationen seiner Karriere: Nach Schönau im Schwarzwald, Freiburg im Breisgau und St. Gallen in der Schweiz

VON ANITA UND MARIAN BLASBERG
DIE ZEIT, 20.07.2006 Nr. 30

Es war der Tag der Machtübergabe, doch fast schien alles so wie immer. Jürgen Klinsmann redete, und dann sprach Theo Zwanziger. Olli Bierhoff sagte was, Gerhard Mayer-Vorfelder und der Mediendirektor Stenger. Sie saßen in dieser tristen Halle in der Frankfurter DFB-Zentrale und sprachen von »un glaublichem Vertrauen, Loyalität und Zuneigung«. Von Jogi Löw als der »logischen Konsequenz«.

Löw saß stumm daneben und nickte hin und wieder. Nach einer halben Stunde durfte dann auch er was sagen, als Letzter, und er sagte: »Es ist ganz klar, dass wir 2008 Europameister werden wollen.« Dann ballte er etwas schüchtern die Faust. Vier Wochen lang hatte er, schweigend meist und irgendwie schief, neben Klinsmann am Spielfeldrand gestanden. Vier Wochen lang hatten sie das Gleiche angehabt, aber heute trug Klinsmann ein helles Poloshirt und Jogi Löw ein dunkles Sakko.

Vielleicht war das Sakko ein Zeichen.

Jogi Löw wird nicht zum ersten Mal unterschätzt. »Klinsmann in klein« oder »Der nette Herr Löw« haben die Zeitungen oft getitelt, und natürlich liegt das daran, dass Löw so umgänglich ist. Wenn er sich Zigaretten ansteckt, fragt er, ob das störe. Zur Begrüßung stellt er sich mit vollem Namen vor und reicht die Hand. Löw kennt den Vorwurf, er sei zu weich für das Geschäft. Zu zurückhaltend, zu bescheiden, zu uncharismatisch.

Dabei suchte Löw während der WM die Mikrofone. Er referierte über Laufwege und vertikale Pässe und hatte sich diese euphorische Klinsmann-Sprache angewöhnt, die mit dem doppelten Adjektiv. Löw sagte jetzt »viel, viel«, »sehr, sehr«, und mehr als einmal ermahnte er die Bundesliga-Trainer, viel, viel an der taktischen Arbeit zu feilen. Löw ist gewachsen in diesen aufgeregten Wochen der WM wie seine Spieler, und am Ende der Pressekonferenz in Frankfurt antwortete er auf die Frage, ob er schon einen Assistenten wüsste: »Ich habe zwar noch keinen, aber ich habe mich mit Jürgen Klinsmann zum Essen verabredet, vielleicht kann ich ihn für uns gewinnen.« Löw wirkte selbst erstaunt. Der Saal lachte.

Am Tag, als Löw Bundestrainer wurde, hat sich halb Schönau im Reisebüro versammelt, wo der Hornig-Werner einen Fernseher aufgestellt hatte, sogar der Bürgermeister war da. Denn im Prinzip kann man sagen, dass das Dorf im Südschwarzwald jetzt den zweiten Mann im Land stellt. »Erst kommt die Merkel, dann der Jogi«, sagt Wolfgang Keller. Er sitzt im Vereinsheim des FC Schönau, die Gaststätte führt Jogis Bruder Peter. Keller ist 62 Jahre alt, sein weißes Haar steht modern nach oben, er trägt ein hellblaues Adidas-Polohemd. Acht Jahre lang hat er den Jogi beim FC Schönau trainiert, bis er 16 war und zu den Profis in Freiburg wechselte.

»Der Keller-Wolfgang ist der Beste«, sagen sie im Dorf. Sechs Spieler aus Schönau sind Profis geworden – sechs Profis bei 2500 Einwohnern. Es war das Jahr 1968, als Löw bei Keller anfang, und Keller war seiner Zeit voraus. Er fuhr mit seiner Mannschaft an den Bodensee ins Trainingslager, ließ sie mit Deuser-Gummibändern trainieren und offensiven Fußball spielen: Doppelpass. Spielen-Gehen-Spielen-Gehen. Kein Mittelfeldgeschiebe, sondern direkt den Abschluss suchen. Keiner traf im Südbadischen so oft wie sie, und die Hälfte aller Tore schoss der Jogi. 18 in einem Spiel, das ist bis heute Rekord.

Der Jogi war immer der Jüngste, sagt Keller, die anderen waren drei Jahre älter, aber er hat sich durchgesetzt. Er lächelt. »Der Jogi hat nie vergessen, wo er herkommt.« Gerade erst hat er eine großzügige Spende überwiesen für den

neuen Kunstrasen. Keller deutet auf die Fotos an der Wand. Auf einem lehnt Löw am Tresen des Vereinsheims, sein roter Rollkragenpullover leuchtet im Kneipendunst. Daneben hängen Fotos, die von der Weite der großen Fußballwelt verkünden. Löws Bruder Peter, der Gastwirt, mit Nuno Gomez, Peter mit Krassimir Balakov. Peter Löw ist ein etwas fülliger Mann mit Brille, der gern Jeans und Lederjacke trägt.

Als er jetzt zur Tür hereinkommt, hockt er sich schlecht gelaunt an die Theke. Fotografieren verboten, blafft er. Seit 14 Jahren leitet er die Gaststätte, immer war es ruhig, aber seit letzter Woche rennen sie ihm die Bude ein. Das hier, sagt Peter Löw, sei sein Wohnzimmer, es solle nicht so enden wie mit Frau Klinsmanns Bäckerei. Man weiß nicht viel über Joachim Löw, und ginge es nach seinem Bruder, soll das auch so bleiben. In einem Fragebogen hat er mal als Lieblingsmusik genannt: italienische. Momentan gibt er keine Interviews. Man ahnt, dass es für Löw nun schwerer werden wird, sich zu verstecken.

Auch bei Thomas Schweizer meldeten sich plötzlich Zeitungen, und es riefen Leute an, die wollten, dass er den Jogi fragt, ob der nicht Schirmherr ihrer Stiftung werden will. Herr Schweizer, sagten sie, der Jogi Löw ist doch Ihr Freund. Es ist Freitagabend, und Schweizer sitzt im überfüllten Café Wiener in der Freiburger Innenstadt. Drei Jahre lang hat Schweizer beim Freiburger SC mit Löw gespielt, von 1986 bis 1989. Zehn Mal trifft sich die Traditionself jeden Sommer, und Schweizer sagt, der Jogi Löw fehle eigentlich nie. Löw lebt wieder in Freiburg, sie gehen in die Sauna, treffen sich im Wiener, und das letzte Mal, als sie sich trafen, da trug der Jogi einen schwarzen Ledermantel.

Er war ein Trendsetter in der Kabine, erzählt Schweizer, manchmal tauchte er in grellgelben Hemden auf, er war der Erste, der sich damals traute, Boxershorts zu tragen. Er hatte Bundesliga gespielt in Frankfurt und in Stuttgart, und er war der beste Freiburger Schütze aller Zeiten. Warum hat er es nicht geschafft, als Spieler in der Ersten Liga? Vielleicht, sagt Schweizer, hatte er zu wenig Ellenbogen. Vielleicht hat man ihn unterschätzt.

Als der Schweizer Fußballlehrer Rolf Fringer Löw vor 17 Jahren in

Schaffhausen kennen lernte, war Löw im Herbst seiner Karriere. Ein Spieler, der aus der Zweiten Liga kam. Der Schienbeinschoner ablehnte und keine Ahnung hatte, dass man auch ohne Libero spielen kann. Später sagte Löw einmal, dass er von keinem anderen so viel gelernt hat wie von Fringer. Fringer muss lächeln, wenn er an die alten Tage denkt. Er sitzt im Presseraum unter der Tribüne des brüchigen St. Galler Stadions, wo er heute Trainer ist.

Sie haben damals viel diskutiert, beim Training und danach, Fringer erklärte Löw die Vorzüge des 4-4-2-Systems, und als Lektüre verordnete er ihm sein viel gelobtes Trainerdiplom, das von den »Möglichkeiten des offensiven Zonenspiels« handelte. Löw fragte viel, es dauerte nicht lange, bis er begann, auch auf dem Feld zu denken wie sein Trainer. »Der Löw«, sagt Fringer, »war ein Leader.« Er machte ihn zum Kapitän.

Fringer würde es wohl nie so sagen, aber er empfindet schon Genugtuung, wenn er sieht, dass die Deutschen heute diesen frischen Fußball spielen, wie er ihn damals in Schaffhausen spielen ließ. 1992 ging Fringer aus Schaffhausen weg. Er wurde Meister mit dem FC Aarau, man feierte ihn als Erneuerer, und als ihn drei Jahre später der VfB Stuttgart in die Bundesliga rief, da fragte Fringer Löw, ob er sein Assistent sein wollte.

Löw zögerte. Mittlerweile hatte er in der dritten Schweizer Klasse beim FC Frauenfeld als Spielertrainer angeheuert. Er stand bei dem Verein im Wort, er konnte hier in aller Ruhe seine Idee von Fußball entwickeln. Dass er sein Wort am Ende brach, eröffnete ihm die bislang größte Chance seiner Karriere. Fringer scheiterte an einer schwierigen Stuttgarter Mannschaft und ging als Nationaltrainer zurück in die Schweiz. Löw aber startete als Interimstrainer mit einer Serie, und Präsident Mayer-Vorfelder kam nicht umhin, ihn 1996 zum Cheftrainer zu ernennen. Löw sprach mit den Spielern und ging mit ihnen trinken, er wollte nicht autoritär sein, sondern sie von seiner Idee überzeugen. Und auf einmal spielten die pen den schönsten Fußball der Liga, es war die Saison des »magischen Dreiecks«: Bobic zentral, Elber auf den Flügeln, Balakov dahinter, 78 Tore in einer Saison. »Der Trainer hat sich unsere Stärken angeschaut, sie miteinander verzahnt und uns dann unsere

Freiheiten gelassen«, sagt Fredi Bobic heute. Sie holten den DFB-Pokal. 1998 standen sie im Europapokal-Finale gegen Chelsea. Eine Woche später wurde Löw entlassen, da standen sie in der Tabelle auf Platz vier.

Löw war zum zweiten Mal gescheitert. Vielleicht war er wieder mal zu nett. Er hatte sich von seinen Spielern duzen lassen und sich geweigert, bei Interviews das Südmilch-Label an den Hemdkragen zu pappen, weil er keine »Litfaßsäule« sein wollte. Er sprach von »ehrlicher Arbeit«, die seine Profis in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit abzuliefern hätten, von Anstand und Moral. Als er zum Cheftrainer befördert wurde, sagte Löw im Fernsehen, er erwarte keine Gehaltssteigerung. Er wirkte wie ein Sozialarbeiter, der sich ins Fußballgeschäft verirrt hat. Mayer-Vorfelder, der Patriarch, wollte lieber einen Mann von Welt, so einen wie Nevio Scala.

Acht Jahre sind seitdem vergangen, und es scheint wie eine Laune des Schicksals, dass es nun ausgerechnet Mayer-Vorfelder ist, der Löw als neuen Bundestrainer präsentiert. »Der Jogi war lange Zeit im Ausland«, sagt Mayer-Vorfelder, »der hat an Substanz gewonnen.« Aber vielleicht hat sich der Jogi weniger verändert als das Fußballgeschäft.

Nach seiner Entlassung in Stuttgart tingelte Löw durch Europas Vereine. Er entwickelte seine Idee weiter und arbeitete mit Akribie, aber er bestand nun auf Unabhängigkeit. Wenn die Bedingungen nicht so waren, wie er es brauchte, zog er weiter. Bei Fenerbahce Istanbul, die er auf Platz zwei der Liga brachte, hielt er es nicht lange aus, bei Austria Wien überwarf er sich mit dem Präsidenten, der ihm die Aufstellung diktieren wollte. Mit dem FC Tirol wurde er 2002 österreichischer Meister, aber dann gab es Geldprobleme, und der Klub verlor die Lizenz. In seiner Zeit ohne Verein trieb es Löw zur Fortbildung nach Amsterdam und Mexiko-City, er hospitierte bei José Mourinho und Arsène Wenger.

Löw ist jetzt 46, und die Spieler sagen immer noch Jogi. Aber es gibt nicht mehr viele, die glauben, Löw sei für einen Bundestrainer zu nett. Nicht umsonst, sagen sie, habe Oliver Kahn ihm nach dem Portugal-Spiel seine

Handschuhe geschenkt. Es war eine Geste des Respekts.

Joachim Löw

war Torschützenkönig beim Freiburger SC, hatte aber in der Bundesliga nie Erfolg. Vielleicht wurde er deshalb immer ein bisschen unterschätzt.

SOMMERMÄRCHEN 2006

E-Book Extra: Alle Ergebnisse der WM 2006

Alle Spielergebnisse des deutschen Sommermärchens zum Nachgucken

Gruppe A	Ergebnis
Deutschland - Costa Rica	4:2 (2:1)
Polen - Ecuador	0:2 (0:1)
Deutschland - Polen	1:0 (0:0)
Ecuador - Costa Rica	3:0 (1:0)
Ecuador - Deutschland	0:3 (0:2)
Costa Rica - Polen	1:2 (1:1)

Tabelle: Gruppe A	Punkte	Torverhältnis
1. Deutschland	9	8:2
2. Ecuador	6	5:2
3. Polen	3	2:4
4. Costa Rica	0	3:9

Gruppe B	Ergebnis
England - Paraguay	1:0 (1:0)
Trinidad und Tobago - Schweden	0:0 (0:0)
England - Trinidad und Tobago	2:0 (0:0)
Schweden - Paraguay	1:0 (0:0)
Schweden - England	2:2 (0:1)
Paraguay - Trinidad und Tobago	2:0 (1:0)

Tabelle: Gruppe B	Punkte	Torverhältnis
1. England	7	5:2
2. Schweden	5	3:2
3. Paraguay	3	2:2
4. Trinidad und Tobago	1	0:4

Gruppe C	Ergebnis
Argentinien - Elfenbeinküste	2:1 (2:0)
Serbien und Montenegro - Niederlande	0:1 (0:1)
Argentinien - Serbien und Montenegro	6:0 (3:0)
Niederlande - Elfenbeinküste	2:1 (2:1)
Niederlande - Argentinien	0:0 (0:0)
Elfenbeinküste - Serbien und Montenegro	3:2 (1:2)

Tabelle: Gruppe C	Punkte	Torverhältnis
1. Argentinien	7	8:1
2. Niederlande	7	3:1
3. Elfenbeinküste	3	5:6
4. Serbien und Montenegro	0	2:10

Gruppe D	Ergebnis
Mexiko - Iran	3:1 (1:1)
Angola - Portugal	0:1 (0:1)
Mexiko - Angola	0:0 (0:0)
Portugal - Iran	2:0 (0:0)
Portugal - Mexiko	2:1 (2:1)
Iran - Angola	1:1 (0:0)

Tabelle: Gruppe D	Punkte	Torverhältnis
1. Portugal	9	5:1
2. Mexiko	4	4:3
3. Angola	2	1:2
4. Iran	1	2:6

Gruppe E	Ergebnis
Italien - Ghana	2:0 (1:0)
USA - Tschechische Republik	0:3 (0:2)
Italien - USA	1:1 (1:1)
Tschechische Republik - Ghana	0:2 (0:1)
Tschechische Republik - Italien	0:2 (0:1)
Ghana - USA	2:1 (2:1)

Tabelle: Gruppe E	Punkte	Torverhältnis
1. Italien	7	5:1
2. Ghana	6	4:3
3. Tschechische Republik	3	3:4
4. USA	1	2:6

Gruppe F	Ergebnis
Brasilien - Kroatien	1:0 (1:0)
Australien - Japan	3:1 (0:1)
Brasilien - Australien	2:0 (0:0)
Japan - Kroatien	0:0 (0:0)
Japan - Brasilien	1:4 (1:1)
Kroatien - Australien	2:2 (1:1)

Tabelle: Gruppe F	Punkte	Torverhältnis
1. Brasilien	9	7:1
2. Australien	4	5:5
3. Kroatien	2	2:3
4. Japan	1	2:7

Gruppe G	Ergebnis
Frankreich - Schweiz	0:0 (0:0)
Südkorea - Togo	2:1 (0:1)
Frankreich - Südkorea	1:1 (1:0)
Togo - Schweiz	0:2 (0:1)
Togo - Frankreich	0:2 (0:0)
Schweiz - Südkorea	2:0 (1:0)

Tabelle: Gruppe G	Punkte	Torverhältnis
1. Schweiz	7	4:0
2. Frankreich	5	3:1
3. Südkorea	4	3:4
4. Togo	0	1:6

Gruppe H	Ergebnis
Spanien - Ukraine	4:0 (2:0)
Tunesien - Saudi-Arabien	2:2 (1:0)
Spanien - Tunesien	3:1 (0:1)
Saudi-Arabien - Ukraine	0:4 (0:2)
Saudi-Arabien - Spanien	0:1 (0:1)
Ukraine - Tunesien	1:0 (0:0)

Tabelle: Gruppe H	Punkte	Torverhältnis
1. Spanien	9	8:1
2. Ukraine	6	5:4
3. Tunesien	1	3:6
4. Saudi-Arabien	1	2:7

ACHTELFINALE

	Ergebnis
Deutschland - Schweden	2:0 (2:0)
Argentinien - Mexiko	2:1 n.V. (1:1, 1:1)
England - Ecuador	1:0 (0:0)
Portugal - Niederlande	1:0 (1:0)
Italien - Australien	1:0 (0:0)
Schweiz - Ukraine	0:0 n.V. 0:3 i.E.
Brasilien - Ghana	3:0 (2:0)
Spanien - Frankreich	1:3 (1:1)

VIERTELFINALE

	Ergebnis
Deutschland - Argentinien	1:1 n.V. (1:1, 0:0) 4:2 i.E.
Italien - Ukraine	3:0 (1:0)
England - Portugal	0:0 n.V. 1:3 i.E.
Brasilien - Frankreich	0:1 (0:0)

HALBFINALE

	Ergebnis
Deutschland - Italien	0:2 n.V.
Portugal - Frankreich	0:1 (0:1)

FINALE

	Ergebnis
Italien - Frankreich	1:1 n.V. (1:1, 1:1) 5:3 i.E.

SPIEL UM DEN DRITTEN PLATZ


	Ergebnis
Deutschland - Portugal	3:1 (0:0)

Entdecken Sie weitere E-Books



Ab
2,99 €



 www.zeit.de/ebooks

ZEIT  E-BOOKS

Impressum

Weitere interessante ZEIT E-Books finden Sie unter www.zeit.de/ebooks.

Alle Rechte vorbehalten. Falls Sie unsere Inhalte wiedergeben möchten, finden Sie hier alle Informationen zur Möglichkeit von Lizenzierungen unter www.zeit.de/lizenzen.

DIE  ZEIT

Verlag:

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Neue Geschäftsfelder

Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg

Bei Feedback oder Fragen stehen wir Ihnen gern zur Verfügung:

ebooks@zeit.de

© 2014 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg

E-Book-Produktion und Vertrieb: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de

Cover: SOMKKU/Shutterstock

ISBN: 978-3-8442-9745-4

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.